
<36626048250014



GRAF GEORG KANKRIN.

der Verschwender lebt überall auf Kosten
der am Wenigsten Habenden.

Aus den Reisetagebüchern des Grafen Georg Kankrin,

ehemaligen

Kaiserlich Russischen Finanzministers,

aus den Jahren 1840—1845.

Mit einer Lebensskizze Kankrin's nebst zwei Beilagen

herausgegeben

von

Alexander Graf Keyserling.

Erster Theil.

Mit Kankrin's Bildniß.

Braunschweig.

Verlag der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock.

1865.

Vorwort.

Der schriftliche Nachlaß des Grafen Kankrin ist nach dessen Tode keiner ordnenden und schützenden Hand anvertraut worden, und wird wahrscheinlich, mit Ausnahme der amtlichen Papiere, welche in den Archiven niedergelegt sind, größten Theils für immer verloren sein.

Einer verwandtschaftlichen Beziehung des Herausgebers der vorliegenden Schrift zur Familie Kankrin ist es zu verdanken, daß ein sehr umfangreiches Manuscript, welches in Form eines Tagebuches während mehrer Reisen im Auslande von dem Verstorbenen niedergeschrieben wurde, in seine Hände kam und in ihm den Gedanken anregte, es durch den Druck zu veröffentlichen. Bei näherer Durchsicht fand sich jedoch, daß der bei Weitem größere Theil

der Aufzeichnungen wegen des geringfügigen sachlichen Werthes sich zum Druck nicht eignete, und deshalb eine Auswahl nöthig war. Diese ist nun in solcher Weise getroffen, daß dem Leser wenigstens keine von den Seiten verloren gehen sollte, nach denen der reich begabte und viel erfahrene Staatsmann in Anknüpfung an das, was seiner Wahrnehmung und seinem Nachdenken während der Reise entgegentrat, sich ausspricht. Dabei ist an der Wahrung der Originalität streng festgehalten und nur, wo offenbare Unrichtigkeiten in Namen vorhanden waren oder Flüchtigkeiten im sprachlichen Ausdruck zu stark anstießen, ist eine Abänderung für nöthig und zulässig erachtet worden.

Wenn es schon an sich ein gewisses Interesse erregt, einen Mann, der die bedeutendsten amtlichen Stellungen in einem großen Staat, wie Rußland, viele Jahre hindurch eingenommen hat, einmal in der mühelosen Weise des Selbstgesprächs reden zu hören, so möchte in dem gegenwärtigen Falle das Interesse noch dadurch gesteigert werden, daß diese Selbstgespräche von einem ehemaligen Finanzminister Rußlands gehalten sind, dessen Name gerade in der Gegenwart wiederum öfter genannt wird. Der

Herausgeber hat geglaubt diesem Interesse auch dadurch entgegen zu kommen, daß er, wie weit seine eigenen Erinnerungen aus dem persönlichen Verkehr mit dem Verstorbenen und andere gelegentliche Hilfsmittel dazu dienen konnten, den Mittheilungen aus den Reisetagebüchern eine Skizze von dem Leben desselben voranschickte. Mußte dieselbe auch in mancher Beziehung mangelhaft ausfallen, so giebt sie doch jedenfalls über die Persönlichkeit Kankrin's Mehr und Genaueres, als die bis jetzt von Anderen veröffentlichten Notizen, welche sie zugleich in mehrfacher Hinsicht berichtigen konnte.

Denjenigen Freunden des Verstorbenen, die in der offensten Weise werthvolle Mittheilungen zu der Lebensskizze gemacht haben und die ihr Eigenthum wieder erkennen werden, sagen wir unsern angelegentlichen Dank und bedauern, sie nicht nennen zu dürfen. Das Absonderliche in der Erscheinung und in der Redeweise des hervorragenden Mannes, sowie auch seine eigene Neigung, in Witzworten und treffenden Sticheleien ohne Unterschied der Person sich zu ergehen, machten ihn, abgesehen von seiner historischen Bedeutung, zu einem Liebling der heite-

ren und neckischen Sage. Wir haben indeß nur einen geringen Theil der zahlreichen Anecdoten und Aussprüche, die noch unter den Zeitgenossen leben, sammeln und verwerthen können. Mögen Andere gelegentlich uns ergänzen.

Schließlich soll nicht verhehlt werden, daß der Herausgeber der vorliegenden Schrift beabsichtigt, durch sie das Andenken an den Verstorbenen zu erneuern und einem Gefühle seines Herzens zu genügen.

Dorpat, im December 1864.

Graf Georg Kankrin.

Die folgenreiche Uebersiedelung der Familie Krankrin nach Rußland wird von einer kleinlichen Veranlassung hergeleitet. Im vorletzten Decennium des vorigen Jahrhunderts soll es zwischen zwei Damen in Hanau wegen gesellschaftlicher Prätensionen zu Mißhelligkeiten gekommen sein. Die eine dieser Damen stand in Gunst bei dem Landesherrn; die andere, eine Tochter des Zweibrückenschen Bergraths Körber, war die Gemahlin des Oberkammerraths Franz Ludwig Kankrin. Dieser, der Vater unseres Grafen Kankrin*), hatte bis dahin zu großer Zufriedenheit des Erbprinzen von Hessen, späteren Kurfürsten Wilhelm I, die Geschäfte des Berg- und Salzwesens und das Civilbauwesen des Landes geleitet und schließlich noch die Spezialdirection der Münze übernommen. Auch

*) Da über die Abstammung Kankrin's in einigen Schriften Unrichtiges verbreitet worden ist, so theilen wir hier authentische Nachrichten darüber aus Strieder's: Hessische Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, 1781, mit. Der Vater von Franz Ludwig war der Bergmeister Johann Henrich Cancrinus, seine Mutter eine geborne Fresenius; sein Großvater und Urgroßvater waren Prediger. Die Ahnen in weiter aufsteigender Linie sollen meist dem Militairstande angehört haben und aus deutschem Adel stammen.

war er, 1774, allergnädigst vom Assessor zum Kammerrath und 1781 zum Oberkammerath befördert worden. Nun entwickelte sich aber eine Spannung, die zu einem langwierigen Proceß reizte, durch welchen für Kankrin ein längeres Verweilen in hessischen Diensten und in Hanau unleidlich wurde. Da er durch seine zahlreichen, fachmannischen Schriften in ehrenvoller Weise bekannt war, konnte es ihm nicht schwer werden, eine anderweitige Anstellung zu finden. Sofort nach seiner Entlassung, 1782, wurde er vom Markgrafen zu Anspach zum wirklichen Kanzlei-Director zu Altenkirchen in der Grafschaft Sayn mit einem ansehnlichen Gehalte ernannt. Doch schon im December des folgenden Jahres ging er auf einen aus Rußland an ihn gelangten, glänzenden Antrag ein: 2000 Rubel Gehalt nebst einer zugesicherten Pension von 1000 Rubel für die Wittwe, 3000 Rubel zur Uebersiedelung und der Rang eines Collegienraths wurden ihm gewährt.

Am 28. Februar 1784 kam Franz Ludwig Kankrin nach Petersburg und übernahm die Oberleitung der Salinen von Staraja Russa an Stelle des verstorbenen Generallieutenants Bauer. Von 1786 bis 1794 wurde ihm gestattet, zur Kräftigung seiner Gesundheit und zur Herausgabe verschiedener Schriften in Gießen zu leben, worauf er wieder nach Rußland zurückkehrte, 1793 zum Staatsrath befördert wurde, bis 1813 in Staraja Russa verblieb und dann bis zu seinem 1816 erfolgten Tode als Mitglied des Raths für das Bergwesen wirkte. Er soll zwar ein sehr standesmäßiges Leben geführt haben; doch in einem Alter, wo es schwer fällt, sich an die Verhältnisse eines fremden Landes zu gewöhnen, und bei seiner schroffen Sinnesart — „er war ein starker Mann“,

pflegte der Sohn von ihm zu sagen — scheint es ihm nicht gelungen zu sein, ein sorgenfreies Auskommen den Seinigen zu bereiten. Sein einziger Sohn, so lange er in Rußland, ohne selbst im Staatsdienste zu stehen, dem Vater zur Seite war, hat die Drangsale der bittersten Armuth ertragen müssen.

Aus den Jugendjahren dieses Sohnes, des nachmaligen Grafen Georg Kankrin, ist nur Weniges bekannt. Am 16. November 1774 geboren*) wurde er als Knabe von den Aeltern in Deutschland zurückgelassen, es ist nicht bekannt, an welchem Orte; bis zum achten Jahre aber lebte er in Hanau und kam als dreizehnjähriger Knabe wieder mit dem Vater in Gießen zusammen. Sein Schulunterricht hatte jedenfalls die übliche klassische Grundlage, und das Lateinische ist ihm bis an sein Lebensende nicht fremd geworden. Er studirte erst in Gießen, vermuthlich unter Leitung seines dort anwesenden Vaters, dann in Marburg Staats- und Rechtswissenschaften, im weitesten Umfange, und legte hier wol den Grund zu seinen überraschenden Spezialkenntnissen in den mannigfachsten Gebieten der Technik. Ueber das Gemüth des jungen Mannes

*) Der Tag der Geburt ist hier nach den höchst wahrscheinlich vom Vater selbst herrührenden Angaben in der genannten Schrift von Strieder angeführt: er ist nach altem Stil der 5. November. Conventionell wurde indeß Kankrin's Geburtstag den 26. November alten Stils gefeiert, an dem russischen Georgstage, welchen Tag Kankrin selbst im Tagebuche Th. 1. S. 143, der Familiengewohnheit folgend, als seinen Geburtstag nennt. Daher rührt es, daß in allen biographischen Notizen der 26. November als Geburtstag des Grafen Kankrin angegeben wird, wogegen schon das Zusammentreffen mit dem Namenstage nach russischem Kalender spricht.

findet sich eine Andeutung in einer 1785 erschienenen Schrift des Vaters unter dem Titel: Stoische Sentenzen, Moralen und Einfälle, ein Vermächtniß an seinen gutherzigen Sohn. Nach Mittheilungen eines Zeitgenossen im Conversations-Lexikon der neuesten Zeit liebten die Gefährten an Kankrin besonders „den glühenden Eifer für das Gute". Er hatte in Gießen als Student Antheil genommen an der Stiftung eines idealen Freundschaftsbundes, und seinen damaligen Genossen bewies er noch im Jahre 1813, als er diese Gegend passirte, jene Treue, die ihm in allen Gemüthsbeziehungen eigen war, indem er sich selbst in dem größten Geschäftsgewühl die Zeit nahm, die alten Freunde in Gießen aufzusuchen, „um sich mit Herzlichkeit dem Ergusse gegenseitiger Empfindungen hinzugeben".

Die Eigenthümlichkeit Kankrin's in seinen jüngeren Jahren giebt sich noch deutlicher aus einem Roman zu erkennen, der unter dem Titel: „Dagobert, eine Geschichte aus dem jetzigen Freiheitskriege", als Gegenstück zu: „Graf Donomar, eine Geschichte aus dem siebenjährigen Kriege", in zwei Theilen, Altona 1797 u. 98 erschienen ist. Obgleich aus Kankrin's Munde in späteren Jahren, soviel man weiß, über diesen Roman nichts verlautete, so wird er ihm doch allgemein und gewiß mit Recht zugeschrieben, da die kurzen Sätze, die entschiedenen Aussprüche, die aphoristischen Reflexionen nach Form und Inhalt jenes nicht leicht zu verkennende Gepräge einer von Kankrin herrührenden Schrift verrathen. Daß aber Kankrin schon in so früher Zeit belletristische Schriften herausgegeben hat, bestätigt er selbst in der Vorrede seines letzten klei-

nen Werkes, die mit den Worten beginnt: „Als ich jung war, — erging ich mich in den Gefilden der Dichtung". *)

Der in Rede stehende Roman, besonders der erste Theil, ist in dem Geschmack der Sturm- und Drangperiode geschrieben: Die Sucht nach Außerordentlichem in Worten und in der Phrase, ein Pathos, welches das Unaussprechliche durch Stammeln andeuten will, Maßlosigkeit in jeder Hinsicht herrschen darin vor. Bemerkenswerth sind indeß für den dreiundzwanzigjährigen Verfasser die eingestreueten Lebensregeln, und die Gedanken über Philosophie, Kunst und Religion**). Ein

*) Es ist die Vorrede zu den später zu erwähnenden „Phantasiebildern eines Blinden" gemeint.

**) Wie stark und selbstständig der Kankrin's Natur eigenthümliche speculative Zug, der Trieb, selbst zu reflectiren und zu denken, schon früh hervorgetreten ist, zeigt namentlich die Stelle dieser Schrift, worin er sich über Kant's Philosophie ausspricht. Sie ist zu charakteristisch, als daß wir uns versagen könnten, Einiges davon wörtlich mitzutheilen, um so mehr, als sie beweist, wie tief Kant's Philosophie schon auf jugendliche Geister einzuwirken geeignet ist. „Diese Philosophie, heißt es a. a. O. Th. 2. S. 46, giebt uns nicht, um so zu reden, vermessen die Wahrheit selbst, nur den Weg zu ihr, indem sie Zweifelsucht und Festwisserei in einem Mittelweg sonderbar vereinigte. Indem sie Alles in erweisliche Wahrheiten und in Bedürfnisse des Herzens zertheilte, benahm sie dem System jene Engheit, jene Bestimmung und Gränze, die dem Weiterstreben der menschlichen Natur zuwider sind und jedes System unfehlbar anmaßend, klein und unbeständig machen. Sie gab uns einen sichern Punkt des Ausgehens, einige nöthige Grundwahrheiten, und nun läßt sie uns in einem moralischen Glauben ein unermeßliches Feld des Selbstdenkens und der Möglichkeit, sie nach unsrer Selbstheit zu modificiren, ohne falsch zu werden, ohne von dem einzigen Punkt der Wahrheit ganz abzuirren. — Vorzüglich in Bezug auf die Moral ist diese Philosophie von erster Wichtigkeit. Sie nahm alle Motive der Strafe und Belohnung hinweg, als eines vernünftigen Wesens unwürdig, als knechtisch. Sie setzte uns

heroischer Glaube an die Freiheit, aber auch an die Vernichtung, wird wiederholt scharf betont. Man hat jedoch mit Unrecht behauptet, daß Kankrin sich mit Feuereifer für die Idee der französischen Revolution in diesem Jugendwerke ausge-

---

außer einer Verbindung mit Gott, die ihn zum Gesetzgeber, uns zu seinen Unterthanen macht, welche die Würde des Menschen, die freie Selbstgesetzgebung somit vernichtet. Sie nahm die schwankenden Motive der Glückseligkeit hinweg und fand den Grund der Moral in den ewigen, allgemein giltigen Maximen eines moralischen Wesens, in der Würde und Freiheit unsrer vernünftigen Natur und ihrer Vervollkommnungsfähigkeit, kurz in der inneren und äußeren Harmonie eines letztunumschränkten Willens mit jenem erhabenen Sittengesetze, das zur Vollendung der menschlichen Natur und durch sie zu der planvollen Ordnung des Ganzen leitet. Dies allein kann den Menschen zu aller Hoheit seines Wesens erheben. Und wenn der Mann, der ohne Gott und Unsterblichkeit jenen reinen Maximen lebt, der erhabenste ist, so kann er es vorzüglich durch diese Philosophie werden. — Aber gewiß durften diese Lehren nicht sein. Wären sie unbestreitbar, so würden wir uns bald mit allzu sicherer Zuversicht hintergehen, bald den Werth und die Benutzung dieser Welt verkennen und unser Leben verträumen, bald eine andere mit unseren Idealen ausmalen und dieser überdrüssig werden. Sie errang alle Vortheile ohne diese Nachtheile. In einem moralischen Glauben, der Jedem nach seiner höchsten Individualität genügen kann, erhielten sich diese Sätze, die durch Zweifeln, Ahnen und Hoffen ein günstiges Dunkel im neuen Reiz erhalten. Sie hindert uns, ein andres Leben zu Motiven zu brauchen, um nicht das reine Sittengesetz zu vernachlässigen, und dem Schwachen stützt sie dieses wieder durch jene Hoffnung. Wer jenes nicht bedarf, dem ist es nicht da; aber er wird es an Anderen nicht verachten, er wird sich dieses lieblichen Trostes der schwächeren Menschheit freuen. — So ist diese Philosophie allgemein passend für Menschen und Zeitalter; ja sogar eine vernünftige Offenbarung, wenn es denkbar wäre, könnte sich auf sie gründen; sie rettet hier, wenn es auch nur Täuschung mit ihr ist, wenigstens den Glauben an die Vernunft und ist nur ein heiliges Band der Menschen unter sich mehr. Seht, Freunde, das sind die Vorzüge und Grundlinien jener Philosophie in meiner Sprache." —

sprochen habe. Die Helden des Romans sind allerdings patriotische Officiere der französischen Republik, doch waltet die Bewunderung Napoleon's, die Anerkennung, daß die Anarchie durch Einen müsse bemeistert werden, schließlich vor. Auch kommen die politischen Ideen zu keiner ausführlicheren Darstellung; eine gewisse Vorliebe für Frankreich und Abneigung gegen England, die den Verfasser vielleicht nie ganz verlassen hat, sowie Trauer über die Trägheit Deutschlands machen sich bemerkbar. Der eigentliche Gegenstand des Romans ist leidenschaftliche Liebe, die dadurch, daß der Held des Buchs, Dagobert, den Bruder seiner Geliebten durch einen Zufall tödtet, zu einer sehr unglücklichen wird. Nach vielen Wechselfällen beschließen die Liebenden, in rein geistigem Verkehr vereinigt ihr Leben zu verbringen. Die Gefahr jedoch, von einander getrennt zu werden, überzeugt sie von der Unausführbarkeit ihrer Idee. In dem Augenblick, als sie, dies bekennend, sich umarmen, macht ein Schuß ihrem Leben ein Ende. Neben der vergeistigten Liebe spielt überschwengliche Freundschaft mit beständigen Ergießungen der Gefühle die Hauptrolle in der Erzählung. Die Conception des Romans fällt wahrscheinlich, trotz seines späteren Erscheinens, in Kankrin's Studentenjahre oder in die unmittelbar darauf folgende Zeit, weshalb wir ihn auch an dieser Stelle näher besprochen haben.

Kankrin bestand nach Beendigung seiner Studien, 1794, ein Examen in der rühmlichsten Weise, bewarb sich jedoch vergebens um eine Anstellung in seinem Vaterlande. Allerdings wurde er, 1795, zum Anhalt-Bernburgischen Regierungsrath ernannt; allein dies war ein bloßer Titel, den ihm der Vater durch seine mannigfachen Verbindungen verschafft hatte.

Nach den Eingangsworten des vorliegenden Reise-Tagebuchs folgte Kankrin erst 1797 seinem Vater nach Rußland. Seine Schwester, deren gelegentliche Mittheilungen hier benutzt werden, erinnerte sich noch in späteren Jahren des Unmuths, der den deutschen Jüngling bei seinem ersten Eintritt in die nordische Kaiserstadt befallen hatte, so daß er gern auf der Stelle wieder davon gegangen wäre. Auch er selbst deutet auf diese Gefühle in seinem Tagebuche bei der Abreise aus Petersburg hin. Später war Kankrin's Ansicht, der Deutsche sei wie der Kopfkohl: um zu gedeihen, müsse er verpflanzt werden. Dies scheint er an der eigenen Person so recht erfahren zu haben, deren Wurzeln, nur mit großer Mühe aus dem Boden der Heimath gelöst, erst nach mehrjährigen Leiden in der Fremde gefestigt werden konnten.

Auf Grundlage seines mitgebrachten Titels, so erzählte Kankrin, habe man nun einen verhältnißmäßig hohen Rang von der Gnade des Kaisers Paul I. für ihn nachgesucht: sein Titel „Regierungsrath" wurde als gleichwerthig mit dem Range eines K. R. Hofrathes geltend gemacht*). Allein eben

*) Fast gleichzeitig mit dem Vater des Grafen Kankrin waren noch drei andere Männer aus Deutschland nach Rußland berufen worden, wahrscheinlich auf Veranlassung des Großfürsten Paul, der im Jahre 1780 eine Reise durch verschiedene Länder Europa's, namentlich durch Deutschland, gemacht hatte. Diese Männer waren: Diebitsch, der Vater des Grafen Diebitsch Sabalkanski, General Fitzthum und Baron Pirch, Befehlshaber der Artillerie in Finnland, als welcher er die Erziehung des nachherigen Grafen Araktschejew leitete. Wenn der junge Kankrin, bald nach dem Regierungsantritt des Kaisers Paul I. nach Rußland gekommen, in Bezug auf den Rang einige Begünstigung erfuhr, so erklärt sich dies wol aus der Berufung des Vaters. Es span-

dieser Umstand verschloß ihm den Zugang zu allen Anstellungen. Für die geringeren Stellen war der Rang zu hoch und für die höheren stand ihm seine vollständige Unkenntniß der Sprache und der Verhältnisse im Wege. Wie sehr er sich damals nach einer unabhängigen Anstellung sehnte, geht aus einem Briefe an den Professor der Mathematik, späteren Secretair der Akademie der Wissenschaften, Nicolaus Fuß, hervor, in welchem er um eine vacant gewordene Gymnasiallehrerstelle bittet. In einem zweiten Briefe an Fuß spricht der junge Kankrin sein Bedauern über den abschlägigen Bescheid aus und wagt die Bitte, bei der nächsten Vacanz möge man sich seiner doch erinnern. Hätte er erlangt, um was er bat: die große Bedeutung seines zukünftigen Wirkens wäre

---

nen sich zwischen den gleichzeitig berufenen Männern Beziehungen fort, die auch auf den Grafen Araktschejew eingewirkt haben können; wenigstens war er später gegen Kankrin sehr freundlich gesinnt und hat dessen Ernennung zu hohen Staatsämtern beeinflußt. Ueber die Art und Weise, wie der Graf Araktschejew mit Kankrin bekannt wurde, wird übrigens Folgendes erzählt: Araktschejew erbat sich von dem Minister des Innern, Kasadawlaw, einen Beamten, der ihm bei Forsteinrichtungen und Parkanlagen nützlich sein könnte. Kankrin, in dieser Veranlassung zu Araktschejew geschickt, erhielt Aufträge, wurde aber dabei mit Du angeredet; dies verletzte ihn, und mit der Erklärung, daß er keineswegs die Absicht habe, sich um die Anlagen des Herrn Grafen zu bekümmern, ging er wieder fort. Araktschejew bewirkte nun, daß Kankrin ihm förmlich untergeordnet wurde. Bei der darauf folgenden Meldung verfehlte Kankrin nicht, seinen Unwillen über die Anordnung, die ihn betroffen hatte, auszudrücken; Araktschajew aber begütigte ihn mit den Worten: „Siehe, Du bist jetzt erbost, aber lasse uns erst zusammen speisen, sodann werden wir auch zusammen aufs Land fahren.“ Der mächtige Graf fand Wohlgefallen an der Selbstständigkeit Kankrin's und faßte bei näherer Bekanntschaft Vertrauen zu ihm. –

unwiderbringlich verloren gegangen. Gegenwärtig rang er aber um seinen Lebensunterhalt, und wie kärglich es damit bestellt war, geht unter Anderm aus einem Briefe hervor, den ein unter Kankrin ergrauter Staatsmann an seinen eigenen Sohn hinterlassen hat. „Ich muß", heißt es in diesem Briefe, „Dich leider auf meinen väterlichen Segen als Nachlaß beschränken; doch laß Dich das nicht verdrießen. Gedenke vielmehr unsres Grafen Kankrin. Er war so arm, daß er mit eigenen Händen seine Stiefel, geschweige denn seine Beinkleider ausflickte und daß er Baumblätter statt des Tabaks rauchte." Es fand sich einmal eine Gelegenheit, den Grafen zu fragen, ob es in der That sich so verhalten habe. „Baumblätter", sagte er, „das ist nicht wahr, die habe ich nicht geraucht; aber freilich, zu arm war ich, um den Tabak zu bezahlen, und, so gern ich meine Pfeife hatte, das Rauchen mußte ich mir abgewöhnen." Unauslöschlich war der Eindruck, den die damalige Noth auf ihn gemacht hat, indem später, wie sehr sich auch seine Vermögenslage verbessert hatte, es ihm doch nie Vergnügen gewährte, an die eigene Person Etwas zu wenden. Nicht aus Sparsamkeit, sondern aus Gewohnheit und Vorliebe war ihm für seine Person eine große Einfachheit stets genehm. Seine liebste Tracht blieb eine Art Soldatenmantel; seine altmodische silberne Taschenuhr wurde nie gegen eine von neuerer Form vertauscht*); ihm genügten recht billige inländische Cigarren, die er mit der Papierscheere beschnitt und aus lan-

---

*) Diese Uhr vermachte er seinem alten Freunde, dem Pastor Muralt, „nicht um des Werthes willen", wie es im Testamente heißt, „sondern weil sie die erste Uhr war, die er selbst erworben."

gen Rohrstengeln rauchte; selbst des Trinkglases mochte er sich in seinem Kabinet meist nicht bedienen, sondern trank direct aus der Wasserflasche. So war etwas Diogenesartiges in seiner Natur. Kamen Packete an ihn, so mochte er nicht, daß man die Bindfäden daran zerschnitt, und, wie beschäftigt er war, nahm er sich doch die Zeit, sie mühsam zu lösen; denn, meinte er, ein solches „Kordelchen“ wäre immer zu Etwas zu gebrauchen. „Aus der Zeit meiner Armuth“, sagte er, „ist es mir geblieben, daß ich mit Unlust das Geld aus der Tasche ziehe; nachher aber denke ich nicht mehr daran. Auch schreibe ich meine Ausgaben nicht an; das wäre ja, um sich wieder zu ärgern.“ Das zur Bestreitung seiner häuslichen Bedürfnisse dienende Geld pflegte er, nach Posten und Personen, für die es bestimmt war, bereits in Packen vertheilt in seinem Pulte zu bewahren, so daß ihm auch in der Privatökonomie ausreichende Voranschläge dienlicher erschienen, als fleißige Nachrechnungen. „Für den Staat wie für den Privatmann“, äußerte er öfter, „gilt in einigen Beziehungen dieselbe Regel, z. B., daß weniger die Kapitalgeschäfte, als vielmehr die täglichen kleinen Ausgaben ruiniren; zu ersteren entschließt man sich ungern und erst nach reiflicher Ueberlegung, letztere bleiben unbeachtet, und schnell wachsen die Kopeken zu Rubeln u. s. w. Daher muß man in den kleinen Ausgaben sich zu beherrschen suchen, um auszukommen, die großen sprechen schon für sich selbst.“ Wie wenig bei dem Allen Geiz oder Habsucht in seiner Natur lag *), zeigte sich besonders in der Fa-

*) Als Beleg hierzu sei ein Fall unter anderen aus seinem späteren Leben angeführt. Als der Großfürst Michael Paulowitsch ihn benachrich-

milie bei größeren Geldgeschäften, die er mit edlem Zartgefühl, ohne ein unnützes Wort darüber zu verlieren, in der liberalsten Weise abzumachen pflegte. Wohl hat er in dem Rath, den er letztwillig seinen Kindern hinterließ, in ergreifender Weise hervorgehoben, wie drückend die Armuth einst auf ihm gelastet habe; aber er sah auf sein schwer erworbenes Vermögen nicht als auf Etwas von bleibendem Werthe, und sprach gelassen aus, daß es nach dem Laufe der Natur wieder zerfallen dürfte.

Aus seiner drückenden Lage zog ihn endlich im Jahre 1800 der am 17./29. Januar mit dem Range eines Collegienraths erfolgte Eintritt in den effectiven Staatsdienst, als Gehilfe seines Vaters, des Directors der Starorussischen Salinen. Nach einer Nachricht des Herrn Losjetschnikow, in dem Juniheft von 1864 des Russki-Westnik, muß der Kanzler, Graf Iwan Andreewitsch Ostermann bei dieser Gelegenheit mitgewirkt haben. Der Kanzler ist, wie es dort heißt, der Erste gewesen, der in dem eben aus Deutschland gekommenen Kankrin bei Gelegenheit eines Projectes über Schafzucht den zukünftigen Reichsfinanzmann entdeckte, und Er war es auch,

---

tigte, daß auf das Gesuch, seinen beiden ältesten Söhnen, die beim Professor Schulgin untergebracht waren, die Theilnahme an den Unterrichtsstunden des Pagencorps zu gestatten, die Allerhöchste Genehmigung erfolgt und gleichzeitig gnädigst befohlen sei, dem Professor Schulgin 1000 Rbl. Pensionsgeld zu zahlen, so sprach der Graf seine Erkenntlichkeit für die Genehmigung aus, fügte aber hinzu: „Durch die Freigebigkeit meines Monarchen in den Stand gesetzt, selbst für die Bildung meiner Kinder zu sorgen, bitte ich ergebenst S. M., die dazu bestimmte Summe für Einen, der es mehr nöthig hat, zu verwenden.“

der dem jungen Manne den Zutritt zum Staatsdienste erst eröffnete, welcher in so glänzender Weise sich entfalten sollte. Im Jahre 1803 erhielt Kankrin eine Anstellung im Ministerium des Innern als Rath in der Abtheilung für das Salzwesen bei der Expedition der Reichsdomänen. Amtliche Aufträge, vorzugsweise in Salinen- und Forstangelegenheiten, veranlaßten ihn nun, viele Gegenden des Reichs zu bereisen, und boten ihm Gelegenheit, Volk und Land gründlich kennen und lieben zu lernen. Die russische Sprache hatte er sich so weit zu eigen gemacht, daß er sich ihrer zu schriftlichen Geschäften mit großer Leichtigkeit, wenn auch nicht mit Correctheit, bediente, da er die Grammatik dazu, wie er sagte, sich selbst erfunden hatte. Im Schreiben des Russischen wie des Deutschen liebte er, wie er es nannte, den Lapidarstil. In der Rede handhabte er das Russische, mit scharf sächsischer Aussprache, in volksthümlicher Weise und machte gern von Sprüchwörtern Gebrauch.

Für den Erfolg, mit dem er mannigfache Aufträge in verschiedenen Gouvernements ausgerichtet hatte, wurde er im Jahr 1805 zum Staatsrath befördert. Am 7. August 1809 erhielt er indeß eine andere Bestimmung: er wurde Inspector der deutschen Kolonien des Petersburger Gouvernements. Anderthalb Jahre hat er in dieser Stellung bei Strelna, in der Nähe von Petersburg, auf dem Lande gelebt und diese Zeit hielt er für die glücklichste seines Lebens. Seinen mäßigen Bedürfnissen war mit dieser Anstellung ausreichend genügt, und er hatte Muße, unintereſſirten Beschäftigungen nachzuhängen. Man erinnert sich, ihn zu der Zeit häufig auf Spaziergängen, in einsame Betrachtungen vertieft, gesehen zu

haben. Besonders trat hier seine Vorliebe für schriftstellerische Arbeiten hervor und auf den mannigfachsten Gebieten, selbst auf dem der Theaterkritik soll er sich versucht haben. Eine eigenthümliche Scheu hat ihn immer davon zurückgehalten, seinen Namen auf den Titel zu setzen, und wo er ihn in einer späteren Schrift auch zu nennen sich entschließt, hat er es nur unter einer Vorrede oder am Ende der Schrift, wie an verborgener Stelle, zu thun gewagt. Seine Ansicht, daß „eine natürliche Minderachtung der Personen, die sich selbst zur Schau ausstellen, tief im Menschen liege"*), wird er wol nicht bis auf den Namen ausgedehnt haben; doch eine gewisse Scheu vor mißliebigen Kritiken bestimmte ihn wahrscheinlich zu einer solchen Zurückhaltung. Es ist hierdurch äußerst schwierig geworden, von den litterärischen Producten Kankrin's eine vollständige Kenntniß zu erlangen. Indeß giebt er von einer anonymen Schrift aus dieser Zeit, betitelt: Fragmente über die Kriegskunst, nach Gesichtspunkten der militärischen Philosophie, St. Petersburg bei Lesznowski, 1809, welche die einzige von Kankrin's Schriften ist, die eine zweite Auflage bei Plüchart in Braunschweig 1815 erlebt hat und ein Vorläufer seines späteren großen Werkes über Militärökonomie ist, in dem vorliegenden Reisetagebuche sich selbst als Verfasser an **).

Wenn wir bei dieser Schrift etwas verweilen, so geschieht es darum, weil gerade ihr ein unerwarteter Umschwung im Lebensgange des Verfassers zuzuschreiben ist. In den biogra-

*) Oeconomie der menschlichen Gesellschaften S. 64.
**) Vergl. Reisetagebuch Th. 1. S. 59.

phischen Artikeln über Kankrin wird nämlich stets ein Werk erwähnt, das seine Befähigung für das Kriegswesen dargethan haben soll, und zwar unter dem Titel: „Ueber das System und die Mittel zur Verpflegung großer Armeen". Möglich ist es, daß Kankrin eine Denkschrift unter diesem Titel verfaßt hat, da er in seiner Militärökonomie Th. 1. S. 68 sagt, er habe viel Zeit darauf verwandt, das sogenannte Fünfmärsche-System durch neue Combinationen brauchbar zu machen. Doch setzt er hinzu, daß er schließlich ein Paar Bände Manuscript und Figuren weggeworfen habe, weil er sich überzeugt hätte, daß dergleichen Combinationen unbrauchbar seien. An dieser Stelle würde er nun doch gewiß in anderer Weise von einer speciell über Verpflegung von ihm selbst herausgegebenen Schrift gesprochen haben, wenn eine solche wirklich existirte. Wahrscheinlich aber ist die Sage von einem Werke unter dem angegebenen Titel dadurch entstanden, daß man Kankrin für den eigentlichen Urheber des Theiles der im Jahr 1812 von dem Kriegsminister Barklay erlassenen neuen Reglements ansah, der sich auf das Versorgungswesen der Armee bezog. In dieser Vermuthung wird man durch das bestärkt, was Kankrin von dem Reglement in seiner Militärökonomie Th. 1. S. 84 sagt. Hier heißt es: „Die Gegner nannten es Anfangs das gelbe Büchlein; allein trotzdem, daß man dieser Legislation sehr ansieht, daß sie ein erster Versuch auf diesem Boden war, hat sie doch mit den Grundstein zur Errettung Europa's gelegt." Eine besondere Schrift von Kankrin über das Verpflegungswesen existirt also nicht, und dann können es nur die gedachten Fragmente gewesen sein, die den General Phull dazu anregten, die Aufmerksamkeit des Kaisers auf

Kankrin zu lenken. An einer Stelle seiner Militärökonomie werden die Generale Ph. und W. als geehrte Männer, von denen er viel gelernt habe, bezeichnet, womit wol die Generale Phull und Wollzogen gemeint sind, die nach den Mittheilungen des Prinzen Eugen von Würtemberg bei der Vorberathung der Kriegspläne für das Jahr 1812 von so großer Bedeutung waren. Finden wir also schon hier den Zusammenhang mit Phull angedeutet, so wird derselbe schließlich so gut wie gewiß aus Kankrin's eigenen Worten im vorliegenden Tagebuch, worin er in Bezug auf die genannten Fragmente über die Kriegskunst sowol seine Verhandlungen mit dem General Phull erwähnt, als auch selbst es für wahrscheinlich hält, daß General Phull ihn dem Kaiser Alexander zum General-Intendanten vorgeschlagen habe*). Nach der mündlichen Mittheilung der Zeitgenossen hat Wollzogen den Auftrag gehabt, dem Kaiser Alexander über Kankrin weitere Nachrichten zu bringen: „ein sehr kenntnißreicher, tüchtiger Mann, aber un peu dur" — soll das Urtheil gelautet haben.

Am 28. Februar/12. März 1811 wurde Kankrin mit dem Range eines wirklichen Staatsraths im Kriegsdepartement zuerst als Gehilfe des General-Proviantmeisters angestellt. Da er jedoch vom Anfang an die Seele des ganzen Geschäfts gewesen sein muß, so wurde er schon 1812 General-Intendant der Westarmee und, nachdem er am 17./29. Januar 1813 zum General-Major umbenannt worden war, am 29. April / 11. Mai d. J. General-Intendant sämmtlicher activer Armeen. Einen unvergeßlichen Eindruck machten auf Kankrin das Elend und

*) Vergl. Tagebuch Th. 1, S. 59 und S. 239.

die Verwilderung der Menschen in diesen Kriegsjahren. Auf dem Zuge von Oschmäni nach Wilna sah er 1812 alle drei Schritte einen Todten und in Wilna selbst lagen die Leichen an den Seiten der Straßen bis zu den unteren Fenstern aufgehäuft. Unglückliche, beraubte und gefolterte Bauern sah er wahnsinnig in den Wäldern umherlaufen. Er schildert an einer andern Stelle, wie eine verzweifelnde Familie das niedergestürzte Pferd, das sie hatte retten sollen, sinnlos umstand, wie Andere in starrer Apathie unter den Trümmern ihrer einst reichlichen Habe den Untergang erwarteten. Kaum glaublich, sagt er, ist das Elend des Krieges, und Niemand fühle mehr, als er selbst, wie die Mittel, die er zu seiner Führung anrathen müsse, barbarisch seien und die Menschheit entehren*). Oft verweilte er in seinen späteren Gesprächen bei diesen Erinnerungen, gedachte aber auch mancher heiteren und humoristischen Kriegsscene.

Für seine außerordentlichen Verdienste wurde Kankrin in Paris am 17. März 1815 durch die Verleihung der allgemeinen Generals-Uniform belohnt; — er vertauschte seinen bürgerlichen Rock mit der glänzenden Militär-Uniform, und diese Auszeichnung machte ihm Freude. Wahrscheinlich war ihm zuweilen unter so vielen Uniformen sein Rock nicht gegelegen gewesen. Auch pries er in späteren Jahren bei guter Laune die Militär-Uniform wol auch aus dem Grunde, weil man darin doch den Damen besser gefalle.

In demselben Jahre stattete Kankrin dem Fürsten Barklay einen allgemeinen Bericht über den Gang des ihm an-

*) Vergl Militär-Oekonomie Th. 1, S. 268.

vertrauten Geschäftszweiges ab. Hierfür wurde ihm der Dank seines Monarchen in einem besondern Rescript vom 15. Mai d. J. zu erkennen gegeben, und drei Monate später erfolgte die Beförderung zum General-Lieutenant. Bei der erst im Jahre 1857 erfolgten Veröffentlichung dieses Berichtes erregte derselbe nicht geringes Aufsehen in Petersburg, da er in vieler Beziehung eine Kritik der jüngsten Vergangenheit zu sein schien. Im Krimkriege hatte man Vieles gerade so eingerichtet, wie man es nach Kankrin's Erklärungen nicht thun sollte.

Was Kankrin während der Kriegsjahre geleistet und welche für Kriegsführung wichtige Anschauungen er dabei gewonnen, hat er in seinem großen Werke über Militär-Oekonomie theils angedeutet, theils näher auseinander gesetzt. Dieses Werk bildet den eigentlichen Abschluß der Thätigkeit Kankrin's auf dem Gebiete, in welches er durch seine litterärischen Versuche im Jahre 1809 hineingerathen war. Wir gehen deshalb hier auf seinen Inhalt etwas näher ein, obgleich die zwei ersten Theile erst 1820 und der letzte Theil 1823 erschienen ist *).

Kankrin, der auch bei dieser Schrift sich als Verfasser nicht nennt, „weil mancher Tadel sich darin finde, der weniger verletze, so lange der Verfasser anonym bleibe", sagt in der Einleitung, daß der Autor seine Arbeit mit Zwang und Widerwillen angefangen, es aber für Pflicht gehalten habe, seine

*) Der vollständige Titel ist: „Ueber die Militär-Oekonomie im Frieden und Kriege, und ihr Wechselverhältniß zu den Operationen. 1. bis 3. Bd. Mit lithogr. Tafeln. gr. 4. St. Petersburg 1820—23. Gräf.

Erfahrungen nicht einzusargen. Dies ist der Beweggrund seines Unternehmens. Ueber den bis zur Beendigung des Werkes erfahrenen Erfolg der beiden ersten Theile heißt es am Schluß der Vorrede des dritten Bandes: „Gelesen hat man das Werk bis jetzt wenig, aber manche sachkundige Männer haben es mit ihrem Beifall beehrt.“ Dabei ist es denn auch geblieben, wiewohl es eine unerschöpfliche Fundgrube für Diejenigen sein dürfte, die mit den bezüglichen praktischen Aufgaben zu thun haben, von denen indeß die Meisten, nach Kankrin's Meinung, das Stolpern über eigene Erfahrungen der fremden Belehrung vorziehen. Hier, wo uns nicht sowol das Fach, als nur die Person des Verfassers interessirt, genügt es, noch zwei gelegentliche Aeußerungen aus dem Werke anzuführen. Die eine betrifft die Stellung, die der Verfasser eingenommen hat; sie lautet: „Man pflegt sich ohnedies gegen eine so gehudelte und wenig geachtete Person, wie ein General-Intendant in mancher Armee, dem man kaum ein Quartier giebt, selten so weit herabzulassen, um selbst nur im Allgemeinen auf seine Meinung Rücksicht zu nehmen.“ Die andere Aeußerung läßt durchblicken, daß trotz des geringen Ansehens der Stellung Kankrin das Bewußtsein davon getragen hat, nicht Unbedeutendes geleistet zu haben; sie heißt: „Wie es bei menschlichen Dingen geschieht, nur das, was scheint und sich ankündigt, wird erwähnt, das innere Wesen der Sache und die stillen Bemühungen des Details bleiben, wie das verborgene Wirken der Natur, im Dunkel. Vielleicht unter dreißig nicht ganz unglücklichen neueren Kriegen hatten bei neunundzwanzigen die, welche die höhere Administration amtsmäßig oder mit Rath unter der Hand leiteten, zum Theil

mehr wesentliches Verdienst, als manche eigentliche Kriegsbefehlshaber. Denn, gestehen wir es uns nur, wir, die wir Kriege gesehen und nun auch das von andern Kriegen Gelesene recht beurtheilen können, — gestehen wir uns nur, welch' ein armselig Ding es oft um große Begebenheiten ist. Aber wer kennt jetzt jene unscheinbaren Verdienste? Hat man wol je in der letzten Zeit Derer mit erwähnt, die für den Haushalt der alliirten Armeen in so mancherlei Lagen sorgten, während doch bei den Franzosen gerade eine gelähmte Oekonomie-Administration, wie im Norden, so an der Elbe, ja in Frankreich selbst, mit Hauptursache der Unfälle war?" *)

Gilt es allgemein, daß nach den bewegten Jahren von 1811 bis 1815 nicht sowol eine erfrischende Ruhe, als vielmehr eine Abspannung mit schwächlicher Reizbarkeit empfunden wurde, so ist in Bezug auf Kankrin's Lage noch besonders hervorzuheben, daß er zu jener Zeit in Schklow, einige Meilen von der Gouvernementsstadt Mohilew, inmitten einer ärmlichen Judenbevölkerung, entfernt von allen geistigen Hilfsquellen leben mußte. Das Hauptquartier der Armee unter dem Fürsten Barklay befand sich in Mohilew selbst, und hier, im Hause des Fürsten, lebte damals eine unbemittelte junge Dame aus der angesehenen Familie der Murawiew's, einnehmend durch ihr feuriges Gemüth und die liebenswürdigste Lebendigkeit. Für diese Dame faßte Kankrin bei der ersten Bekanntschaft eine lebhafte Zuneigung; er heirathete sie 1816 und hat sie mit der größten Achtung

*) A. a. O. Th. 1, S. 227 u S. 56.

und Dankbarkeit für treue Sorge und Pflege bis an sein Lebensende geliebt.

Das Geschäft eines General-Intendanten im Frieden mochte wol Kankrin, nachdem er es anders kennen gelernt hatte, nicht mehr recht behagen, und als noch das Commando der Armee von dem Fürsten Barklay auf den späteren Feldmarschall Fürsten von der Osten-Sacken überging, so wurden ihm seine Dienstverhältnisse unleidlich. Er bat um Enthebung von seinem Amte, die ihm auch den 14. April 1820, jedoch mit der Bedingung gewährt wurde, daß er seinen Nachfolger, den Grafen Santi, zuvor genügend dressiren sollte. Schon bei dieser Gelegenheit trat ihm in solcher Bedingung eine schwer zu erfüllende Zumuthung entgegen, und auch später ist ihm von gewissen Seiten ein ernster Vorwurf daraus gemacht worden, daß er keine ihm ähnliche, befähigte Persönlichkeiten für die Staatsgeschäfte herangebildet habe. Man vergißt, daß schon Plato den Sokrates die Bemerkung machen läßt, Perikles getraue sich nicht, in der Sache, in der er selbst weise sei, Andere zu unterrichten, noch scheine er Andere für Lehrer der Staatskunst zu halten, so daß die Lehrbarkeit dieser Kunst überhaupt zu bezweifeln sei. Jedenfalls kann man eine Folgerung aus der an Kankrin gestellten Anforderung machen: man muß doch wol bis zuletzt die Verwaltung Kankrin's für ziemlich musterhaft gehalten haben. Hierzu will es nicht stimmen, wenn in gewissen biographischen Artikeln die Bemerkung zu lesen ist, Kankrin habe sich vom Amte zurückgezogen, weil er, großer Unterschleife angeklagt, in eine gehässige Untersuchung verwickelt worden sei. Die Acten und die Erinnerung der Zeit-

genossen stempeln diese Angabe zu einer späteren Erfindung. „Neider hatte ich und Feinde; aber ich habe sie nicht verdient", sagt Kankrin in seinem Testament, und es ist möglich, daß gegen den verdienstvollen Mann Verdächtigungen, an denen es auch später nicht gänzlich gefehlt hat, aufgestiegen sind. Seine Zuverlässigkeit aber und seine Befähigung hatten sich bei den verwickelten Abrechnungen mit den alliirten Armeen so offenkundig bewährt, daß er des Vertrauens seines Monarchen versichert sein konnte, — ja daß ihm selbst von österreichischer Seite eine hohe Stellung angetragen wurde. Jedoch, nur Rußland und keinem andern Lande zu dienen, war ein fester Grundsatz für ihn geworden. Um auf dieses Thema nicht wieder zurückkommen zu müssen, mag noch hinzugefügt werden, daß seine Redlichkeit eine so strenge gewesen ist, daß er sich wegen seiner Eigenschaft, Staatsdiener zu sein, nie erlaubt hat, Börsenpapiere und Actien zu kaufen: Landgüter zu erwerben, einmal im öffentlichen Ausbot, sonst aber aus freier Hand, oder seine Ersparnisse in die Reichsbanken zu tragen, dies waren die einzigen Geschäfte, die er mit seiner Stellung vereinbar hielt. Gegen Andere freilich hatte die Erfahrung ihn nachsichtig gemacht, vielleicht so sehr, daß er die Redlichkeit fast für eine unfreiwillige Eigenschaft scheint angesehen zu haben, da er einmal einem Manne, der sich derselben rühmte, erwiederte: „es wäre so, als wenn er sich hoch anrechnete, kein Weib zu sein." Die Versuchungen zur Unredlichkeit suchte er, so viel er konnte, zu vermindern, und als einige zwanzig Kassen einst in Petersburg zu einer vereinigt wurden, begründete er dies mit dem Spruch: „Kassen machen Diebe."

Wenn Kankrin später sich sehr wohlhabend nennen konnte, so verdankte er dies ausschließlich der Großmuth, mit der seine Dienste vom Kaiser Nikolai vergolten wurden. Sein Nachlaß erreichte, wenn man die Güter nach den Kaufpreisen berechnet, nicht ganz die Summe der ihm verliehenen Kaiserlichen Geschenke, obgleich später durch den steigenden Grundwerth der von Kankrin acquirirten und sehr schonend verwalteten Ländereien der Werth seiner Hinterlassenschaft bedeutend gewachsen ist. Wie wenig übrigens die Voraussetzung allgemein giltig ist, daß ein Amt mit nicht zu controlirenden Geschäften im Verhältniß zu den durchgehenden Summen den Inhaber bereichert, zeigte sich, als Kankrin, zum Mitgliede des Kriegsraths ernannt, mit Familie in Petersburg leben sollte. Bei aller Sparsamkeit reichte sein mäßiges Gehalt nicht aus und in der äußersten Bedrängniß entschloß er sich, wie schwer es ihm auch wurde, seinen Monarchen um Hilfe zu bitten. Indessen sollte es sich bald zeigen, daß Alexander I. ihn nicht aus den Augen verloren hatte.

Ehe wir jedoch zu der neuen Wendung im Leben Kankrin's übergehen, haben wir noch von den litterärischen Arbeiten zu sprechen, mit denen er sein rastloses Bedürfniß nach Beschäftigung in den wenigen Jahren der Ruhe, die ihm gewährt waren, befriedigte. Von seinem Hauptwerke über Militär-Oekonomie, das zum Theil schon in früheren Jahren muß niedergeschrieben sein, ist schon gesprochen. Eine andere bei Thienemann in München 1821 anonym erschienene Schrift unter dem Titel: „Weltreichthum, Nationalreichthum und Staatswirthschaft“ wird allgemein und mit Recht Kankrin zugeschrieben und verdient unsere volle Beachtung. Sie endigt mit den

Worten: „Hier schließen wir endlich das Werklein mit dem herzlichen Wunsch, daß es theoretisch etwas nützen möge, aber leider mit der vollen Ueberzeugung, daß es praktisch sehr wenig fruchten werde.“ Das Umgekehrte ist eingetroffen: theoretisch hat dieses kleine Werk keine Bedeutung gehabt und nur ungünstige Beurtheilungen erfahren, — praktisch ist es aber das Programm derjenigen Finanzverwaltung geworden, die bis zu dieser Stunde die gerühmteste ist, welche jemals in Rußland gewirkt hat. Es ist diese Schrift für Kankrin eine Vorstufe zur Uebernahme des Finanzministeriums geworden, in ähnlicher Weise, könnte man sagen, wie sein schriftstellerischer Versuch über die Kriegskunst zu seiner Anstellung als General-Intendant der Armee geführt hat. Wurde er früher in Folge der einen Schrift aus dem Stillleben unter deutschen Kolonisten in das Getümmel des wildesten Krieges versetzt, so sollte er in Folge der anderen Schrift jetzt, wo er in Petersburg als einer unter den vielen vergessenen Generälen ein dürftiges und eingezogenes Leben führte, die Leitung eines der ausgedehntesten Verwaltungszweige des großen Reiches übernehmen, da in Rußland bis zum Jahre 1837 die Verwaltung der Staatsdomänen ebenfalls zum Finanzministerium gehörte, dem noch bis jetzt das gesammte Bergwerkswesen und das Handelsdepartement beigeordnet sind. Unsere Aufmerksamkeit auf das in Rede stehende Werk wird noch mehr gespannt, wenn wir erfahren, welch' ein seltenes Beispiel anhaltender Consequenz und gleichförmiger Selbstentwickelung darin gegeben ist. Liest man nämlich dieses Buch und denkt dabei an die nachfolgende lange Finanzverwaltung Kankrin's, so muß man über die Treue erstaunen, mit welcher der Staats-

mann im Amte im Allgemeinen die Lehren festgehalten hat, die er als ungebundener Denker im Voraus aufgestellt hatte. Diese Lehren beanspruchen daher unser Interesse nicht blos als folgenreiche Gedanken des Verfassers, sondern auch in so fern, als sie den Inhalt seines zuerst weichen Charakters ausdrücken, wie er aus rauhen Stürmen des Lebens hervorgegangen ist. Der „gutherzige Sohn“, der von den Idealen der Freundschaft und der Menschenrechte schwunghaft ergriffene Jüngling hält als Mann das Wohlergehen der Einzelnen unbedingt für die Aufgabe der staatlichen Gemeinschaft, und nirgends gilt ihm als Ziel unserer Existenz die Vervollkommnung der Gesammtheit.*) Das System des bestmöglichen Ertrags ist ihm ein scheußliches System, eins ohne Menschengefühl. Eine mäßige, möglichst gleichförmige, wohlhabende Bevölkerung ist das Ziel, nicht ein hoher Reinertrag der Gesellschaft, wobei am Ende das halbe Volk am Bettelstabe gehen müßte.**) Die idealen Richtungen des Jünglings hatten

*) Wie er als junger Mann den Staatszweck dachte, tritt schon in einer Stelle im Dagobert hervor S. 158 heißt es: „Ich sehe jeden Tag, man ist auf einem unrechten Wege, wenn man Volksglück zum Zweck der Regierung macht; es führt nothwendig auf die Principien der Despotie, die diesem trägen Glück günstiger ist, als die Republik. Nicht Glück, Vervollkommnung des Menschen; nicht Volksglück, Volksgröße muß Zweck sein. Dann folgt jenes unausbleiblich nach und ohne dieses ist das edlerer Art ewig unerreichbar. Freiheit und Sicherheit ist der Zweck des Staats und der Verfassung; Volksgröße die Maxime der Verwaltung, wenn sie sich nicht blos mit Gesetzen und öffentlicher Ordnung, sondern auch mit der Bildung und Veredlung des Volkes beschäftigen will, ohne welches das Regieren nur auf eine rächerische, selbstgefällige Straffertigkeit hinausläuft.“

**) A. a. O. S. 9.

schmerzliche Störungen erlitten, als er die Bitterkeit der Armuth in der Fremde gekostet. Der Mann hatte die Wildheit der für gesittet geltenden Menschen im Kriege gesehen, die internationale Wolfswirthschaft empfunden und es waren seine Anschauungen mit Trauer über das menschliche Elend, zugleich aber mit einem gewissen Cynismus behaftet. Der Erwerb zeigte sich ihm unter der Form des legitimirten Raubes. In der genannten Schrift heißt es: „Denn so wie im gemeinen Leben kein Vermögen anders als auf Kosten Anderer erworben werden kann, so geht es auch mit dem Handel gegen das Ausland."*) Der Weltreichthum schien ihm ein Ganzes, von dem jede Nation einen um so größeren Antheil besitzt, je mehr sie vom Nachbar durch List und Gewalt zu rauben vermag. Abwehr gegen mächtige Handelsstaaten, besonders gegen England, schien ihm geboten, und daran schloß sich die Rechtfertigung des Schutzzollsystems. Der Hauptgedanke dabei ist mit folgenden Worten ausgedrückt: „Unabhängige, gesicherte Existenz ist also der Hauptzweck eines Volks, dem auch der Nationalreichthum untergeordnet werden muß" **), was neben vielen andern Aeußerungen sehr an Motive erinnert, die in späterer Zeit für dieselbe Sache von F. List mit beredten Worten und mit patriotischem Eifer ausgeführt worden sind. Die harten Urtheile, die man gegen diesen Theil der Ansichten Kankrin's gerichtet hat, stützen sich nicht auf eine unparteiische Würdigung der Schrift, sondern lassen den Wiederhall der

*) A. a. O. S. 120.

**) A. a. O. S. 101.

Klagen des auswärtigen Handelsstandes vernehmen *). Gegen die häufig ausgesprochene, aber unrichtige Behauptung, Kankrin habe hier das Prohibitivsystem verfochten, sei die folgende Stelle angeführt: „Dagegen verfehlt man jeder Zeit seinen Zweck durch Einfuhrverbote oder unmäßig hohe Zölle. Sollen dadurch die inländischen Fabriken blos gehoben werden, so wird man sich irren, weil das ihnen gegebene Monopol sie von der einen Seite träge macht, von der anderen Seite einen Theil der Nation zwingt, übermäßige Preise zu zahlen, welches andere Erwerbszweige entkräftet und der Nation eine neue Last auferlegt, die sicher besser verwendet werden könnte. Ja, unsern in Hoffnung auf's Monopol schleudernden Fabriken kommt diese Betrachtung nicht einmal ganz zu Gute, erstlich, weil bei dem schlaffen Geist, den die Begünstigung weckt, ohne Jemandes Nutzen, zu Vieles verwahrlost wird, zweitens, weil auch das irrige Ziel nicht einmal erreicht wird, da die unbezwingliche Contrebande alsbald ihr Wesen treibt. Diese verkauft nun zu den hohen Monopolpreisen der inneren Fabriken, etwa mit einem kleinen Abschlag, zu großem Vortheil der Betrüger und mit indignirender Belastung der ehrlichen Leute in der Nation" **) u. s. w. Dies hatte Kankrin von Anfang an gesagt, und wenn man es ihm wiederholte, so konnte man nicht wähnen, ihm neue Gesichtspunkte zu enthüllen. Doch ein ganz anderes Interesse stellte Kankrin bei der Anwendung der Zollmaßregeln in Rußland an die Spitze: es mußten Einnahmen geschaffen werden und man mußte den

*) Vergl. Tagebuch S. 60.
**) A. a. O. S. 151.

wolhabenden Leuten hinter ihren Privilegien beizukommen suchen. Wie hoch Kankrin auch die Entwickelung der inländischen Industrie schätzte, besonders bei dem politischen Bedürfniß nach einem in Rußland nicht genügend vorhandenen Mittelstande, so trat diese Rücksicht doch gegen die fiskalische vollständig zurück. Im Reiche waren übrigens nicht nur die Industriellen, sondern auch der Handelsstand und die Städte mit der Anwendung der Kankrinschen Lehre im Allgemeinen zufrieden, und es kann nur aus der Ferne behauptet werden, daß Corruption unter Kankrin die russische Douane zersetzt hätte, während sie gerade unter seiner Verwaltung zu einer ungewöhnlichen Integrität sich erhob. Endlich sei auch noch der Vorwurf erwähnt, daß Kankrin den Privatcredit auf Kosten des Staatscredits erschüttert habe. Das Gegentheil hat sich später gezeigt; denn als die unter Kankrin wirkenden Staatsbanken eingingen, so erfuhr man, daß sie eine schwer zu ersetzende Basis des Privatcredits gewesen waren.

Wie sehr übrigens, auch nach unsrer Auffassung, die speculativen Grundlagen der Kankrinschen Schrift durch den Wiederschein verwirrender Erfahrungen getrübt sein mögen, bewundernswerth ist doch die Sicherheit, mit welcher die nächsten Bedürfnisse der russischen Finanzen in der damaligen Zeit von Kankrin aus der Ferne erkannt worden sind. Schon in der Vorrede weist er darauf hin, wie besonders im Geldwesen in den letzten Jahrzehnten ein häufiges Verfehlen des für unfehlbar Gehaltenen hervorgetreten sei. Von dem Papiergelde, das man mittelst Anleihen unter schweren Bedingungen zu halten und zu vermindern gesucht hatte, lehrt er, daß man sich nur seine Fixirung zum Ziel setzen darf, und die Mittel,

die er empfiehlt, hat er später mit einem Erfolg angewandt, den viele einsichtsvolle Zeitgenossen nicht vorherzusehen vermochten. Einen wahrhaft divinatorischen Blick erkennt man in vielen Einzelheiten, und was in dem Buche über die beständig mit dem Papiergelde verbundenen Gefahren, über die Tilgung der Staatsschulden, über die Wirkungen der Abgaben u. s. w. gesagt wird, ist so treffend, daß man eher einen gewesenen, als einen noch nicht berufenen Finanzmann zu vernehmen glaubt. So begreift es sich wol, daß der hochbegabte Finanzmann dem Kundigen durch diese Schrift sich zu erkennen geben konnte.

In demselben Jahre, in welchem sie erschien, wurde Kankrin wegen der Verhandlungen über gewisse kriegerische Eventualitäten im Juni zum Congreß nach Laibach berufen und im November zum Mitglied des Reichsraths für das Departement der Staatswirthschaft ernannt. Als darauf im Jahre 1823 der Graf Gurjew das Finanzministerium in einer sehr kritischen Lage zurückließ, wurde es zur großen Ueberraschung des Publikums dem General Kankrin übertragen *). Einen Mann, der in der sogenannten großen Welt Petersburgs wenig bekannt war, der auch mit seinen schlichten und scharfen

*) Nach mündlicher Mittheilung von Personen, die über manche Lebensverhältnisse Kankrin's genau unterrichtet sind, war es Graf Araktschejew, der ihn zu Gurjew's Nachfolger im Amte vorgeschlagen hat. Die schon an sich wichtige Ernennung Kankrin's zum Finanzminister wurde noch bedeutungsvoller durch den im September 1823 nach einer beim Durchgehen der Pferde erhaltenen Verletzung erfolgten Tod des Baron v. Campenhausen, der bis dahin Reichscontroleur und die tüchtigste Kraft in der Finanzverwaltung gewesen war.

Formen wenig dazu angethan schien, in derselben sich einzubürgern, war man nicht gewohnt, an einer Stelle zu sehen, von der auch die vornehmsten Herren Manches zu erbitten haben. Die Opposition wurde noch mehr erregt durch die energischen Neuerungen, mit denen Kankrin's Finanzverwaltung hervortrat. Das System, die ganze Masse der Assignaten in verzinsliche Schuld umzuwandeln und die Tilgung der Staatsschulden zu erzwingen, wurde sofort aufgegeben, dagegen aber die Bildung von Reserve-Kapitalien angestrebt. Außerdem trug zur sofortigen Abstellung des für das Jahr 1823 vorliegenden Deficits die seltene Vertrautheit Kankrin's mit allen Zweigen der Militär-Oekonomie wesentlich bei, da diese ihn in den Stand setzte, die erheblichsten Ersparnisse im Kriegsministerium als möglich nachzuweisen und durchzusetzen. Auch in den anderen Ministerien wurden die Ausgaben bedeutend verringert. Die Einkünfte dagegen vermehrten sich sogleich durch Abstellung von Mißbräuchen und durch Einführung einiger Verbesserungen in der Branntwein-Regie und im Zollwesen. Schon 1824 war das Deficit verschwunden und der Credit des Reichs überraschend gestiegen. Auf die wirksamste Weise wurde im Innern des Reichs die Production und der Handel gehoben und allmälig die ganze Administration nach den von Kankrin vertretenen Principien reformirt. Dennoch trägt Kankrin's Verwaltung ein entschieden conservatives Gepräge, da er jede Verbesserung mit großer Schonung des Bestehenden in umsichtiger Weise an die Vergangenheit anknüpfte. „Die innere Production muß von der Regierung homöopathisch zur Vervollkommnung angereizt werden", war einer von seinen Aussprüchen. Doch verschloß seine conserva-

tive Tendenz durchaus nicht seinen staatsmannischen Blick in die Zukunft, wozu als Beleg angeführt werden mag, daß er 1840 bereits erklärte, man könne dem Eisenbahnwesen, dem Freihandel, der Bauernfreiheit in Rußland nicht entgehen, nur sei der allgemeine Zustand des Landes durchaus nicht reif dazu*).

Welche Dienste Kankrin in den nun folgenden einundzwanzig Jahren seiner Finanzverwaltung dem Reiche geleistet

---

*) Einen bemerkenswerthen Beitrag zur Kenntniß und Würdigung der Kankrin'schen Finanzverwaltung giebt eine im Juni 1860 im Journal de St. Petersbourg erschienene biographische Studie über Kankrin, sowie ein soeben in der Zeitschrift „Lesebibliothek" erschienener Artikel von Herrn Schipow, überschrieben „Skizze des Lebens und der staatsmännischen Wirksamkeit des Grafen Kankrin", von welchem Artikel auch ein Separatabdruck vorliegt. Hier wird unter Anderm nachgewiesen, daß Kankrin in den ersten Jahren seiner Verwaltung von 1823 — 27 ein Ersparniß von mehr als 200 Millionen Franken bewirkt hat. Die Hauptzüge der Kankrin'schen Finanzverwaltung, welche Herr Schipow hervorhebt, sind: 1) Sparsamkeit im Allgemeinen, 2) Schonung des Staatscredits, da er überzeugt war, daß der Nationalwohlstand durch Staatsschulden nicht vermehrt werden könne, 3) Vermeidung neuer Auflagen, 4) Hebung der vaterländischen Industrie durch Schutzzölle, 5) Fixirung der Werthzeichen in so vorsichtiger Weise, daß dem Publikum weder Gewinn noch Verlust aus dieser Operation erwachsen konnte. — Herr Schipow spricht sein Schlußurtheil dahin aus: „Graf Kankrin, der das Ministerium in der allerschwierigsten Lage der russischen Finanzen übernahm, hat sie in einen blühenden Zustand gebracht, ohne zu diesem besonderen Zwecke ausländische Anleihen zu machen. Er erhob den Reichscredit auf die höchste Stufe des Ansehens an allen europäischen Börsen, und der Reichthum Rußlands stieg bedeutend unter seinem Ministerium trotz der großen Kriege, des polnischen Aufstandes, der europäischen Krisen, der Ueberschwemmung, des Wüthens der Cholera: Begebenheiten, die seiner Verwaltung nicht geringe Schwierigkeiten bereitet haben"

hat, wird man nie vollständig ermessen können, da er nach seinem eigenen Urtheil sie weniger in das setzte, was er gethan, als in das, was er verhindert hat. Manches dürfte indeß aus den bisher noch unbenutzten Acten und Papieren darüber hervorgehen, wenn die Zeit ihrer Zugänglichkeit gekommen sein wird. Denkwürdigkeiten hat Kankrin nicht geschrieben, trotz der wiederholten Aufforderungen dazu, die er aber mit den Worten zurückwies: „zur Wahrheit bin ich zu dankbar, zur Dankbarkeit aber zu wahr *). Im Gespräch indeß war er nicht zurückhaltend. In traulichen Stunden liebte er, sich über Alles auszulassen, oft in Witzen und beißenden Bemerkungen, selbst Personen gegenüber, welche sein Vertrauen nicht verdienten. Seiner Erfolge in der Administration, besonders aber des seltenen Umfanges seiner Kenntnisse gedachte er zuweilen mit einer Art scherzhafter Uebertreibung. Als er z. B. gelegentlich auf einem Spaziergange überraschende landwirthschaftliche Kenntnisse entwickelte und gefragt wurde, „woher wissen Sie alle diese Details", antwortete er, die Hände in die Seite gestützt: „Fragen Sie mich, was ich nicht weiß!" Wieder in andern Fällen aber sagte er: „ich kenne meine Schwäche, Alles will ich wissen."

Von seinen eigentlichen Leistungen urtheilte er allerdings nicht mit Unterschätzung, war jedoch der Meinung, daß auf seinem Gebiet in der Hauptsache nichts Dauerndes erreichbar sei. Zu einem für die Entwicklung der Gewerbsthätigkeit in Rußland bei ihm angestellten Staatsmann sagte er einmal: „Was wir zusammen machen, wird bleibend sein, in den üb-

*) Vergl. Tageb. Th. 1. S. 238.

rigen Gebieten der Thätigkeit vergeht Alles: was man gesammelt, verzehren Kasernen, Festungen, Bauten u. s. w." Er betonte selbst, daß es ihm nicht gelungen sei, die Wiederkehr des Deficits, das er bei seinem Antritt vorgefunden, während seiner eigenen Verwaltung zu verhüten, obgleich durch ihn die Staatseinnahmen um ein Drittheil vermehrt wurden, wobei die Zolleinnahmen sich verdreifacht und die Einnahmen von der Branntweinpacht sich verdoppelt hatten. Auch sei es kein moralisch erfreuliches Geschäft, wenn man wesentlich auf den Gewinn aus der Völlerei (Branntweinpacht) angewiesen wäre. Er empfand das, was er den Schmutz seines Geschäftes nannte, sagte aber auch: „Ich bin wie ein Käfer im Miste und wühle darin, doch geht aus diesem Miste all' der Glanz hervor", und wies dabei auf das Winterpalais.

Doch Diejenigen, für die er wirkte, dachten günstiger und größer von seinen Leistungen. Die höchsten Auszeichnungen wurden ihm zu Theil. Im Jahre 1829 ward ihm die Grafenwürde, im Jahre 1832 der Andreasorden verliehen, und seine erfolgreichen Dienste fanden bis in das Jahr 1838 einen sich beständig steigernden, reichen Lohn. In diesem Jahre wurde, sowie Speransky über Jurisprudenz, auch Kankrin über Finanzwissenschaften zu Vorträgen für den künftigen Beherrscher des Reichs veranlaßt. Er schrieb zu jeder der wöchentlich zweimal wiederkehrenden Vorlesungen das Erforderliche nieder, und so entstand ein noch gegenwärtig in den Archiven des Finanzministeriums aufbewahrtes interessantes Werk über höhere Finanzverwaltung und über Statistik der Finanzen nicht nur Rußlands, sondern auch anderer europäischer Staaten.

Vom Jahre 1839 an, wo seine Gesundheit die erste tiefe Erschütterung erlitt, fühlte er sich seiner Stellung nicht mehr in der alten Weise gewachsen. Wol fand er es ganz natürlich, daß seine Stimme im Finanzwesen nicht mehr so ausschließlich, wie in früheren Zeiten, entschied, da der geschäftliche Personenverkehr des Kaisers Nicolai sich mit den Jahren sehr erweitert hatte. Allein selbst bei wichtigen Finanzmaßregeln gelang es ihm nicht mehr, gegenüber den oft bitteren Einreden der zahlreichen und gewichtigen Opponenten, seine Ueberzeugung durchzusetzen. Noch immer ragte er unter seinen Zeitgenossen hervor und wirkte, wenn sich auch die menschliche Gebrechlichkeit an ihm geltend machte, in seinen Geschäften, wieviel ein Mensch es vermag, mit Gewissenhaftigkeit und Aufopferung fort: jedoch von der Bürde der so lange auf ihm lastenden Sorgen gedrückt und von Krankheit geschlagen, bekümmerte ihn die Ungerechtigkeit der Menschen zu sehr, um sich ihrer mit jener kräftigen und witzigen Rede, die ihm sonst so reichlich zu Gebote stand, auch ferner stets zu erwehren. Oft verstummte er und sehnte sich, ein Amt niederzulegen, das er ungebeugt nicht mehr tragen konnte.

Der Monarch wollte aber den treuen Diener nicht missen, sondern wünschte, ihn bis an sein Lebensende in einem Amte zu belassen, dessen Ansehen mit dem Namen Kankrin's in feste Verbindung getreten war. Gnädigst ordnete der Kaiser an, daß sein alter Minister im Jahre 1840 auf einem eigens deshalb zur Verfügung gestellten Dampfschiffe eine Reise in's Ausland zur Herstellung seiner Gesundheit machen sollte. Das Finanzministerium wurde unterdeß von einem äußerst amtstreuen und dem Dienstalter nach voranstehenden Beamten,

den Kankrin dazu in Vorschlag gebracht hatte, dem nachherigen Finanzminister und Grafen Wrontschenko, verwaltet, in Grundlage einer sehr eingehenden und umfassenden, von Kankrin entworfenen Instruction. Beiläufig sei erwähnt, daß Kankrin entschieden in Abrede stellte, auch über seinen Nachfolger hiermit sich ausgesprochen zu haben.

Kankrin kehrte von dieser Reise in der That gestärkt zurück; doch trat seine Absicht, aus dem Amte zu scheiden, nichts destoweniger hervor. Er sagte zu einem hochgestellten Dienstgenossen: „Das beste Resultat, das ich aus dieser Reise gewonnen habe, besteht in der Ueberzeugung, meine Stelle recht wohl entbehren zu können. Ich fürchtete, die Muße oder wenigstens der Mangel der hiesigen Pflichtgeschäfte würde mir unerträglich sein; die Erfahrung hat mich aber belehrt, daß zu einer solchen Befürchtung durchaus kein Grund vorhanden ist.“ Schon im folgenden Jahre 1841, und dann wieder 1843 sah Kankrin sich genöthigt, aufs Neue seiner Gesundheit wegen ins Ausland zu reisen, wobei er jedoch nur zeitweilige Erholung fand: — seine Kräfte brachen mehr und mehr zusammen und seine Stellung wurde immer drückender. Endlich erlangte er seinen Abschied in folgender Weise.

Zu Anfang des Jahres 1844 wurde er von apoplectischen Anfällen in Form eines bösartigen Wechselfiebers betroffen und man meldete dem Kaiser, daß das Leben Kankrin's in der äußersten Gefahr schwebe. Sobald der Kranke wieder im Stande war, eine ernste Unterredung zu ertragen, begaben sich Seine Majestät an zwei auf einander folgenden Tagen an das Krankenlager des Finanzministers. Hier, ohne Zeugen, führte der Monarch noch ein letztes, über anderthalb

Stunden dauerndes Gespräch mit seinem alten Staatsmann, den er nie wieder sehen sollte. Der Kaiser hat ihm lange zugeredet, im Amte zu bleiben und nur auf einige Zeit zur Kräftigung seiner Gesundheit zu verreisen: es werde, wie schon früher geschehen, seinem Gehilfen Wrontschenko die Leitung des Ministeriums anvertraut bleiben, und er könne versichert sein, daß auch in seiner Abwesenheit Alles ebenso werde fortgeführt werden. Kankrin blieb jedoch fest bei seiner Absicht, sich gänzlich vom Ministerium zurückzuziehen. Wie schwer es ihm auch wurde, den Wünschen seines gnädigen Monarchen und Wohlthäters nicht zu entsprechen, und wie sehr auch im Hinblick auf persönliche Verhältnisse ein längeres Verbleiben im Amte ihm rathsam scheinen mochte: das Bewußtsein seiner staatsmännischen Verpflichtungen trug den Sieg über alle diese Rücksichten davon. Er fühlte, daß er schon seit Jahren die Kraft und den erforderlichen Einfluß verloren, und sprach es, nachdem er des Ministeriums schon enthoben war, nicht ohne Bedauern aus, daß er seiner Meinung nach vier Jahre zu lange sein Amt behalten habe.

Kankrin verblieb Mitglied des Reichsraths, erhielt aber gnädigst einen Urlaub auf ein Jahr und machte nun seine letzte Reise, nachdem er von der Leitung des Finanzministeriums, die ihm einundzwanzig Jahre obgelegen hatte, am 1. Mai 1844 entlassen war. Auch in der Folge hat er seines Kaisers nie anders als mit der dankbarsten Ergebenheit gedacht: aber der Schluß seiner glänzenden Laufbahn zeigt, daß er diese Empfindungen mit der Pflicht eines Mannes von eigener Ueberzeugung zu vereinen gewußt hat. Wie übrigens ein Finanzminister seinem Landesherrn gegenüber sich zu ver-

halten habe, hat Kankrin in seiner Oekonomie der menschlichen Gesellschaften ausgesprochen, und er wird diese Regeln sicherlich befolgt haben. Sie bestehen wesentlich in den drei Vorschriften: zum Unrechtlichen nie seine Hand zu bieten, bei wichtigen Dingen gegen die Ueberzeugung nie einzuwilligen, aber die Befehle pünktlich zu erfüllen, bei unwichtigen Dingen nicht eigensinnig zu sein.*)

In wie edler Weise auf der andern Seite der Kaiser Nicolai sein Verhältniß zu Kankrin auffaßte, tritt besonders aus einem von Herrn Schipow im genannten Artikel in Kopie veröffentlichten, eigenhändig mit Bleistift geschriebenen Briefe des Kaisers an Kankrin hervor, der in eine Zeit fällt, wo das System des Finanzministers mancherlei Angriffen in den höchsten Kreisen zu begegnen hatte, und zu welchem ein an sich geringfügiger Vorfall Anlaß gab. Kankrin wurde nämlich einmal während der Nacht, als er gerade krank war, angeblich auf Befehl des Kaisers um eines Nachweises willen aus dem Schlaf geweckt. Darauf erhielt Kankrin vom Kaiser folgenden Brief:

„Heute erst erfuhr ich, lieber Gegor Franzowitsch, daß ich die unwillkührliche Veranlassung eines Vorfalls gewesen bin, der Ihnen mit Recht ärgerlich gewesen sein muß. Da ich Sie so lange nicht gesehen, ist es mir nicht möglich gewesen, mich mit Ihnen über meine Absicht zu verständigen, die Einrichtung des Departements der Reichsdomänen näher kennen zu lernen, wozu mir der Anfang des Jahres am geeignetsten schien. Als

*) A. a. O. S. 342.

ich dem Staatssecretair Tanejew den Befehl gab, Sie von dieser meiner Absicht in Kenntniß zu setzen, kam mir nicht in den Sinn, daß man Sie um dieser Mittheilung willen mitten in der Nacht *) ohne alle Noth stören würde, während Nichts behinderte, die Mittheilung zur gewöhnlichen Zeit zu machen; da aber der Chef für seine Untergebenen verantwortlich ist, so nehme ich den Fehltritt bereitwillig auf mich und bitte aufrichtigst um Verzeihung wegen des unwillkührlichen Verstoßes. Nichts desto weniger müssen Sie die sonderbare Eröffnung meines Willens als ein gewisses Zeichen meiner Unzufriedenheit angesehen haben und das würde mir vor Allem schmerzlich sein. Sie wissen, ich hoffe es, seit lange, wie sehr ich Sie achte; in den eilf Jahren unsres persönlichen Verkehrs ist meine Achtung, ich kann es in Wahrheit sagen, zu aufrichtiger Freundschaft und Dankbarkeit geworden, — und konnte ich bei solcher Gesinnung Ihnen irgend eine Unannehmlichkeit zufügen wollen? Ich hoffe, daß Sie mich gut genug kennen, um zu meinen Schwächen und Mängeln nicht das abscheulichste von allen Lastern, die Undankbarkeit zu zählen. Ich hoffe, daß es mir nach dieser aus reinem Herzen kommenden Erklärung gelungen sein wird, selbst den Schatten eines Zweifels bei Ihnen zu zerstreuen an die aufrichtigen Gefühle der Freundschaft und Erkenntlichkeit, mit denen ich auf immer Ihnen aufrichtigst wohlgewogen bleibe.

St. Petersburg, 1837, den 5. Januar.

N.

Seinen Collegen gegenüber war Kankrin vielleicht nicht

*) Diese Worte sind vom Kaiser selbst unterstrichen.

ohne Eigensinn. Wenigstens wird ihm von einer competenten Seite her die Schwäche beigelegt, daß er sich mit äußerster Hartnäckigkeit jedem Vorschlage, sobald er nicht unmittelbar von ihm selbst ausging, widersetzt habe. Bei dem Reichthum an eigenen Ideen, der es ihm leicht machen konnte, auch die nützlichen Gedanken Anderer zu verwerthen, betrübte es zuweilen seine Anhänger, an ihm einen so entschiedenen und unbarmherzigen Gegner aller fremden, nicht immer ohne gute Gründe vorgebrachten Ansichten zu finden. Die vielen unpraktischen Vorschläge, mit denen ein Finanzminister zu thun bekommt, die Unbequemlichkeit der Auseinandersetzung mit Personen, die, ohne für irgend Etwas selbst zu verantworten, in die Geschäfte hinein reden, mögen ein solches Verhalten, wenn auch nicht rechtfertigen, doch als dadurch veranlaßt erklären.

Von den ihm untergebenen Staatsdienern wurde Kankrin in Wahrheit verehrt. Er empfiehlt ihnen gegenüber zwar Strenge, doch mit möglichster Schonung der Familien; besonders müsse man sich bemühen, sie moralisch zu heben. Durch Furcht spanne man zwar oft die Kräfte des Menschen auf das Höchste, allein man verjage dadurch auch die besten Arbeiter. Für rechtes Verständniß sei durch die Bestimmtheit und Klarheit der Anordnungen zu sorgen, der Verantwortlichkeit der Untergebenen aber soll nur die richtige Ausführung überlassen werden. Ein Minister soll keine kleinlichen Stylverbesserungen vornehmen, Hauptsachen aber selbst entwerfen, da es unnütz viel Zeit raube, Andern seine Meinung zu sagen, das von ihnen Geschriebene mehrfach zu verbessern, um am Ende nur halb zufrieden zu sein. Galt es, einem armen, red-

lichen Beamten zu helfen, so pflegte Kankrin Jemandem aufzutragen, er solle doch nachsehen, ob sich dazu nicht ein kleines Schlupfloch im Gesetz finde. Er ließ sich auch von der Rücksicht bestimmen, daß die zum Staatsdienst einmal herangezogene Menschenklasse, nach seiner Meinung, ein Recht erworben habe, vom Ganzen zu leben, und schonend verfuhr er sogar mit Denjenigen, die ihn selbst zu verläumden gesucht hatten, zuweilen mehr, als die ihm wahrhaft ergebenen Beamten es leiden wollten: er trachtete danach, auch seinen Feinden Gutes zu thun. Er konnte mit dem Bewußtsein aus dem Amte scheiden, daß er nie einen Untergebenen verfolgt oder gar dessen Leben und Glück zerstört hatte. Formlos, sogar barsch waren oft die scharfen Bescheide des Staatsmannes, doch nur, weil seine Weichheit, wie er meinte, einer rauhen Rinde bedurfte. Die drückende Noth, welche kleinere Naturen abgeneigt macht, Andern zu ersparen, was sie selbst zu überstehen gehabt, hatte auf Kankrin augenscheinlich die entgegengesetzte Wirkung geübt. Ganz ungewöhnlich war seine Bereitwilligkeit, Jedem zu helfen, der bei ihm Hilfe suchte. Als er z. B. einmal eine Bitte für die hinterlassene Familie eines Beamten mit den Worten zurückwies: „das Gesetz kann ich nicht ändern", griff er gleichzeitig in seinen Pult und schenkte der Wittwe eine namhafte Summe aus eigenem Vermögen. Uebrigens war es seine geistige und sittliche Ueberlegenheit, wodurch er allgemein großen Respect einflößte. An Enthusiasmus für den Finanzminister im Amte mag es auch in anderen Fällen den Untergebenen nicht fehlen, aber für Kankrin hat sich noch Jahre lang nach seinem Tode die Stimme der Verehrung erhoben, und dies wol nur in Folge der obigen Grundsätze und

der Leutseligkeit des mächtigen Mannes. Die Pietät seiner vormaligen Untergebenen zeigte sich auch in rührender Weise am Tage seiner Heimkehr aus dem Auslande 1845: sie mietheten ein eigenes Dampfschiff, bereiteten darauf ein Frühstück, fuhren dem Grafen nach Kronstadt entgegen und geleiteten ihn freudig nach Petersburg.

Im Allgemeinen hat auch das Publikum dem Grafen Kankrin stets seine Anerkennung bewiesen. Schon seine Zugänglichkeit hatte etwas Gewinnendes. In seiner Oekonomie der menschlichen Gesellschaften heißt es: „Der Minister muß vorerst sehr zugänglich sein. Es hilft zwar an sich nicht viel; denn man kann nur sagen, es werde in dem und dem Departement verhandelt, man wolle die Sache genau untersuchen oder die Erfüllung stehe nicht in unsrer Macht oder das Gesetz erlaube es nicht: allein es giebt den Bittenden doch Vertrauen und ist ein Zaum gegen Untergebene"*). Nach dem Reglement für die Ministerien (§ 240) hat jeder Minister einen oder zwei Tage in der Woche für den Empfang von Bittstellern zu bestimmen. Dem zu Folge setzen die Minister gewöhnlich einen Tag in der Woche dazu an. Kankrin aber empfing täglich und sogar mehr, als einmal am Tage. Nicht selten, selbst während des Vortrages, fragte er, ob nicht Bittsteller gekommen seien, und gab es deren, so ging er zu ihnen in den unteren Stock des Hauses, um sie anzuhören. So sah man täglich zur bestimmten Stunde in den Wartezimmern Kankrin's meistens eine große Anzahl von Menschen, glänzend besternte Personen neben dem Kittel

*) A. a. O. S. 311.

des Armen. Allen wurde Bescheid, und Diejenigen, mit denen eine längere Auseinandersetzuug erforderlich war, ersuchte er zu warten, um nachträglich in seinem Kabinet mit ihnen zu verhandeln. Für die erste Pflicht der Regierung hielt er, durch alle möglichen Einrichtungen und Beihilfen, wenn auch vergebens, gegen die Noth der Armen zu wirken. Den Arbeitern in Wissenschaft, Kunst und Gewerbe kam der Grundsatz Kankrin's zu Gute, daß der Finanzminister verpflichtet sei, auf jede mögliche Weise geistiges Leben und technische Tüchtigkeit zu fördern *).

Endlich: Kankrin war auch ein entschiedener Feind der

*) Wie sehr Kankrin bemüht gewesen ist, diesem Grundsatze nachzukommen, beweist die große Anzahl von ausgedehnten Bauwerken und Anlagen, die er ausführen ließ, wie die Börsengebäude, der Ausbau der vom Grafen Rostrelli unvollendet gelassenen Kirche im Smolna'schen Fräuleinstift mit dem schönen Steinparquet und Altargeländer, die in den Steinschleifereien des Ural aus Marmor angefertigt wurden, der große Square bei der Börse, der dem Publikum im Frühling so reiche Unterhalung gewährt, die Parkanlagen auf der Insel Petrowsky und bei der St. Peter- und Paulsfestung u. a.: sämmtlich Gründungen von dauerndem Werthe; ferner die Errichtung wichtiger, theils wissenschaftlicher, theils praktischer Anstalten, wie des Forstcorps, des landwirthschaftlichen Instituts zu Gorigoretzk, des physikalischen Centralobservatoriums in Petersburg und dessen zahlreichen Filialanstalten in den Provinzen, des technologischen Instituts, der Mineralwasseranstalt u. s. w.; desgleichen die Gründung oder Beförderung mehrer Zeitschriften, wie der deutschen Handelszeitung, der russischen Handelszeitung oder jetzigen Börsenzeitung, der landwirthschaftlichen Zeitung, des Archivs für wissenschaftliche Kunde von Rußland u. a. Alle diese Werke, wodurch er sich selbst ein dauerndes Monument in Rußland gesetzt hat, beweisen, mit wie weitem Blick und mit welcher Energie Kankrin sein Ministerium mit den allgemeinen Kulturaufgaben des Staats in Zusammenhang zu bringen wußte.

Abgaben, die, seiner Ansicht nach, nur dann erhöht werden sollen, nicht, wenn der Unterthan es vertragen kann, sondern nur, wenn es für den Staat unentbehrlich geworden ist; an sich neue Auflagen aber dürfen nur bei wahrhaft gebieterischer Nothwendigkeit eingeführt werden *). So kam es, daß Kankrin auch Seitens derjenigen, die ihm fern standen, meist eine ehrende Anerkennung erfuhr, da sie das Gefühl hatten, seiner redlichen Verwaltung Ordnung und Festigkeit in den Geldverhältnissen zu verdanken. Feinde, meinte Kankrin, müsse ein guter Finanzminister haben, und daran hat es ihm auch nicht gefehlt. Dennoch ist es ihm gelungen, in einer äußerst schwierigen Stellung sich allseitige Hochachtung zu erwerben **).

Im Vorstehenden wurde mehrmals ein Werk Kankrin's erwähnt, das unter dem Titel „die Oekonomie der menschlichen Gesellschaften und das Finanzwesen, von einem ehemaligen Finanzminister", mit dem Namen des Verfassers unter

---

*) A. a. O. S. 343.

**) Auch hierzu erlauben wir uns noch eine Stelle aus Schipow's Abhandlung anzuführen. Auf S. 27 des Separatabdrucks, nachdem von Kankrin's Tode die Rede war, heißt es: „Dieser Verlust wurde von Allen empfunden; Alle kannten seine großen Verdienste um das Vaterland und sehr Viele hielten ihn für unersetzlich. Und dieses Vorgefühl ward durch die Folgen gerechtfertigt. Das finanz-ökonomische System Kankrin's überlebte ihn nicht lange, und jetzt, ungeachtet aller Anstrengungen der Regierung, sind wir in dieser Beziehung bei Weitem nicht in einer glänzenden Lage. Dieses fast allgemeine Vorgefühl, den unerschütterlichen Charakter des großen Ministers, seine Eigenthümlichkeit als eines musterhaften Menschen, und die Unersetzlichkeit seines Verlustes hat Benediktow in dem Gedichte „Er", welches bald nach dem Tode Kankrin's geschrieben und den Verehrern des Staatsmannes sicherlich bekannt ist, sehr treffend ausgedrückt."

der Vorrede erschienen ist *). Sowie Kankrin seine hohen Aemter durch die Wirkung gewisser von ihm verfaßter Schriften erstiegen hat, so ist er aus denselben auch nicht ausgetreten, ohne den Versuch, auf seine Erfahrungen nachträglich eine Disciplin zu gründen. Zum vollen Verständniß der Kankrin'schen Finanzverwaltung hat man sich mit der genannten Schrift des hochbejahrten, körperlich fast gebrochenen Staatsmannes bekannt zu machen, weshalb wir es uns nicht versagen können, daraus einige für seine Denkungsweise bezeichnende Stellen hier anzuführen. Nicht nur die Finanzen, sondern selbst das Eigenthum wird in diesem Werke Kankrin's als ein nothwendiges Uebel angesehen. Es heißt unter Anderm wörtlich:

„Es würde schwer halten, das Recht des erblichen Eigenthums auf irgend eine Art aus dem Naturrecht zu deduciren; auch kann man es kein positives Recht nennen, denn dann müßte man es ändern können; es ist vielmehr eine unvermeidliche naturnothwendige Folge der Gesellschaft, der sich der Mensch unterwerfen muß, besitze er oder nicht." S. 15.

„Es bleibt immer ein betrübendes Gebrechen der menschlichen Dinge, daß Einige unermeßlich viel, Andere nicht einmal das Nothwendige haben. Man muß bessern, wo man kann; leider ist es schwer und nur bis zu einer gewissen Stufe möglich." S. 16.

Nachdem gesagt ist, der Handel und der Druck der Reichen hätten das Ihrige dazu beigetragen, daß Diejenigen, welche am schwersten arbeiten, häufig in Dürftigkeit und Elend

*) Stuttgart 1845 bei E. Schweizerbart.

versunken sind, fährt der Verfasser fort: „Oft habe ich an meinem wohlbesetzten Tische mit Mißstimmung daran gedacht, daß Viele in der Stunde kaum das liebe Brot haben; aber es kann nicht anders sein. Der Pharisäer dankt Gott, daß er mehr hat, und beruhigt sich dabei; aber es bleibt demungeachtet ein Jammer. Dazu, — giebt es nicht Sklaven, Leibeigene, irische Bauern, englische Fabrikarbeiter, Proletarier mehr oder minder überall? Auf der andern Seite ist nicht zu läugnen, daß bei einem bessern Zustande der Gesellschaft die niedrigsten und schmutzigen, ja gefährlichen Arbeiten Niemanden fänden, der sich mit ihnen befassen wollte. Beklagen wir also die Uebelversorgten und helfen und bessern, wo wir können! Ich bin mir bewußt, das Meine gethan zu haben." S. 31.

„Die Kinder der Armen leben zwar im Elend, allein es kommen doch sehr viele auf; denn ach, der Mensch kann viel vertragen. Der Kleine und Arme ist immer ein Opfer des Großen und Reichen." S. 68 u. 93.

Hier und da blickt die Ansicht durch, daß die Armen ein Recht auf Arbeit hätten.

Ueber die Natur des Erwerbes hatte Kankrin seine frühere Ueberzeugung nicht wesentlich verändert, wie es die folgenden Stellen beweisen:

„Gewinnen auf Kosten Andrer liegt, sei es nun gut oder schlecht, in der Natur der menschlichen Gesellschaft. Selbst der ehrliche Gewinn geht auf Kosten Andrer. Größeren Antheil an dem Weltreichthum erwerben die Völker entweder direct durch Gewalt oder privative Handelsvortheile, oder indirect durch die Rückwirkung des Reichthums der Welthändler auf andere Nationen." S. 27 u. 206.

Dieser Grundgedanke wird allerdings später abgeschwächt, indem es bald darauf heißt: „Die Glanzepoche des Accaparirens von Weltreichthum ist vorüber."

An der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Schutzzollsystems hat Kankrin festgehalten. Nach seiner Ansicht muß ein Volk, will es unabhängig und selbstständig sein, ein geschlossenes Ganzes ausmachen. Staatsfabriken und solche, die der Subvention bedürfen, haben nur vorübergehende Bedeutung. Im Innern ist er für freien Verkehr und daher der Gewerbefreiheit geneigt. Ueberhaupt schätzt er die individuelle Freiheit hoch, die er aber als ganz unabhängig von der politischen Freiheit auffaßt.

„Wer sein Recht sucht," sagt er, „soll es unentgeltlich erhalten," — doch hält er einen eigentlichen Rechtsstaat wol für ein Utopien, und spricht ohne Umschweif davon, daß der Staat zuweilen auch das verbieten müsse, was nicht unrechtmäßig sei, z. B. Koalitionen zur Erzwingung höherer Löhne. Ueberall sieht er eigentlich nur Noth und Nothrecht.

Im treuen Anschluß an seinen alten Gedanken von der Menschenbeglückung heißt es: „Eine Volksgesellschaft kann ohne Eisen bestehen, freilich in einem sehr begränzten Zustande; aber genug, wenn sie glücklich ist. Auch soll der gemeine Mann zu seinem eigenen Glück und seiner Ruhe nicht übercivilisirt werden; mit Katechismus, Lesen, Schreiben, Rechnen muß man in der Volksschule sich begnügen. Vor Allem ist nicht bloß religiöser Unterricht, sondern auch ferneres Wirken auf Religiosität hoch vonnöthen. Der Mensch ist von Natur ein religiöses Wesen, und so hoch wir auch die Philosophie stellen mögen, eignet sie sich doch nicht für die Masse. Daher darf

auch die Geistlichkeit, im rechten Maß, nicht als eine zu große Belastung der Völker angesehen werden." S. 210.

So beweist dieses letzte wissenschaftliche Werk Kankrin's, wie unveränderlich er dieselben Grundansichten festgehalten hat, die ihm schon in jüngeren Jahren vorschwebten. Die Aufgabe der Menschheit ist das möglichste Glück, und doch ist sie seit der Steinzeit darin kaum vorwärts gekommen: die Erfahrung lehrt, daß unheilbares Elend und stets wachsende Noth vorherrschen. Ein Glück, wo eine feste Autorität die Gesellschaft zusammenhält und die große Mehrheit der Schwachen gegen den Druck der Mächtigen und Gewaltigen zu schützen vermag. Dieses düstere Bild wird nirgends durch die Vorstellung von sittlichen Ideen, die in der Gesellschaft sich verwirklichen sollen, erhellt, und bloß eine tiefe Theilnahme für die leidende Menschheit ist das Einzige, was dem Edeldenkenden übrig bleibt. Der Eudämonismus schlägt in einen meist elegischen Pessimismus um.

Während Kankrin Finanzminister war, hat er noch einige andere litterärische Arbeiten geliefert. Doch dürften ihm manche mit Unrecht zugeschrieben worden sein, z. B. eine Schrift „über den Staatscredit, von einem russischen Staatsmann," die in der Dorpater Universitätsbibliothek unter dem Namen Kankrin's aufbewahrt wird, aber nach Inhalt und Form allen ächten Schriften Kankrin's geradezu widerstreitet.*) Wir kennen aus dieser Zeit außer einigen kleinen Aufsätzen, wie „über die Goldwäsche in Ostsibirien", „über das Klima von Rußland", nur noch eine litterärische Arbeit, als deren Verfasser

*) Sie erschien Leipzig 1840.

Kankrin sich bekannt hat: „Die Elemente des Schönen in der Baukunst“ *). Diese Schrift, von der der Verfasser schließlich meint, daß sie wegen ihres philosophischen abstracten Tones nicht Vielen gefallen werde, enthält nebst manchen feinen Bemerkungen zahlreiche Regeln in praktisch verwendbarer Weise. Die Originalität Kankrin's zeigt sich in dem ersten Gedanken, mit dem er sein Werk beginnt: er stellt die Baukunst mit der Musik zusammen, aber der Plastik und Malerei entgegen, weil bei den letzteren Künsten nachzuahmende Vorbilder in der Natur sich finden, in den ersteren aber Alles nur aus dem Innern des Menschen zu schöpfen sei. Es ist um so interessanter, aus dieser Schrift Kankrin's Ansichten und Reflexionen auch auf dem Gebiete des Schönen kennen zu lernen, als er selbst sich vielfach darauf versucht und auf das poetische Vermögen einen großen Werth gelegt hat. Bei Gelegenheit eines Urtheils über Kandidaten für das Finanzministerium äußerte er: „dem Manne fehlt die dazu nöthige Poesie“.

In Beziehung hiermit steht es auch, daß er bis zuletzt für den Beifall, den er etwa als Schriftsteller hätte ernten können, mehr als für jeden andern empfänglich zu sein schien. Dies hatten Schmeichler, denen es geglückt war, über seine Schwelle zu schreiten, bemerkt; und da man ihm nur von wenigen Seiten beikommen konnte, so ließen sie sich angelegen sein, unbedeutende Novellen, die der Greis zum Zeitvertreib niedergeschrieben hatte, in den Himmel zu erheben. Um ein competenteres Urtheil darüber zu erhalten, übergab er sie

*) St. Petersburg 1836.

einer namhaften deutschen Schriftstellerin*), die ihm statt jeder weiteren Beurtheilung sinnig erwiederte: „jetzt erst begreife sie, wie sehr seine Frau ihn lieben müsse". Er entschloß sich zuletzt, diese Novellen unter dem Titel „Phantasiebilder eines Blinden" drucken zu lassen**), und es verdroß ihn ein wenig, wenn sie nicht den erwarteten Beifall fanden. Interesse bieten sie nur Demjenigen, der den Charakter Kankrin's bis in seine letzten Falten kennen lernen will; doch ist es bemerkenswerth, daß Kankrins öffentliche Wirksamkeit mit einem Roman beginnt und mit Novellen schließt.

Das Bedürfniß nach unablässiger Beschäftigung, welchem wir die litterärischen Arbeiten Kankrin's und auch die Aufzeichnungen in seinen Reise-Tagebüchern verdanken, war eine natürliche Folge seines langen, arbeitsvollen Geschäftslebens. Dies letztere keinen Augenblick zu unterbrechen, war ihm so sehr Bedürfniß, daß, als sein schreckliches Leiden beim ersten Auftreten ihn über einen Monat an das Bett fesselte, er dennoch fortwährend Geschäftsbesuche empfing und Berichte und Unterlegungen entgegennahm. Originell war, wie ein scharfer Beobachter erzählt, die von Kankrin bei dieser Gelegenheit getroffene Einrichtung. Er empfing nämlich Beamten, Bittsteller, sogar Damen, gänzlich entkleidet unter der Decke auf einem übermäßig großen und hohen Doppelbette liegend, hin-

*) Es war Frau v. Paalzow, mit der er über diese „Thorheiten", wie er sie im Tagebuch selbst nennt, sich schon 1843 in Berlin auf der Durchreise unterhalten hatte. Vergl. Tagebuch Th. 2 Berlin den 5./17. October.

**) Berlin 1845.

ter einem Schirm, wobei er unter dem Ellbogen zwei riesige Folianten hatte, auf die er sich stützte, wie Zeus auf seine Donnerkeile. Sogleich nach dem Erwachen ließ er sich vorlesen; Kanzleiarbeiten, Sitzungen, persönliche Anliegen und geschäftliche Mittheilungen gewährten ihm nur die Zeit zu einem kleinen Spaziergange oder einem Ritte. Bei Gelegenheit eines solchen Spaziergangs auf der Newskischen Perspective, der belebtesten Straße Petersburgs, begegnete ihm einst der nachherige Finanzminister Knijewitsch, damals Kanzleidirector des Finanzministeriums, der treueste unter seinen Verehrern, und sagte ihm, als er ihn wieder in seiner Stube traf, daß der Graf ihn auf der Straße nicht gesehen zu haben scheine. Kankrin antwortete: „Wenn ich lustwandle, schau ich stets nach oben; man begegnet Officieren; einige sind so artig, mir die Honneurs zu machen: ich mag sie nicht incommodiren; andere wieder sind so unartig, es nicht zu thun: ich mag sie nicht sehen.“ Nach der Tafel, an welcher er in späteren Jahren sich nicht mehr betheiligte, um bei einsamer Mahlzeit im Kabinet strengeres Maß zu halten, gönnte er sich ein Stündchen der Unterhaltung, am liebsten mit Männern der Wissenschaft.*) Blieb Zeit übrig, so ließ er sich wieder etwas vorlesen, und in den letzten Jahren griff er auch wol zum Kartenspiel, um, wie er sagte, nicht einzuschlafen; um Geld aber mochte er nicht spielen, bloß um die Ehre setzte er sich mit einigen beständigen Partnern en trois zur Bostonpartie.

*) Von diesen sagte Kankrin: „Man hat die Diät der Gelehrten noch nicht genau ermitteln können; ohne Nahrungssorgen arbeiten sie nicht mehr, mit Nahrungssorgen verkümmern sie.“

Dann begann der eigentliche Vortrag der verschiedenen Oberbeamten und dauerte bis tief in die Nacht hinein. Es erfreuten ihn die Begrüßungen zur Nacht und zum Morgen, die ihm seine Kinder regelmäßig brachten; im Uebrigen aber erschien er nur auf Augenblicke in den Räumen, in denen seine Familie verweilte, warf einen freundlichen Blick auf sie, sagte auch einige Worte und verschwand, ein wandelnder Gast unter den Seinigen. Er selbst sagt, „das Leben habe ihn abwärts getrieben in die Oeden und Bergsteilen der Geschäfte" und dem ewig gefrornen Boden Sibiriens verglich er sein Inneres. Er hatte allmälig die Fähigkeit verloren, längere Zeit an müßigen Unterhaltungen sich zu betheiligen, und mit Bedauern sprach er darüber, daß solch' ein harmloser Zeitvertreib ihm abging. Rücksicht vor dem Traditionellen und eine gewisse Förmlichkeit im Umgange war ihm eigen; doch fehlte es auch nicht an scharfer Reaction dagegen. Der reformirten Gemeinde in Petersburg war er eine Stütze. Er ehrte im Allgemeinen Religion und Kirche. Besonders aber herrschte das moralische Element in ihm vor, am tiefsten das Mitgefühl für die Leiden seiner Nebenmenschen, denen er stets mit allen Kräften zu dienen trachtete. Nie hat er auf Kosten Andrer der eigenen Begierde gefröhnt.

Sein hoher, kräftiger, in der letzten Zeit sehr hagerer Körper war von Alter und Sorgen gebeugt; sein Blick hatte etwas Melancholisches, das den ernsten Ausdruck seiner Züge milderte. Ein feiner Beobachter fügt noch hinzu, daß bei witzigen nnd ironischen Einfällen, die besonders in früherer Zeit häufig hervortraten und oft sarkastisch beißend wurden, ein listiges Lächeln auf seinem Gesichte erschien, welches seinen

Zügen einen eigenthümlichen, an die Fuchsphysiognomie erinnernden Ausdruck verlieh, wie denn ein gewisser Grad von Schlauheit bei aller Treuherzigkeit und Naivität seiner Natur nicht fremd gewesen sei. Seine Sinne waren scharf bis an sein Ende, obwol er früher längere Zeit an den Augen gelitten hat. Während dieser Zeit hatte er angefangen, sich auch mit Violinspielen zu beschäftigen, und seitdem liebte er es, zuweilen einige Bogenstriche ertönen zu lassen. Originell war er selbst in seiner Gesundheitspflege, wie er z. B. auch bei rauher Witterung Zugluft in den Stuben für zuträglich hielt. Dies war um so auffallender, da die Gicht, sein Hauptübel, ihn schon im kräftigen Mannesalter geplagt hat. In späteren Jahren nahm er bei beginnenden Schmerzen in den Gelenken auf eigene Hand sogleich eine Gabe Colchicum und war von dem Mißbrauch dieses Mittels schwer zurückzuhalten. Als er es bei einem Podagraanfall löffelweise zu sich nahm, sagte man ihm, die Doctoren hielten so bedeutende und häufige Dosen dieses meist nur tropfenweise anzuwendenden Mittels für verderblich, worauf er aber entgegnete: „Unsinn schwatzen alle Doctoren; je schneller man sich der Krankheit entzieht, um so besser für die Gesundheit."

Während des Sommers nach der Heimkehr 1845 lebte Kankrin in Pawlowsk bei Petersburg. Den größten Theil des Tages ließ er sich etwas vorlesen, wobei er mit bewunderungswürdiger Aufmerksamkeit folgte; doch war ihm das Leben ohne Amt schwer. Schon am 21. September desselben Jahres verschied der allverehrte Greis, nach einem in Folge einer Erkältung eingetretenen kurzen Krankenlager, und sein letztes Wort ist ein Dank an die Gattin gewesen, die ihm

noch am Tage zuvor aus Thiers' Histoire du Consulat et de l'Empire und am Todestage selbst aus Koch's Werk über politische Oekonomie vorgelesen hatte. Sie hat ihn unermüdlich gepflegt und sollte ihm bald in den Tod nachfolgen.

Nur diese wenigen Züge sind es, die wir aus dem Leben des außerordentlichen Mannes zusammenstellen konnten. Sie werfen einige Lichtstreifen auf die folgenden Blätter und werden es dem Leser erleichtern, die Eigenthümlichkeit des Verfassers auch aus seinem Reisetagebuche bestimmter hervortreten zu sehen.

Nach Beendigung der obigen Lebensskizze wurde uns Gelegenheit, die Dienstliste des verstorbenen Grafen Kankrin zu unserm Gebrauch einsehen zu können. Hierdurch ist es möglich geworden, die wichtigsten zu der amtlichen Stellung des Verstorbenen gehörigen Erlebnisse von der Zeit seines Eintrittes in den russischen Staatsdienst an bis zur Ausscheidung aus demselben durch den Tod in authentischer Weise chronologisch festzustellen.

Andrerseits haben wir noch das Glück gehabt, die Genehmigung zu erhalten, ein sehr wichtiges Document, nämlich den Bericht des Grafen Kankrin, den er vor seiner Abreise aus St. Petersburg im Frühjahr 1843 über seine zwanzigjährige Finanzverwaltung an Se. Majestät den Kaiser Nicolai abgestattet hat, zur Veröffentlichung benutzen zu dürfen. Wir machen von dieser Genehmigung bei der Herausgabe der vorliegenden Reisetagebücher, mit dem Ausdrucke des tiefsten Dan-

kes, um so lieber Gebrauch, als durch die Veröffentlichung dieses Berichtes nicht bloß die gegebene Lebensskizze eine wesentliche, positive Ergänzung erfährt, sondern dadurch auch manchem Leser, welcher den culturhistorischen Fortschritten Rußlands ein Interesse widmet, in mancher Beziehung ein nicht unerheblicher Dienst erwiesen sein möchte.

Beide Actenstücke werden in zuverlässiger Uebersetzung der Originale, das erstere jedoch nur in übersichtlicher Zusammenstellung, das zweite aber genau in der vom Verfasser gegebenen Form als Beilagen mitgetheilt.

Beilage I.

Auszug aus der Dienstliste des Grafen Kankrin, seine Anstellung und Beförderung, sowie die ihm zu Theil gewordenen Belohnungen und Auszeichnungen betreffend.

1800, Jan. 17. Als Anhalt-Bernburgischer Regierungsrath in den russischen Staatsdienst mit dem Range eines Collegienraths übergeführt und zum Gehülfen des Directors der Starorussischen Salinen ernannt.

1803, Novbr. 16. Rath der Section für das Salzwesen bei der Expedition der Reichsökonomie, im Ministerium des Innern.

1804. Belohnt mit einem Brillant-Ringe.

1805, Mai 2. Staatsrath für Auszeichnung bei der Erfüllung verschiedener Special-Commissa in den Gouvernements.

1808, Juni 30. Annen-Orden 2. Classe für Commissa ähnlicher Art, wie die vorhergehenden.

1809, Aug. 7. Inspector der Petersburger Colonien. —

Brillant-Insignien des Annen-Ordens 2. Classe für den vortheilhaften Verkauf der früheren englischen Firme.

1811, Febr. 28. Wirklicher Staatsrath und Gehülfe des General-Proviant-Meisters, mit Ueberführung in das Kriegs-Departement; dabei Zulage von 3000 Rb. jährlich zu der dem Range entsprechenden Gage.

1812. General-Intendant der West-Armee; dazu 4000 Rb. zur Ausrüstung.

1813, Jan. 17. Umbenannt zum General-Major, Wladimir-Orden 3. Classe für Anstrengungen und Eifer in der Campagne des vorhergehenden Jahres. —

Annen-Orden 1. Classe für die Organisation der Heeres-Verpflegung im Auslande.

April 29. General-Intendant sämmtlicher activer Armeen.

August 11. Rother Adler-Orden 2. Classe vom Könige von Preußen.

1814, Jan. 9. Wladimir-Orden 2. Classe, für unermüdliche Thätigkeit während der ganzen Dauer des Krieges gegen die Franzosen, für ausgezeichneten Eifer im Dienst und für wohlbedachte Vorkehrungen.

1815, März 17. Allgemeine Generals-Uniform.

März 24. Commandeur-Kreuz der baierischen Krone, vom Könige von Baiern.

Mai 15. Allerhöchster Dank in einem an den General-Feldmarschall Fürst Barklay de Tolli gerichteten Rescript bei Abstattung des Rechenschafts-Berichts über die Heeres-Verpflegung in den Jahren 1812 bis 1815.

Juni 15. Leopold-Orden 1. Classe vom Kaiser von Oesterreich in Veranlassung der mit den deutschen Regierungen abgeschlossenen, für sämmtliche verbündete Mächte vortheilhaften Contracte über Lieferung von Materialien zur Heeresverpflegung, Hospital-Haltung &c.

Aug. 15. General-Lieutenant für die von Frankreich ausbedungenen 30,000 Franken zur neuen Einkleidung des Heeres, für ausgezeichneten Eifer im Dienste und für die erfolgreiche Ausführung der auferlegten Aufträge. —

Zulage einer Tertial-Gage für häufige Fahrten in den Jahren 1815 und 1816.

1816, März 25. Sächsischer Orden für staatsbürgerliche Verdienste 1. Classe.

Dec 10. Preußischer Rother Adler-Orden 1. Classe.

1819. Baierischer Kronen-Orden 1. Classe.

Juni 12. Das Landgut Pravingen mit den Beihöfen Schloßhof und Lambertshof in der Tukkumschen Oberhauptmannschaft im Gouvernement Kurland zur Arrende verliehen.

1820, April 14. Auf Gesuch von dem Amte eines General-Intendanten entlassen, mit Beibehaltung des bisherigen Amtsgehalts.

April 22. Verbleibt bei der Armee und tritt in das Conseil des Kriegs-Ministeriums. —

In verschiedene Commissionen auf Allerhöchsten Befehl zugezogen.

1821, Juni. Nach Laibach wegen der in Neapel und Piemont ausgebrochenen Unruhen und wegen der beabsichtigten Heeresbewegungen berufen.

Octbr. 31. Mitglied des Reichsraths für das Departement der Reichs-Oekonomie.

1823, April 22. Finanz-Minister.

1824, Jan. 1. Alexander Newski-Orden. —

Belohnung von 50,000 Rubel.

1825, Jan. 1. Das Landgut Baldohnen in Kurland auf 50 Jahre verliehen.

1826, März 18. Medaille zur Erinnerung an den Einzug der Heere in Paris 1814.

April 22. Wladimir-Orden 1 Classe.

1827, Octbr. 27. Belohnung von 100,000 Rubel für Steigerung der Staats-Einkünfte.

1828, Febr. 29. Weißer Adler-Orden.

Juni 25. General der Infanterie.

Aug. 22 Ehrenzeichen für 25jährigen untadelhaften Dienst.

1829, Juli 24. Brillant-Insignien des Alexander Newski-Ordens.

Sept. 22. In den Stand der russischen Reichsgrafen mit seiner Descendenz erhoben.

1830, April 16. Die Starostei Tschigirin im Tschigirinschen Kreise, Gouvernement Kiew, belegen, auf 12 Jahre verliehen.

April 16. Ehrenzeichen für 30jährigen untadelhaften Dienst.

1832, Jan. 1. Andreas-Orden.

1834, Jan. 9. Zum Chef des Bergcorps, mit Belassung in allen seinen früheren Functionen, ernannt.

April 22. Brillant-Insignien des Andreas-Ordens. —

Belohnung von 200,000 Rubel für Abschluß der Getränke-Pachten für die Jahre 1835 bis 1839.

1835, April 7. 30,000 Dessätinen Land in Bessarabien zu erblichem Eigenthum verliehen.

Aug. 22. Ehrenzeichen für 35jährigen untadelhaften Dienst.

1837, Aug. 10. Orden Albrechts des Bären, 1. Classe, Anhaltinischer Hausorden.

1838, April 3. Kaiserlicher Namenszug auf den Epauletten.

August 9. Belohnung mit 500,000 Rubel.

1840, Mai 26. Ins Ausland beurlaubt auf sechs Monate.

1841, Aug. 22. Ehrenzeichen für 40jähr. untadelhaften Dienst. — Ins Ausland beurlaubt vom 1. Juni bis 1. Octbr.

1842, Jan. 25. Belohnung von 100,000 Rubel.

1843. Ins Ausland für den Sommer beurlaubt.

1844, Mai 1. Von der Leitung des Finanz-Ministeriums wegen vollständig zerrütteter Gesundheit entbunden, mit Belassung im Dienst als Mitglied des Reichsraths.

Mai 6. Ins Ausland auf ein Jahr krankheitshalber beurlaubt.

1845, Sept. 21. Aus den Dienstlisten als verstorben ausgeschieden.

Beilage II.

Uebersicht der bemerkenswerthesten Operationen im Finanzwesen während der letzten zwanzig Jahre, von 1823 an.

Vorwort.

Der Zweck dieser Uebersicht ist, in möglichster Kürze und ohne umständliches Raisonnement den Gang der Finanzgeschäfte Rußlands während der letzten zwanzig Jahre darzustellen, durch Thatsachen, die großentheils der Zeit des jetzt regierenden Herrn und Kaisers und der von ihm der Regierung gegebenen weisen Richtung angehören.

I. Vom Creditwesen.

1. Die Assignaten-Einlösung nach früherem System. Abgeschafft wurde das unvorsichtige System, die ganze Assignaten-Masse in verzinsliche Schuld umzuwandeln.

Dadurch kam eine Ausgabe von jährlich 18 Millionen Rubel Banko in Wegfall, und die theils durch diese Veränderung, theils durch die zweite 5procentige (Rothschild'sche) Anleihe angesammelten Summen wurden zur Bildung eines Reserve-Kriegs-Capitals verwandt, das 1825 gegen 120 Mill. Rb. Banko betrug.

2. Die Maxime der Schuldentilgung. In der ersten Rede des Finanzministers im Conseil der Creditanstalten (1823) ist die später in anderen Staaten anerkannte Maxime ausgesprochen, daß eine maßlos forcirte Verwendung des Capitals zur Einlösung den erwarteten Erfolg nicht haben kann, da die guten Bedingungen

beim Abschluß einer Anleihe von den derzeitigen Conjuncturen abhängen, nicht aber von einem vorherigen Hinauftreiben der Fonds.

Das Reservecapital. Durch die nunmehr bei zu hohen Cursen eintretende Verminderung des Ankaufs solcher Staatspapiere, deren Einlösung facultativ war, sammelte sich mit der Zeit in der Schuldentilgungs-Commission ein Reservecapital für außerordentliche Fälle an, von gegen 14 Mill. Rb. Silber.

3. Der auswärtige Staatscredit. Der auswärtige Credit des Staats ist durch das offene und aufrichtige Verfahren des Finanzministers in vollem Maße aufrecht erhalten worden, ungeachtet der drei fünfprocentigen und zwei vierprocentigen neu contrahirten Anleihen. Die letzte war für den Bau einer Eisenbahn bestimmt, die übrigen aber wurden zum Theil bei Mißerndten, hauptsächlich aber für den türkischen und polnischen Krieg verausgabt, welche Ausgaben sich auf 600 Mill. Rb. Banco beliefen.

Die Aufbesserung der Assignaten. Der Curs der Assignaten besserte sich von 3 Rb. 80 Kop. bis auf 3 Rb. 50 Kop. für einen Silberrubel und stand einige Zeit sogar noch günstiger. Doch war diese Besserung auch gewissermaßen wieder mit Ungelegenheiten im entgegengesetzten Sinne verbunden, und gleichzeitig schlich sich ein eigenthümliches Uebel ein: es bildete sich im Verkehr unter dem niederen Volk ein Agio, nach welchem sich für Silbermünze und für Banknoten Curse von besonderer Höhe in gewissem Verhältniß zu einander, nicht nur in beiden Residenzen, sondern auch in vielen Gouvernements feststellten. Die augenfällige Tendenz dieses Mißbrauchs bestand darin, durch beständiges Steigern eines solchen willkührlichen Agios für eine kurz vorher contrahirte Schuld weniger zu bezahlen, und überhaupt auf mannigfache Weise zu agiotiren.

In Veranlassung eines von Commissionairen der Krone gegen Schiffsarbeiter ausgeübten Betruges kam 1826 über diesen Gegenstand eine Vorstellung des Militair-Ressorts an den Reichsrath, der ungeachtet der dringendsten Gegenvorstellungen des Finanzministers dieses Agio legalisirte*).

---

*) Das Reichsraths-Gutachten vom 27. October 1826.

Ursprünglich unbedeutend wuchs dieses Agio zu einer unglaublichen Höhe, so daß endlich sogar bis zu 27% sowohl zur Silbermünze, als auch zu Banknoten zugeschlagen wurde, wobei noch jedes Gouvernement, wie gesagt, sein besonderes Agio hatte: eine Sachlage, die geradezu eine Volkscalamität war.

Die Ursachen dieses jetzt kaum verständlichen Uebels suchte man da, wo sie nicht zu finden waren, und bei der Neigung Vieler, jede Schuld dem Finanzministerium beizumessen, schrieb man sie seiner Nachlässigkeit zu, wiewol es energische Maßregeln zur Ausrottung dieses Betruges wiederholt in Vorschlag gebracht hatte.

Mit großer Mühe gelang es endlich, Viele von dem wahren Grunde des Uebels zu überzeugen, worauf gegen dasselbe und in Bezug auf das Geldwesen im Allgemeinen folgende wichtige Maßregeln getroffen wurden.

Das neue Geldsystem. Der erste Schritt zu einer festen Begründung des Geldsystems bestand darin, daß 1839 das Silber als Haupt-Zahlungsmünze im Reiche wieder hergestellt, den Banknoten aber nur die Bedeutung von Hülfs-Werthzeichen, zum festen Curse von 3 Rb. 50 Kop, beigelegt wurde.

Um diese Maßnahme durch Emittirung von Papierzeichen zum Silberwerth und durch Vermehrung des im Reiche vorhandenen, rascher Circulation fähigen Geldes im Allgemeinen zu fördern, wurde

a. zur Einführung von Depositen-Billeten die Depositen-Casse gegründet, deren Aufgabe darin besteht, gegen eingezahlte silberne Rubel Depositen-Billete, die nach Belieben wieder gegen Metall gewechselt werden können, zu emittiren.

Dieses Institut hatte den besten Erfolg. Mit der Fixirung des Curses der Banknoten und durch die besonderen Maßregeln, die das Finanzministerium getroffen hatte, um diesen Curs so rasch, wie möglich, unter den niederen Volksschichten bekannt zu machen, ist das willkührliche Agio fast augenblicklich verschwunden. In der Depositen-Casse werden gegenwärtig 44 Mill. Rb. Silber, hauptsächlich in silbernen Rubeln und nur zum geringeren Theil in Gold- und Silber-Barren aufbewahrt, und der Curs hält sich ohne Veränderung auf 3 Rb. 50 Kop.

b. Um nöthigenfalls die Mittel der Banken zur Gewährung

von Darlehen zu vergrößern, wurde 1841, nach einem in einer besonderen Berathung in Gegenwart Sr. kaiserlichen Majestät geprüften Project, die Emittirung von Credit-Billeten für die Summe von 30 Mill. Rub. angeordnet, mit einem Fonds im Betrage von $\frac{1}{6}$ der emittirten Masse und mit Sicherstellung derselben durch das Vermögen sämmtlicher Banken. Aus Vorsicht wurde jedoch dieser Fonds für den Anfang der Operation auf eine Summe festgesetzt die das angeordnete Sechstel weit überstieg.

Bei mäßiger Emittirung und bei strengen Vorsichtsmaßregeln traten auch diese Billete leicht in Circulation, obgleich nicht in dem Maße, wie die Depositen-Billete. Die ganze emittirte Summe beläuft sich auf 6 Mill. Rb. und der Fonds beträgt 1,200,000 Rb. Die vermittelst der Banken einlaufenden Zinsen sind zur Einziehung dieser Billete bestimmt.

Der Kupfermünze alten Gepräges wurde 1842 ein Werth beigelegt, der den neuen, nach Silberwerth bezeichneten Sorten dieser Münze, von denen bereits eine große Quantität angefertigt ist, annähernd entsprach. Diese, vielleicht verfrühete Maßregel führte nothwendig dazu, auf einen schleunigen Umsatz der Bank-Assignationen in Silberscheine Bedacht zu nehmen, mit Sicherstellung der letzteren durch einen besonderen Fonds, eine Maßregel, die von Hause aus bei der Wiederherstellung des festen Geldsystems als nothwendig und nützlich beabsichtigt war.

Von dem schließlichen Umsatz der Banknoten. In Folge dessen ist zu Anfang des Jahres 1843, nach einem weisen Entwurf Sr. Majestät des Kaisers selbst, der definitive Plan dieser wichtigen Operation festgestellt worden, die nun allmälig zur Ausführung zu bringen war.

Es wäre voreilig, wollte man gegenwärtig auf die Details dieses höchst wichtigen Staatsunternehmens eingehen.

Ueber einige besondere Zweige des Creditwesens. Zu den Veränderungen im Creditwesen von weniger allgemeiner Natur gehören die folgenden:

4. Die Gesetzgebung. Fast alle diesen Geschäftszweig betreffenden Gesetze sind einer Durchsicht unterworfen und von Neuem herausgegeben worden.

5. Die Schuldentilgungs-Commission. In der Schuldentilgungs-Commission ist aus den zur Einlösung von Schulden bestimmten Summen, insofern sie keine vortheilhafte Verwendung fanden, ein abgesondert aufbewahrtes Capital gebildet worden, das gegenwärtig, wie bereits früher erwähnt, gegen 14 Mill. Rb. beträgt und für den Fall außergewöhnlicher Umstände eine wichtige Ressource bildet.

6. Verstärkung des Kriegscapitals. Das Kriegscapital ist durch die erste 4procentige Anleihe verstärkt worden und beläuft sich für das Jahr 1843 bis auf 18 Mill. Rubel.

7. Die Commerzbank. Die von der Commerzbank in früheren Jahren erlittenen ungeheuern Verluste erforderten Regeln über die Beschränkung und bessere Fundirung des von ihr Privatleuten gewährten Credites. Im Laufe der Zeit sind neue Comtoirs in Kiew (1840), in Rybinsk, temporär, zum Versuch (1841) eröffnet worden und gegenwärtig wird die Gründung eines Comtoirs in Charkow beabsichtigt. Doch läßt sich von einer Vermehrung dieser Comtoire kaum Nutzen erwarten.

8 Die Leihbank. In Betreff der Leihbank ist das frühere Project der Industrie-Darlehen aufgegeben worden, theils wegen Unsicherheit, theils weil das System, Fabriken, die bereits eine einigermaßen gesicherte Existenz erlangt haben, durch Darlehen zu unterstützen, überhaupt ein falsches ist. Statt dessen wurden Darlehen gegen Verpfändung angesiedelten Landbesitzes von Neuem gestattet, und zwar mit Tilgungsprocenten, wodurch diese Darlehen gleichsam moralische Tendenz erhielten.

9. Herabsetzung der Bankprocente. Vom 1. Januar 1830 an sind die Bankprocente, namentlich die von den Schuldnern der Bank zu zahlenden, von 6 % auf 5 % und die den Creditoren derselben zu zahlenden von 5 % auf 4 % herabgesetzt, wodurch somit den Debitoren der Bank eine bedeutende Erleichterung gewährt worden ist. Ein damals vorhandenes, großes Reservecapital sicherte diese wichtige Operation; übrigens stieg die Summe der aus der Bank zurückverlangten Depositen nicht bedeutend.

10. Das Bank-Reservecapital. Zur Deckung sowohl aus früherer Zeit verbliebener, als auch in Zukunft möglicher Ver-

luste, ist 1832 ein Bank-Reservecapital gegründet worden, das nach Bestreitung vieler Ausgaben, gegen Ende 1842 für beide Banken bis 5 Mill. Rubel Silber betrug.

11. Unterstützung der Banken im Jahre 1840. In Fällen gesteigerter Rückforderung der in den Banken deponirten Capitalien, besonders aber in dem schweren Jahre 1840, wo in Folge einer Mißerndte sehr bedeutende, hauptsächlich zum Volksverpflegungscapital gehörende Summen zurückverlangt wurden, sind die Banken und Depositencassen der Vormundschaftsconseils so weit unterstützt worden, daß sie ihren Verpflichtungen nachkommen konnten; in der Folge wurden die Capital-Einlagen noch bedeutender. Uebrigens muß bemerkt werden, daß die Depositencasse des Moskauer Vormundschaftsconseils 1840 ziemlich unvorsichtig operirte. Das Zutrauen des Publicums war aber noch so groß, daß bei dieser Gelegenheit eine eigenthümliche Erscheinung beobachtet worden ist: während an dem einen Fenster der Casse die Rückzahlung der Capitalien bei Vorweisung der Billete verweigert werden mußte, wurden an dem anderen Fenster Capitalien gegen Billete eingezahlt.

Bei dieser Gelegenheit sind auch hinsichtlich der Rückforderung von Kronsdepositen einige besondere Maßregeln getroffen und ist angeordnet worden, daß ein Theil des Volksverpflegungscapitals in baarem Gelde aufbewahrt werde.

Bemerkenswerth ist, daß, während der größere Theil des Publicums das frühere Zutrauen zu den Banken bewahrte, einige Glieder der Regierung sich übertriebenen Befürchtungen hingaben, die jedoch der Finanzminister, und zwar, wie die Folge erwies, mit Recht, nicht theilte.

12. Das geheime Comité für Bankangelegenheiten. Die Vorgänge im Jahre 1840 veranlaßten die Gründung eines besonderen, geheimen Comité's, dessen Aufgabe darin bestand, die erforderliche Einheit unter den verschiedenen Bankanstalten herzustellen.

13. Die vom Staat zu nützlichen Einrichtungen bei den Banken gemachten Anleihen. Da es unmöglich war, alle den Banken anvertrauten Depositen bei Privaten unterzubringen, so wurden aus ihnen, meistentheils für die Rechnung der

Krone, viele Anleihen gemacht: zu Festungsbauten, Canälen und Chausseen, zu verschiedenen andern Bauten, für die Flotte u. s. w., wodurch der Unzulänglichkeit der Staatseinnahmen zu nützlichen Unternehmungen zum Theil abgeholfen wurde.

14. Die Expedition der Staatspapiere. Eine ungeheuere Menge verschiedener Staats-, Credit- und Stempelpapiere ist in einer besonderen zu diesem Behuf bestehenden Expedition in befriedigender Weise angefertigt worden.

15. Neue Etats. Sämmtliche Behörden der Creditverwaltung haben neue Etats erhalten, durch die der Unterhalt der Beamten besser geworden ist.

16. Wechseloperationen. Die Trassirung ausländischer Wechsel ist in solcher Weise ausgeführt worden, daß sie den Cursen, die sich stets vortheilhaft für Rußland erhielten, nicht nur nicht schadete, sondern im Gegentheil einen günstigen Einfluß auf dieselben ausübte.

17. Die Kurländische Creditgesellschaft. Zu den Creditangelegenheiten gehört auch die mit Beihilfe der Regierung erfolgte Gründung des Kurländischen Landschaftlichen Creditvereins, welcher den besten Erfolg gehabt hat.

18. Die Rechenschaftsberichte. Die Revision der Rechenschaftsberichte über ausländische Wechseloperationen, die 1823 für 14 Jahre, von 1808 bis 1822, unrevidirt vorlagen, ist von Beamten, die der Reichs-Controleur besonders für diesen Zweck delegirt hatte, beendigt worden. Die Rechenschaftsberichte für 1822, 1823 und 1824 sind in üblicher Weise im Reichs-Controlamte revidirt worden und von 1825 an werden sie regelmäßig für jedes verflossene Jahr ohne Verzug dem Finanz-Comité überliefert.

19. Falsche Banknoten. Was die Nachmachung der Banknoten betrifft, die übrigens zu Befürchtungen keine Veranlassung geben kann, so hat die Regierung diesem Gegenstande stets eine wachsame Aufmerksamkeit gewidmet. Auch sind, wenngleich nur in sehr wenigen Fällen, Bankbillete, die im Reiche eine so freie und ausgedehnte Circulation haben, nachgeahmt worden. Dagegen sind ziemlich wirksame Maßregeln ergriffen worden unter andern auch

die, auf die Billete die Summe, für die sie ausgestellt sind, aufzudrucken.

20. Vorschüsse zu inneren Geschäften. Hinsichtlich der inneren Vorschüsse für die Volksverpflegung und an Privatpersonen ist eine regelmäßige Rechnungsablegung eingehalten worden und die Verwaltung war stets bemüht, die Rückzahlung derselben herbeizuführen. Dennoch aber haben sich in dieser Hinsicht in den Gouvernements viele Unregelmäßigkeiten eingeschlichen.

Von einigen zum Creditwesen gehörigen Gegenständen, wie z. B. von den Reichsschatz-Billeten, wird zum Theil noch weiter unten die Rede sein. Hier genügt die Bemerkung, daß diese Billete, von denen gegenwärtig noch an 30 Mill. Rubel Banco, oder 12 Mill. Rubel Silber in Circulation sind, für besondere Fälle dem Staate eine wichtige Hilfsquelle gewähren, und daß sie nicht nur ohne Schwierigkeit in Circulation gesetzt, sondern auch, zumal in entfernten Gegenden, beim Publicum sehr beliebt geworden sind. Diese Erfolge sind dem Umstande zuzuschreiben, daß diese Billete, die einzeln auf nicht große Summen ausgestellt sind und in Vergleich mit Bankbilleten ein wenig vortheilhafter verzinst werden, gleichzeitig die Natur des Geldes und der Fonds in sich vereinigen. Die 1841 in Vorschlag gebrachte Herabsetzung ihres Zinsfußes würde den Umsatz des größten Theiles derselben in Bankbillete zur Folge gehabt haben.

21. Die Kanzlei für Creditangelegenheiten im Besonderen. Aus dem Vorhergehenden erhellt, daß diese Kanzlei sehr wichtige Arbeiten auszuführen hat, und es muß hinzugefügt werden, daß die Geschäftsführung, sowol in Hinsicht der Correspondenz, als auch des Rechnungswesens sich in ausgezeichneter Ordnung befindet.

II. Von der Lage der Finanzen im Allgemeinen.

Der Stand der Finanzen war 1823 nach mehreren Seiten hin ungünstig und selbst der innere Wohlstand des Reiches schwankte. Die Wunden vom Jahre 1812 waren noch nicht alle geheilt. Der sogenannte liberale Tarif von 1819 hatte viele Fabri-

ken vernichtet, die später, von 1822 an, sich wieder allmälig beleben konnten; das Geld hatte einen trägen Umsatz; die Commerzbank schadete dem regelmäßigen Gange des Handels; das Getreide fiel stark im Preise; die Abgabenzahlung war schwach; die Regierungsbehörden fanden beim Publicum wenig Vertrauen, theils wegen der Ungenauigkeiten in den Zahlungen, theils wegen der Strenge der gegen Privatleute ergriffenen Maßregeln, besonders im Finanzministerium. Es wäre unnütz, in eine nähere Erörterung der Ursachen dieser gegenwärtig beinahe vergessenen Sachlage einzugehen; die Umstände jedoch, die allmälig zu ihrer Besserung führten, werden im Verlauf der vorliegenden Uebersicht an's Licht treten.

Das Budget vom Jahre 1823 schloß, abgesehen von den Betriebskosten für den Branntwein und für die Metallbedürfnisse der Militairressorts, mit einer Balance von 114,614,147 Rubel Silber 24½ Kop. mit Inbegriff eines Deficits von 9,714,285 R. S. 71½ Kop., ab, welches letztere hauptsächlich durch die Rothschild'sche Anleihe gedeckt wurde. Außerdem hatte der Finanzminister, Graf Gurjew, der großen Rückstände wegen, noch vor dem Amtsantritt seines Nachfolgers am 23. April 1823, 20 Millionen Rubel Banco aus den Banken entlehnt.

Die Hauptausgaben betrafen, wie auch in der Folgezeit, die Armee und die Staatsschuld; damals bot aber das Finanzministerium noch folgende Besonderheiten dar.

Der Einfluß der Getränkeregie auf das Budget. Die ungünstigen Erfolge der Branntwein-Pachten im Laufe der letzten vier Jahre, deren Ursache theils in den Kriegsumständen, theils in der Unvorsichtigkeit der von 1811 bis 1815 abgeschlossenen Pachtbedingungen, theils aber auch in den zu strengen und nicht immer gerechten Maßregeln des Finanzministeriums, und sogar des Senats, zu suchen ist; ferner der Unwille gegen das Pachtsystem im Allgemeinen, moralische Rücksichten, besonders aber die Absicht, die Staatseinnahmen durch Zuschlag des ganzen Pächtergewinnes zu vergrößern: dies Alles bewog die Regierung 1818, die Pachten durch eine Krons-Verwaltung der Getränkesteuer zu ersetzen. Dieses wohlgemeinte Unternehmen hatte jedoch in der Praxis keinen guten Erfolg. Das Ungeziemende dieses Geschäfts für eine officielle Verwaltung

und die Mißbräuche der Beamten brachten es dahin, daß die im ersten Jahre sehr bedeutende Einnahme von Jahr zu Jahr fiel, und weder die Bemühungen des Grafen Gurjew, noch seines Nachfolgers konnten ein weiteres Fallen verhindern.

Zugleich trat eine Demoralisation des Beamtenstandes ein und im Publicum wurden sehr ungünstige Aeußerungen über diese Verwaltung laut *).

Die Krons-Verwaltung brachte übrigens den einen wichtigen Gewinn, daß die Regierung nähere Kenntniß von dieser Einnahme erlangte.

In dem Wunsche, daß das fortwährende Sinken der Einnahme in seinem ganzen Umfange nicht aus dem Budget ersichtlich werde, veranschlagte der ehemalige Finanzminister die Einnahme zu höheren Summen, als zu erwarten war, und gab dann zur Ausgleichung der Differenz auch höhere Ausgaben an, wobei indeß in Betreff des Branntweins zu bemerken ist, daß damals seine Production allerdings theurer zu stehen kam, als später.

Maßregeln zu Wiederherstellung des Gleichgewichts im Budget.

Allen diesen Mängeln des Budgets mußte 1824 nach Möglichkeit abgeholfen werden.

Das Budget für dieses Jahr wurde bedeutend vermindert, noch mehr aber für die folgenden Jahre. Diese Verminderung traf besonders das Finanzministerium, außerdem aber auch in erheblicher Weise die Ausgaben für das Kriegsministerium, da der Finanzminister, nach genauer Kenntnißnahme der Details der Proviant- und Commissariatverwaltung, die Möglichkeit einer bedeutenden Verkürzung der Anschlagssummen dieser Ressorts nachwies.

Außerdem wurden hinsichtlich der Getränkesteuer die Einnahme-Angaben mehr mit der Wirklichkeit in Einklang gebracht, die Aus-

---

*) Man fragte z. B. einmal: wozu ist wol dieser Gouverneur nach Petersburg gekommen? und antwortete: „um sich eine Vice-Gouverneurstelle zu erbitten.“ Als einige Vice-Gouverneure ihres Amtes entsetzt und dem Gericht übergeben waren, bezeichnete man ihre Lage als „Glückseligkeit unter Gericht.“

gaben aber nach Möglichkeit vermindert, wobei, statt der früheren direct durch die Vice-Gouverneure selbst auf Kronskosten auszuführende Beschaffung des Branntweins, ein neues, auf Concurrenz gegründetes, System eingeführt wurde.

Dessen ungeachtet bedurfte es noch besonderer Ressourcen, weshalb für 1824 und für das folgende Jahr die Emittirung von 5000 Rekrutenquittungen, jede zum Preise von 2000 Rubel Banco, beschlossen wurde. Diese Maßregel wurde und wird auch gegenwärtig nicht gebilligt; dennoch aber bleibt der Finanzminister bei der Ansicht, daß die Emittirung einer gewissen Anzahl von Quittungen bei jeder Rekrutenaushebung in vielen Beziehungen von Nutzen ist.

Die Reduction der Ausgaben in der Creditverwaltung für das Jahr 1825. Im Jahr 1825 waren in der Creditverwaltung bedeutende Ausgaben in Wegfall gekommen, die bereits oben erwähnt sind und durch die sämmtlichen aufgeführten Beschränkungen der Ausgaben wurde die natürliche Balance des Staats-Budgets wieder hergestellt.

Abzug für Restantien. In Hinsicht des Budgets wurde noch die Maßregel getroffen, daß von dem Anschlage der Einnahmen ein Theil für mögliche Rückstände in Abzug gebracht und dem Finanzminister ein jährlicher Credit zu Anleihen aus den Banken gewährt wurde, von dem er übrigens nur in seltenen Fällen Gebrauch gemacht hat.

Die Wiederkehr der Störung im Budget. Jedoch wurde die natürliche Balance des Budgets in der Folge noch einige Male gestört, sowol in Folge von Mißerndten und Kriegen, als auch, weil die gespannte Finanzlage nicht erlaubte, in guten Jahren Reservefonds für ungünstige Jahre zu bilden: ein Umstand, auf den der Finanzminister wiederholt hingewiesen hat. Es gelang übrigens, die Störung des Gleichgewichts im Staatshaushalt mehr als einmal wieder herzustellen, zuletzt für das Jahr 1843.

Uebersicht des Budgets. Die Abschlüsse des Staats-Budgets ergeben, ungerechnet die Betriebsausgaben zur Beschaffung des Branntweins und der Metallbedürfnisse für die Militairressorts, folgende Summen in Silber:

	Durch außerordentliche Ressourcen.	Im Ganzen.
1823:	9,714,285 Rub. 71½ Kop.	114,614,147 Rub. 24½ Kop.
1824:		109,141,784 „ 87½ „
1825:		103,577,277 „ 43 „
1826:		102,069,686 „ 22 „
1827:		100,829,013 „ 50¼ „
1828:		102,578,848 „ 88½ „
1829:		105,217,940 „ 63½ „
1830:		108,195,268 „ 29¼ „
1831:		110,097,600 „ 65¼ „
1832:		112,958,950 „ 63¾ „
1833:		116,741,591 „ 82¼ „
1834:	8,750,879 „ 78¼ „	126,271,929 „ 1½ „
1835:	1,832,021 „ 35 „	131,972,422 „ 95¾ „
1836:		136,569,043 „ 21¼ „
1837:		135,743,248 „ 39¾ „
1838:		137,207,788 „ 91½ „
1839:		142,526,560 „ 49½ „
1840:	6,125,503 „ 88⅐ „	153,030,029 „ 54½ „
1841:	20,058,000 „ — „	169,376,046 „ 22¼ „
1842:	11,458,140 „ — „	163,962,675 „ 92 „
1843:		163,669,736 „ 87 „

Die aus besonderen Ressourcen erstatteten Betriebsausgaben für die Branntweinlieferung betrugen:

1827:	6,407,385 Rub.	14	Kop.
1833:	6,033,073 „	14	„
1837:	5,684,708 „	62	„
1839:	6,023,936 „	43	„
1843:	18,134,652 „	83	„

Die Zunahme im Jahre 1843 erklärt sich dadurch, daß die Regierung in demselben die Beschaffung des ganzen für die Getränkepächter erforderlichen Quantums von Branntwein übernommen hatte.

Die Ausgaben für den Metallbedarf stiegen während derselben Zeit

von 980,860 Rub. 37 Kop.
auf 1,727,010 „ 30 „

Schlußfolgerungen. Aus dieser Uebersicht geht hervor, daß

mit Ausschluß der Betriebskosten, die Budgets bis 1827 incl. ein allmäliges Fallen der Einnahmen und Ausgaben nachweisen, was sich erklärt, zum Theil aus der Herabsetzung der Steuern auf Salz, auf die Wassercommunicationen und auf einige andere Gegenstände, da man damals für nöthig hielt, dem Volke Erleichterung zu gewähren, — zum Theil aber auch dadurch, daß die Einnahmen, besonders in Bezug auf die Getränkesteuer, mehr dem wirklichen Betrage gemäß veranschlagt wurden. Zugleich verminderten sich aber auch die Ausgaben.

Hiegegen, von 1828 an, stiegen, mit der Hebung des Volkswohlstandes, die Einnahmen allmälig und später rasch, hauptsächlich durch die Zoll- und die Getränkesteuer, durch die Gewinnung des Goldes und in Folge einer neuen Volkszählung.

Die Deckung der Deficite. Die Deficite einiger Jahre wurden in folgender Weise gedeckt:

1823. Deficit: . . . . 9,714,285 Rb. 71½ Kop.
Gedeckt hauptsächlich durch die Rothschild'sche Anleihe.

1834. Deficit: . . . . 8,750,879 „ 78¼ „
Gedeckt durch Emittirung von Reichsschatzbilleten und durch Bankanleihen.
Außerdem wurde in Folge der Mißerndte für außergewöhnliche Bedürfnisse eine Anleihe gemacht, von . . . . 63,000,000 „ — „

1835. Deficit, in Folge eines Mißwachses: 1,832,021 „ 35 „
Gedeckt durch eine Bankanleihe.

1841. Deficit, nach einer Mißerdte: . 20,058,000 „ — „
Gedeckt durch eine Serie von Reichsschatzbilleten im Betrage von 3 Mill. Rub., durch die erste 4procent. Anleihe von 15,345,575 Rub. 48 Kop. u. durch 1,654,484 Rub. aus der Bank.

1842. Deficit, in Folge der Mißerndte: 11,458,140 „ — „
Gedeckt durch Verminderung des Heeres 2 Mill. Rb., aus dem Kassenfonds 2,458,140 Rub und durch ein, später

aus der Bank ersetztes Darlehen der Schuldentilgungs-Commission von 7 Mill. Rub.

Vergleich der Einnahmen für verschiedene Jahre im Allgemeinen. Nach den Budgets ist der Betrag der Einnahmen und Ausgaben im Jahre 1843 höher, als im Jahre

1827	um	59,510,997	Rub.	$63\frac{1}{7}$	Kop.
1833	„	43,598,419	„	31	„
1837	„	26,357,733	„	$73\frac{4}{7}$	„
1839	„	20,023,188	„	6	„

Vergleichung der wichtigsten Einnahmequellen. Der Zuwachs der Haupteinnahmeposten, im Vergleich mit dem Jahre 1827, betrug im Jahre 1843:

Der Zuwachs der directen Steuern	10,032,026	Rub.	$26\frac{1}{4}$	Kop.
Der Zolleinnahme	12,742,857	„	14	„
Der Getränkesteuer	23,279,077	„	51	„
Der neuen Tabaksaccise	800,000	„	—	„
Aller übrigen Rubriken zusammen .	12,449,050	„	22	„

Anmerk. 1. Vergleicht man die wirklich eingeflossenen Summen von 1823 mit denen vom Jahre 1842, so ergiebt sich ein Zuwachs der Zolleinnahme von mehr als 60 Mill. Rub. Bko. oder 17 Mill. Rub. Silber.

Anmerk. 2. Der Zuwachs der Einnahmen aus der Getränkesteuer bot unter Anderm die Möglichkeit dar, die für die Armee und die Flotte ausgeworfenen Unterhaltssummen zu vergrößern.

Maßregeln zur Herbeiführung einer schnellern Bewegung der Summen. Bereits 1823 waren einige Maßregeln zur Herbeiführung einer schnellern Bewegung der Summen aus den örtlichen Renteien ergriffen worden, 1824 aber ist in dem bis dahin gewesenen System eine wichtige Veränderung vorgenommen. Nach der bis dahin eingeführten Ordnung wurde 1) ein großer Theil der Summe aus den Kameralhöfen in die Hauptrentei eingeschickt und von dieser aus an das Kriegs- und Marineministerium assignirt, welche darauf das Geld in die Gouvernements, wo es zu verwenden war, selbst versandten, während nur in solchen Fällen, wo von den Kameralhöfen Nachweise über angesammelte Summen eingelaufen waren, ohne Weiteres Anweisungen an die gedachten Res-

sorts auf solche Summen gegeben wurden. Hierbei hatte man 2) zur Richtschnur genommen, die Geldauszahlungen aus der Hauptrentei ein wenig zurückzuhalten, um, wie man sagte, dadurch die anderen Ministerien zur Sparsamkeit anzuhalten, wodurch sich in ihr (der Hauptrentei) bisweilen an 7 bis 10 Mill. Rubel Banco ansammelten. Die Folge des Ersteren war ein großer Zeitverlust, der dadurch entstand, daß das Geld sich auf dem Wege hin und zurück längere Zeit unterwegs befand, oder auch dadurch, daß man die Berichte der Kameralhöfe abwartete. Die Folge des Zweiten war, daß der Finanzminister viele unangenehme Ausfertigungen und sogar strenge Ukase über die Auszahlung von Summen an das Kriegsressort erhielt, da die Beamten der Hauptrentei, um sich vom Drängen der aus den andern Ministerien dahin entsandten Beamten zu befreien, äußerten, sie hätten zwar Geld, aber keine Anweisung zur Zahlung. Um sowol das Eine wie das Andere für 1824 zu vermeiden, wurden vor Beginn dieses Jahres für das Kriegs- und Marineministerium zur Deckung eines Theils ihrer Anschläge regelmäßige Assignirungen aus den Kameralhöfen für das ganze Jahr im Voraus bestimmt, mit monatlicher Zahlung derselben. Vorher aber war genau in Erwägung gezogen worden, daß die Kameralhöfe mit Berücksichtigung des gestatteten halbmonatlichen Verzugstermines im Stande wären, die bestimmten Assignirungen in dem festgesetzten Termine zu erfüllen. Dieses System wird auch bis heute ohne Schwierigkeiten befolgt und für den Staatshaushalt hatte es zunächst noch den wichtigen Vortheil, daß in Folge der rascheren Bewegung der Summen die Möglichkeit gewonnen wurde, Summen im Voraus auszuzahlen; denn, wie bekannt, ist jede regelmäßig früher eingehende Einnahme einer neuen Einnahme gleichzuschätzen und im Gegentheil eine regelmäßig zu früh eintretende Ausgabe einer neuen Ausgabe.

Andrerseits wurde zur Richtschnur genommen, daß, mit Ausnahme der wöchentlich stattfindenden Auszahlungen, alle in der Hauptrentei sich ansammelnden Einnahmen an jedem Mittwoch vollständig zur Anweisung kommen konnten, mit Berücksichtigung der Bedürfnisse eines jeden Ressorts. Obgleich hiernach bisweilen noch dringende Forderungen einer schleunigeren Verabfolgung von Summen, beson-

ders der Vorauszahlung für's folgende Jahr, vorgekommen sind, so ist doch das Finanzministerium, falls es nicht im Stande war, solche Forderungen zu befriedigen, keinem Vorwurfe und Tadel unterworfen.

Wie die Anschläge der Hauptressorts befriedigt werden. Gegenwärtig kommen die Anschläge der Hauptconsumenten der Reichseinnahme in folgender Weise zur Ausführung. In Betreff der Schuldzahlungen wird Alles, was für die laufenden Zahlungen erforderlich ist, rechtzeitig abgeliefert; in ungünstigen Jahren geht ein Theil der Tilgungssumme, jedoch nicht mehr, als 3 Mill. Rubel Silber auf die folgenden Jahre über. Theils geschieht dieses auch in Folge der Verrechnungen der ausländischen Zahlungen.

Die Anschläge des Kriegs- und Marineministeriums und der Oberverwaltung der Wegecommunication werden gewöhnlich im November oder in den ersten Tagen des Decembers befriedigt. Die beiden ersteren Ministerien erhalten aber bereits im Laufe der zweiten Hälfte des Jahres Vorschußzahlungen für das folgende Jahr. Früher waren diese Vorschüsse nicht so bedeutend; gegenwärtig aber sind sie ziemlich groß, und betrugen:

	Für's Kriegsministerium:	Für's Marineministerium:
Jahr 1841:	15,209,277 Rub. Silb.	1,132,070 Rub. Silb.
„ 1842:	13,925,956 „ „	1,680,014 „ „
„ 1843:	10,906,777 „ „	1,202,257 „ „

Ueber die Reste in den Kassen. Da die Renteien und die verschiedenen Gouvernements verpflichtet sind, diejenigen Summen, die am Orte keine Verwendung finden, einzusenden, so bilden sich die localen Reste hauptsächlich aus den zur Erfüllung localer Assignirungen erforderlichen Reserven und aus den Summen, die unterwegs sind. Mit der Steigerung der Einnahmen mußten natürlich auch diese Reste im Laufe der Zeit wachsen; doch bilden sie nicht, wie gemeint worden, einen freien Fonds, und nehmen in schlechten Jahren, wie z. B. im Jahre 1841, bedeutend ab.

In Folge dieser Umstände bestand die Hauptursache, warum 1843 weniger Vorschüsse gezahlt worden sind, als früher, darin, daß für 1842 zur Deckung des Deficits 2,458,140 Rub. aus den Kassenresten verwendet worden waren.

Neue Auflagen. Im Laufe der 20 Jahre ist nur eine neue Auflage, die Banderol-Accise für den Tabak, eingeführt worden. Da der Hauptzweck dieser Auflage darin bestand, einen Anfang mit dieser in anderen Staaten so wichtigen Einnahmequelle zu machen, und da der Gebrauch des Tabaks in dem Volke noch nicht sehr verbreitet ist, die Plantagen aber Freiheit und Förderung bedürfen, so ist für's Erste die leichteste Art der Besteuerung gewählt worden, obgleich das Tabaksmonopol die einzige Maßregel ist, durch welche man eine möglichst hohe Einnahme erreichen kann, was auch für die Zukunft vorbehalten bleibt.

Die Landesprästanden. Die in Geld einzuzahlenden Landesprästanden, welche zum Ressort des Finanzministeriums gehören, sind, ungeachtet der Anweisungen des Ministeriums, die für jedes Triennium vorzustellenden Gouvernementsanschläge nach Möglichkeit zu verkürzen, im Laufe der 20 Jahre bedeutend gestiegen. Die Ursachen davon sind folgende: Die Einzahlung an Landesprästanden für neue Gegenstände, die Liquidirung von Chaussee- und anderen Anleihen, die Vermehrung der Zahl der Poststationen und Postpferde, die Erhöhung der Preise für's Holz und für andere Bedürfnisse der Truppen, Umsatz verschiedener Naturalprästanden, in Geldprästanden, die Erbauung von Brücken und verschiedenen Gebäuden, und man kann sagen, nicht selten auch die geringen Bemühungen der Ortsobrigkeiten für die Verminderung der Kosten zum Unterhalt der Postpferde und zu andern Bedürfnissen.

III. Von den Departements des Finanzministeriums.

A. In Betreff der Departements im Allgemeinen.

Bevor ich zu einer kurzen Uebersicht der Hauptveränderungen der Departements schreite, muß ich, um Wiederholungen zu vermeiden, einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken.

1. Ueber den Formalismus des Ministeriums. In der äußern und innern Form der Departements haben keine wichtigen Veränderungen stattgefunden mit Ausnahme der Reorganisation des Bergwesens, nach besonderem Allerhöchsten Erachten. Die Departements sind im

Wesentlichen dieselben geblieben; sogar die Tage, an denen Vorträge und Unterlegungen beim Finanzminister stattfinden, sind beinahe noch dieselben, die vom Grafen Gurjew festgesetzt waren. Dies geht aus der Ueberzeugung des Finanzministers hervor, daß man bei uns bisweilen von Formveränderungen solche Dinge erwartet, die nicht sowol durch eine äußere Veränderung, als vielmehr durch eine Beschäftigung mit dem Wesen der Geschäfte erreicht werden. Die Neigung zum Formalismus und zu äußerlichen Veränderungen gehört bei uns überhaupt zu den Krankheiten der Verwaltung.

2. Ueber die Gesetzgebung im Allgemeinen. Alle das Finanzministerium betreffenden Gesetze sind allmälig entweder umgearbeitet oder verbessert worden, oder haben wenigstens wesentliche Veränderung erlitten.

3. Ueber die Rechnungsablegung im Finanzministerium. Außer dem Rechenschaftsberichte der Buchhalterei, welcher vom Departement des Reichsschatzes dem Reichsrathe vorgestellt wurde und außer einigen laufenden Rechnungserwägungen und Zahlen-Zusammenstellungen zum Budget und zu verschiedenen besondern Gegenständen, gab es im Finanzministerium, man kann sagen, keine Rechnungsablegung. Diese Sache ist durch die Verordnung vom Jahr 1830 über die Rechenschaftsablegung des Finanzministers geordnet worden und hat jetzt ihren regelmäßigen Fortgang.

Zur Verstärkung der Beaufsichtigung dieses Gegenstandes und zu andern Zwecken sind bereits 1823 für die Departemens Vicedirectoren ernannt worden.

4. Verbesserung des Unterhalts der Beamten. Der Unterhalt der Beamten in den Gouvernements-, Residenz- und Ministerial-Behörden ist wiederholt bedeutend verbessert worden, und gegenwärtig wäre im Vergleich mit andern Staaten keine Ursache vorhanden, sich über eine Mangelhaftigkeit des Unterhaltes in den Behörden der Ministerialverwaltung zu beklagen, wenn bei uns, wie dort, eine Abstufung und Bestimmtheit in der Lebensweise der verschiedenen im Dienste und außer dem Dienste bestehenden Klassen existirte. Zum größten Bedauern und zu einem großen Schaden

für die Regierung und das Volk besteht aber eine solche Abstufung bei uns noch gar nicht.

5. Die Instruction für die Kameralhöfe. Zu den alle Departements des Ministeriums überhaupt betreffenden Anordnungen gehört die im Jahre 1831 erlassene Instruction über die Geschäftsordnung in den Kameralhöfen. Nach der besondern Liebhaberei für alles Formale wurde im Laufe der Zeit die Collegialische Geschäftsordnung, außer den an und für sich schon ziemlich complicirten Bestimmungen des Generalreglements, durch verschiedene Anordnungen späterer Zeit vermittelst verschiedener Proceduren durch überflüssige Schreiberei und eine nicht fest genug begränzte Verantwortlichkeit dermaßen erschwert, daß unsere Collegien alle Aehnlichkeit mit denjenigen, nach deren Muster sie ursprünglich eingerichtet waren, vollständig verloren haben. Die Folge davon war, daß man in diesen Behörden mehr für die Beobachtung der Formen und für das Papierschreiben, als für einen wesentlichen und erfolgreichen Fortgang der Geschäfte sorgen mußte.

Die erwähnte Instruction hatte den Zweck, diese Mängel nach Möglichkeit durch eine Eintheilung der Geschäfte in folgende drei Klassen zu beseitigen:

a. Geschäfte, die von den Kameralhofsräthen in dem Ressort eines jeden erledigt werden.
b. Geschäfte, die von den Kameralhofsräthen mit Genehmigung des Präsidenten, und
c Geschäfte, die nach einer Resolution der Plenarsitzung erledigt werden.

Hierbei war gestattet worden, in wichtigen und keinen Aufschub leidenden Angelegenheiten besondere Journale abzufassen. Die Vertheilung der Geschäfte in der Kanzlei wurde näher bestimmt; die übermäßige Zahl von Beamten wurde auf das Nothwendige beschränkt; verschiedene Erleichterungen zur Abkürzung der Formalitäten gestattet, und Anderes mehr.

Nach Erlaß dieser Instruction haben die Kameralhöfe, wie die Gouverneure selbst bezeugen, ein ganz anderes Aussehen erhalten und sind zu den besten Behörden der Gouvernements geworden.

6. Die Sr. Majestät dem Kaiser vorzustellenden Berichte. Zu den die Departements insgesammt betreffenden Maßregeln gehört auch der ausführliche Bericht über die Thätigkeit und die Summen des Finanzministeriums, der alljährlich Sr. Majestät dem Kaiser vorgestellt wird, begleitet von einem besonderen in höheren Staatsrücksichten vom Finanzminister verfaßten kurzen Berichte mit der Meinungsäußerung desselben über den gegenwärtigen und zukünftigen Stand der Finanzen und über den inneren Wohlstand des Staates überhaupt.

Diese Berichte werden seit 1827 Sr. Majestät überreicht. Außerdem hat der Finanzminister 1833 einen ausführlichen Bericht über die verflossenen zehn Jahre vorgestellt, und 1839 für Se. Kaiserliche Hoheit, den Thronfolger Cäsarewitsch, eine vollständige Uebersicht der Finanzen des Reichs abgefaßt, nebst dem nöthigen Räsonnement über die wichtigsten Finanzregeln und die zukünftigen Aussichten dieses Verwaltungszweiges.

7. Die Vereinfachung der Geschäfte. Im Jahr 1824 wurden auf allerhöchsten Befehl verschiedene Maßregeln zur Vereinfachung der Geschäfte und der Schriftführung im Finanzministerium getroffen, die um so nöthiger war, da in Folge der größeren Entwickelung verschiedener Verwaltungszweige die Anzahl der Geschäfte an und für sich ungewöhnlich gewachsen war und noch ferner wächst.

B. Im Betreff des Departements des Reichsschatzes.

Die Hauptthätigkeit des Ministeriums innerhalb dieses Departements besteht außer den oben erwähnten Geschäften, betreffend das Staatsbudget, die Bewegung der Summen u. s. w., in Folgendem:

1. Die Rechnungsführung und die Rechnungsablegung der Kreisrenteien hat eine neue Organisation erhalten, nach der diese Behörden sich gegenwärtig in einem ziemlich befriedigenden Zustande befinden.

2. Es sind Maßregeln zur Vermeidung der bis dahin vorgekommenen großen Defecte in den Kreisrenteien getroffen worden, die theils durch die Unordnung des Rechnungswesens, theils auch dadurch verdeckt wurden, daß in Wirklichkeit bereits eingegangene Summen als Restantien bezeichnet wurden. Die Hauptmaßregel, die zur Er-

reichung dieses Zweckes ergriffen wurde, bestand außer der Organisation des Rechnungswesens im Allgemeinen in der Einführung der Stempelblankete für Quittungen, die den Rentmeistern mit fortlaufenden Zahlen ausgefertigt werden und somit in Verbindung mit den Contrequittungen die Möglichkeit gewähren, die Rentmeister bei den monatlichen Revisionen in Hinsicht der ausgestellten Quittungen zu controliren. Von der Zeit an, und in Folge der Erlassung einiger anderer Gesetze über diesen Gegenstand, sowie auch nach der Ausführung zeitweiliger plötzlicher Revisionen durch besonders entsandte Beamte sind sehr bedeutende Defecte an Summen nicht mehr vorgekommen und kommen auch geringere im Allgemeinen bereits seltener vor.

3. Ferner gehört hierher die allmälige Verbesserung der Rechnungsablegung im Allgemeinen, die Vorstellung ausführlicher Controlberichte an das Reichscontrolamt, die früher nicht existirt hatten, und die Zusammenstellung verschiedener Rechnungsübersichten für Sr. Maj. den Kaiser, die bisher nicht vorgestellt worden waren, so daß Se. Majestät die Lage des Finanzministeriums stets vor Augen haben kann.

4. Es ist noch die große Ausdehnung der Rechnungs- und Kanzleigeschäfte des Departements, sowie auch eine große Anzahl spezieller Verbesserungen und besonderer Maßnahmen zur Verbesserung des Kassenwesens zu erwähnen, ebenso wie auch der befriedigende Zustand der Hauptrentei.

5. Es sind verschiedene Erleichterungen in Betreff der Prästanden eingeführt worden, zu denen auch die bereits im Jahre 1824 erfolgte Aufhebung der Geldstrafen für nicht terminmäßige Einzahlung der Abgaben Seitens der Kronsbauern gehört.

C. In Betreff des Departements der Abgaben und Steuern.

Dieses Departement ist seiner sehr ausgedehnten und zahlreichen, großentheils auch mit Verantwortlichkeit verknüpften Geschäfte wegen vielleicht das schwierigste im Finanzministerium. Die Thätigkeit desselben hat im Laufe der 20 Jahre hauptsächlich im Folgenden bestanden:

1. Die Einführung eines raschen und entschiedenen Ganges der Geschäfte, sowie auch die Vollendung einer großen Anzahl vernachlässigter Angelegenheiten.

2. In der ersten Abtheilung des Departements. In Betreff der Volkszählungen, der Gildesteuer u. s. w. ist durch Einführung der Register in den Kameralhöfen und im Departement selbst eine feste Ordnung hergestellt worden. Die Geschäfte in Folge der siebenten Volkszählung sind vollständig beendigt und eine neue achte Volkszählung ist ausgeführt worden, was mit einer unglaublich ausgedehnten Correspondenz verknüpft war. Ueber die Gilden ist ein Ergänzungsreglement erlassen, welches die Kronseinnahme bedeutend erhöhete und mehr Ordnung und Genauigkeit feststellte. Das Ehrenbürgerthum ist gestiftet worden, dessen Wichtigkeit für Rußland nach seinen besonderen Verhältnissen mehr und mehr fühlbar wird.

Hier ist noch zu bemerken, daß bei Erlassung der Regeln über die neue achte Volkszählung ein wichtiger Schritt in Betreff des Rechtes auf leibeigene Bauern geschehen ist, der darin besteht, daß bei Veräußerungen solcher Bauern dieselben künftig unverbrüchlich zu einem angesiedelten Landstück zugeschrieben werden müssen.

3. In der zweiten Abtheilung. Was die Landesprästanden betrifft, so haben die Anschläge für jedes Triennium, deren Begreifung eine wichtige Arbeit ist, eine bessere Ordnung und Form erhalten. Es ist die größte Mühe angewandt worden, um die Landesausgaben zu mäßigen und die Rechenschaftsablegung über dieselben zu ordnen, worüber 1834 die nöthigen Regeln erlassen worden sind. Es ist dies um so mehr nöthig, da die Ausgaben beständig steigen und in Folge verschiedener, theils auf Rechnung der Prästanden selbst contrahirter Chaussee- und anderer Anleihen viel complicirter geworden sind. Besonders wichtig ist in dieser Hinsicht die Begründung einer Landeshilfssteuer, 1834, deren Zweck darin besteht, den am meisten belasteten Gouvernements eine Erleichterung zu gewähren und in der Folge die Zahlung eines Theils der Zinsen für die Chausseeanleihe zu ermöglichen. Vorher hatten zur Ausgleichung der Landesprästanden verschiedene Comités bestanden. Da jedoch bei Verschiedenheit der in Geld zu zahlenden Landesprästanden auch die Vortheile der Gouvernements ungleich sein müssen, so ist die

Ausgleichung ohne eine solche Einrichtung, wie die genannte, nicht möglich.

Anmerkung. Nach einem Sr. Kaiserl. Majestät vorgestellten Projecte des Finanzministers über die allmälige Chaussirung der bedeutendern Wege ist hierüber ein besonderer Plan entworfen und ein Chaussée-Comité niedergesetzt worden, das noch gegenwärtig besteht.

In der dritten und vierten Abtheilung. In Betreff der Getränkesteuer hatte die Verwaltung sich anfänglich alle mögliche Mühe gegeben, um die Kronsverwaltung derselben aufrecht zu erhalten. Da die letztere sich aber als unzuverlässig erwies, so ist die Verpachtung dieser Abgaben von Neuem eingeführt und sind für dieselbe neue Bedingungen festgestellt worden, zwar auf Grundlage der alten, jedoch mit Verbesserung aller ihrer Mängel, deren hier des Weitern zu erwähnen nicht am Orte wäre. Es genüge hier zu bemerken, daß nach diesen Bedingungen und nach dem angenommenen System die Pachteinnahme gegenwärtig im Vergleich mit der Reineinnahme der Kronsverwaltung, die sich in der letzten Zeit bis auf 64 Mill. Bankorubel belief, bei jeder Erneuerung der Pachten bedeutend wuchs und für das 1843 beginnende Quadriennium im Vergleich mit der bezeichneten Summe einen Zuwachs von gegen 74 Mill. Bankorubel jährlich liefert.

Dies bezieht sich nur auf die großrussischen Gouvernements, in denen die Kronsverwaltung existirte. Der Ueberschuß der ganzen Einnahme der Getränkesteuer für das Jahr 1843 gegen das Budget von 1827 beträgt 23 Mill. 279,077 Rbl. Silber oder 81 Mill. 476,769½ Rbl. Banko, was übrigens für das letzte Quadriennium zum Theil auf einer Erhöhung der Branntweinspreise, über die Annahme des Finanzministers hinaus, zuzuschreiben ist. Zugleich ist seit der Erneuerung der Pachten die Regierung nicht mit großen Geschäften belastet worden, während aus der Zeit der alten Pachten auch gegenwärtig noch Sachen an den Reichsrath gelangen. Außerdem hat sie keine besonders wichtigen Verluste gehabt; selbst in dem letztverflossenen Quadriennium, für welches 100 Mill. Bankorbl. mehr geboten worden sind, stehn, ungeachtet der gewesenen Mißerndten, nach der projectirten Maßregel schwerlich bedeutende Verluste zu erwarten.

Wie schwierig und complicirt die Geschäfte bei jeder Pachterneuerung sind, wird nur Derjenige glauben, der sich selbst eingehend mit diesem Gegenstande beschäftigt hat. Obgleich ein großer Theil dieser Arbeiten dem dirigirenden Senat zufällt, so finden doch alle einleitenden und abschließenden Arbeiten im Finanzministerium statt. Seit 1827 sind die Pachten fünfmal erneuert worden und selbst die Theilnahme an den Toryen bildet ein äußerst schwieriges Geschäft. Auch die laufenden Geschäfte in Betreff der Pachten sind während des letzten Quadrienniums sehr complicirt und schwierig geworden.

Hier wäre noch der Reglements zu erwähnen, die auf Vorstellung des Finanzministers erlassen worden sind, um nach Möglichkeit den schädlichen Folgen des freien Branntweinsverkaufs vorzubeugen, Folgen, die an Orten, an denen das Kronsmonopol besteht, durchaus nicht hervortreten. Zu diesem Behuf sind Scheine für Locale zum Verkauf spirituoser Getränke eingeführt und Taxen festgesetzt worden, unter denen es nicht gestattet ist, Branntwein zu verkaufen. Die erstere Einrichtung hat zum Zweck, Kenntniß über die Anzahl solcher Locale zu erlangen und für die Folge Maßregeln zur Vermeidung derselben zu ergreifen. Die zweite Einrichtung bezweckte die Verhinderung des Detailverkaufs von Branntwein zu unverhältnißmäßig billigen Preisen, um mithin auch dem unmäßigen Gebrauch desselben zu steuern, zugleich aber auch, um die hierdurch in den unteren Volksclassen entstehende Sittenlosigkeit und Gleichgiltigkeit für die Verbesserung des eigenen Zustandes zu beseitigen.

Noch ist zu bemerken, daß in dem Wilnaschen und dem Grodnoschen Gouvernement die Getränke- und Consumtionssteuern, die den freien Verkehr erschwerten abgeschafft worden sind.

Hinsichtlich der Beschaffung des Kronsbranntweins für die Pachten ist in der Art der Ausführung dieses schwierigen Geschäfts eine wichtige Veränderung eingetreten. Bis 1823 wurde diese Beschaffung den Vicegouverneuren aufgetragen, was unvortheilhafte Preise und die Belastung vieler Branntweinsproducenten durch eine ungleichmäßige Vertheilung der Lieferungen zur Folge hatte. In Folge dessen hat der Finanzminister 1824 eine neue Ordnung vermittelst der Concurrenz eingeführt, d. h. mit einer gleichmäßigen Vertheilung der Lieferungen unter den Producenten, je nach der Größe der

Brennereien und mit Festsetzung eines entsprechenden Preises vom Finanzminister selbst. Bei dieser Ordnung ist der Branntwein im Allgemeinen zu sehr mäßigen Preisen angekauft worden; jedoch sah man sich in Jahren der Mißerndte gezwungen, eine Beschaffung des Branntweins auf den gewöhnlichen Wegen des Ankaufs den Präsidenten der Kameralhöfe mit Unterstützung der Gouverneure aufzutragen, und natürlicher Weise kam der Branntwein in solchen Jahren theurer zu stehen Dessenungeachtet hat im Lauf von 18 Jahren der Branntwein im Kronshalbbrand durchschnittlich zwei Rubel 12²/₅ Kop. Banko, pr. Wedro, gekostet, war also im Vergleich zum Verkaufspreise um 577³/₅ Kop. billiger. In Folge des angenommenen Princips, das ganze für die Pächter erforderliche Quantum Branntwein von der Regierung zu beschaffen, wodurch allerdings die Geschäfte des Finanzministeriums bedeutend vergrößert worden sind, hat das Concurrenzsystem 1842 verschiedene Verbesserungen erhalten und ist ein Normalpreis von 70 Kop. S. für den Branntwein festgestellt worden, um aus der Hälfte des durch diesen Preis im Vergleich zu den von den Pächtern nach den Contracten gezahlten Preisen entstandenen Vortheils zur Erleichterung des Staatsbudgets in Jahren des Mißwachses ein Reservebranntweins-Capital zu bilden. Auch ist in Folge des erforderlichen großen Quantums von Branntwein die Branntweinslieferung in zwei Perioden, eine Winter- und Sommerlieferung, eingetheilt worden, wodurch eine größere Sicherheit für eine erfolgreiche Beschaffung desselben, die Möglichkeit, die Beschaffungspreise mit den Erndteaussichten in Verhältniß zu bringen und somit auch eine größere Sicherheit der Lieferungen erlangt worden ist.

Nach dem Concurrenzsystem ist die Branntweinsbeschaffung für 1843, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten, zu zwar nicht ganz vortheilhaften, aber doch wenigstens annehmbaren Preisen beendigt worden.

5. In der fünften Abtheilung. Im Laufe der 20 Jahre ist die Zahl der Kronsbrennereien in den großrussischen Gouvernements ganz nach dem Wunsch des Finanzministers vermindert worden. Die demnach noch übrig bleibenden Brennereien sind nicht nur zur Versorgung solcher Gouvernements, in denen die Lieferungen

der Privatproducenten mißlich sind, sondern auch zur Aushilfe in schwierigen Jahren unentbehrlich; im letzteren Falle muß ihre Thätigkeit natürlich wachsen. Die größere Zahl der Brennereien ist für Dampfkraft umgebauet worden. Ueber die Verwaltung derselben und über die Beschaffung des zur Brennerei erforderlichen Getreides ist eine positive Instruction erlassen. Die Rechnungsablegung über dieselben hat einen regelmäßigen Gang erhalten und es ist Alles angewandt worden, um möglichst billige Preise für den Branntwein und dessen Transport zu erlangen. Auch dieser Theil der Pflichten des Finanzministeriums bietet zu Zeiten große Schwierigkeiten dar.

6. In der sechsten Abtheilung. In den Stempel- und Patentangelegenheiten sind gleichfalls verschiedene Veränderungen eingetreten. Es ist eine besondere Stempelrentei gegründet worden, während dieses Papier bisher in den Kellern des Gebäudes des Departements des Reichsschatzes lag. Zugleich ist in Betreff der Revision dieses Papiers eine bessere Ordnung eingeführt worden; die Vorräthe sind vergrößert und die Versendung in die Gouvernements findet regelmäßiger und mit einem Reservequantum statt. Desgleichen sind verschiedene Maßregeln getroffen und verschiedene Bestimmungen erlassen, um herbeizuführen, daß das Stempel- und Wechselpapier, wo erforderlich, gebraucht werde. Einige unnütze Sorten Papier sind aufgehoben, andere neu eingeführt worden. Die Preise für das Papier sind in Silber umgesetzt und 1842 etwas erhöht. Es ist stets beobachtet worden, daß die Krepostensteuer (Corroborationssteuer) regelmäßig eingehe, und eine große Anzahl von in frühern Jahren wegen nicht erfolgter Beitreibung derselben entstandenen Verhandlungen ist beendigt worden.

Für die unteren Volksclassen ist, obgleich zum Nachtheil der Krone, eine wichtige Erleichterung gewährt worden durch Zulassung halbjähriger Pässe und auf kurze Termine laufender Billete auf einfachem Stempelpapier.

7. In der siebenten Abtheilung. In der Rechnungsabtheilung des Departements ist ein regelmäßiger Gang der zu derselben gehörigen Geschäfte eingeführt worden, besonders in Betreff der so wichtigen Rechnungen, Anschläge und Ueberschläge in Getränke-

angelegenheiten, die bei Erneuerung der Pachten sich unmäßig vermehren.

Die Rechenschaftsberichte des Departements werden dem Reichscontrolamte regelmäßig überliefert.

D. In Betreff des Departements des Berg- und Salinenwesens und des Stabes des Bergingenieurcorps.

Von der Verwaltung. Zu den vorzüglich bemerkenswerthen Gegenständen im Berg- und Salinenwesen gehören:

Die Veränderung des Bestandes der Verwaltung durch Errichtung des Corps der Bergingenieure im Jahr 1834 und durch die Eintheilung der Verwaltung in Stab und Departement, mit Begründung des Conseils des Bergingenieurcorps und eines gelehrten Comités.

Die Koliwan'schen und Nertschintskischen Kabinetbergwerke sind 1830 dem Finanzministerium übergeben worden, wobei die ersteren die Benennung der Altaischen erhalten haben.

Es ist das Amt eines Hauptchefs der Uralschen Bergwerke und später auch das eines Hauptchefs der Altaischen Bergwerke gegründet worden. Die Nertschintskischen aber sind in die Hauptverwaltung des Generalgouverneurs des östlichen Sibiriens übergegangen. Die Begründung des Amtes des Uralschen Hauptchefs hat einen wichtigen Einfluß auf den Gang der Geschäfte ausgeübt und eine bessere Aufsicht, eine größere Einheit der Thätigkeit der Uralschen Bergwerke sowie auch einen bessern Zustand der Bergbataillone zur Folge gehabt.

Der Uralschen und Moskauischen Bergverwaltung ist ein besserer Unterhalt gewährt und die Geschäftsordnung ist in ihnen vereinfacht worden.

Im gelehrten und technischen Fach. Im Jahre 1823 war die Zahl der Gelehrten im Bergwesen besonders für den Unterricht äußerst gering. Seit langer Zeit war Niemand ins Ausland entsandt worden und das ganze Fach befand sich im Verfall.

Die Absendung junger und später auch älterer, bereits praktisch erfahrener Officiere ist von Neuem in Anwendung gekommen. Ei-

nige ausgezeichnete Gelehrte sind in den Bestand des Corps aufgenommn.

Das Berginstitut ist neu organisirt worden und die Bergschulen bei den Bergwerken sind theils verbessert, theils neu gegründet. Im Ural sind auch Mädchenschulen eröffnet, 1840.

In Petersburg sind beim technologischen Institut errichtet: eine technische Bergschule, die durch Heranbildung von Mechanikern großen Nutzen verspricht, und eine Medaillierabtheilung.

Daselbst ist 1842 eine Probirerschule gegründet.

Zu wissenschaftlichen Reisen in Rußland sind die berühmten Gelehrten Humboldt, Murchison, Rose, Ehrenberg u. A. aufgefordert worden. Anderen, die auf eigenen Wunsch solche Reisen unternahmen, sind Unterstützungen gewährt worden.

Von besonders in die Bergbezirke und nach Transkaukasien ababgesandten Beamten sowie durch Expeditionen in die westlichen und Ostsee-Gouvernements, in die Küstenländer des weißen Meeres, und die südlichen Provinzen, ins Wolgagebeit, auf die Gipfel des Abalan und Tschulischman an der chinesischen Gränze (Tschichatschew) und die sibirischen Goldwerke und in andere Gegenden, sowie auch durch die Entdeckungen der früher erwähnten gelehrten Reisenden sind die geologischen und mineralogischen Kenntnisse über die Lage des großen Reichs sehr erweitert, und verschiedene Specialkarten sind zusammengestellt worden.

Mit ausländischen gelehrten Gesellschaften und Gelehrten sind vermittelst einer besonderen Beihilfe des Chefs des Stabs der Bergingenieure sehr nützliche Verbindungen angeknüpft und einige Ehrenbelohnungen ertheilt worden, die sie in der Bereitwilligkeit, Rußland zu nützen, bestärkt haben.

Viele verschiedene bemerkenswerthe und nützliche Bücher sind veröffentlicht und folgende Zeitschriften werden fortgesetzt: Die Zeitschrift für Bergwesen, die Nachrichten über Manufactur- und Bergwerke, die französischen Auszüge aus den wichtigsten Artikeln der Zeitschrift für's Bergwesen und das mit einer Unterstützung von uns in Berlin erscheinende deutsche Archiv über auf Rußland bezügliche wissenschaftliche Gegenstände, besonders aber für Naturwissenschaften.

An verschiedenen, zum Theil sehr entfernten Punkten sind magne-

tische Observatorien gegründet worden, welchem Beispiele auch England gefolgt ist.

Zum Schluß läßt sich sagen, daß die russischen Naturforscher hauptsächlich durch die Thätigkeit der Bergverwaltung in die Gemeinschaft der europäischen Gelehrten eingetreten sind.

Im Münzwesen. Der Petersburger Münzhof ist nach der Wiedererbauung des im Jahre 1824 verbrannten Hauptgebäudes in den für die Scheidung von Gold und Silber, sowie für andere Arbeiten, wie für die Reinigung des Platina's bestimmten Abtheilungen durch viele Umbauten nach den neuesten Methoden eingerichtet worden.

Hinsichtlich der Metrologie sind officielle Muster der wichtigsten in Europa gebräuchlichen Längen- und Hohlmaße verschrieben worden. Das russische Gewicht, sowie die Längen- und Hohlmaße sind für immer nach festen Grundsätzen festgestellt. Ueber diesen Gegenstand ist ein gelehrtes Werk veröffentlicht und vermittelst theurer Maschinen eine bedeutende Anzahl von Mustermaßen und Gewichten zum Theil aus Platina angefertigt und nach Moskau und in die Gouvernements versendet.

Für die ausländischen und russischen Mustermaße und Gewichte, sowie für die zur Regulirung derselben erforderlichen Maschinen ist in der Petersburger Citadelle ein besonderes, feuerfestes Gebäude errichtet, wie ein ähnliches nicht existirt. So wäre es nach der Vernichtung der englischen Muster durch den Brand des Londoner Parlamentsgebäudes möglich gewesen, officielle Copien derselben aus Petersburg zu erhalten.

Eine sehr große Masse von Gold- und Silbermünzen ist geprägt worden, wodurch das im Reich vorhandene Quantum an Circulations-Werthzeichen sehr vermehrt worden ist.

Die Kupfermünze, zu 24 Rubel Banko aus dem Pud, wurde zuerst in sechsunddreißigrublige, und darauf, nach dem Umsatz in Silber, in sechszehnrublige umgeprägt. Die alte Kupfermünze, zu 16 Rubel Banko aus dem Pud, war schon im Anfang der zwanziger Jahre mit einem großen Gewinn für die Krone aus der Circulation gezogen.

Eine sehr große Masse abgeschliffener kleiner theils auch großer

Silbermünzen, hauptsächlich Funfzehnkopekenstücke aus der Zeit der Kaiserin Katharina II., sind allmälig eingezogen worden.

Von den Wechslern und von übelgesinnten Leuten zu billigeren Preisen aufgekauft, wurden diese Münzen dem Volke zum vollen Preise gegeben.

Wegen der vollständigen Mangelhaftigkeit der früheren Gesetze über die Metallprobe ist über diesen Gegenstand ein neues Reglement erlassen, 1840.

Die Reinigung des Platina's im großen Maßstabe, die 1828, als etwas in der Welt ganz Neues, im Laboratorium des Bergdepartements eingeführt worden war, ist definitiv mit einer ausgezeichneten Einrichtung dem Münzhofe überwiesen, 1842.

Es ist die Poissat'sche Anstalt zur Trennung des Goldes vom Silber und eine Centralschmelzerei eingerichtet worden.

Die Lage der Bergwerke überhaupt. Das System, nach welchem die Einnahme zwischen der Krone und den Chefs der Bergwerke getheilt wurde und welches durch das Project des Minenreglements noch vor dem Jahre 1823 in den Bergwerken des Ural eingeführt worden war, ist aus Gründen, deren Auseinandersetzung zu weit führen würde, von selbst geschwunden. Jedoch als Folge dieses Systems blieben die Bergwerke selbst hinsichtlich der Baulichkeiten, der Oekonomie und der mechanischen Einrichtungen in einem ziemlich zerrütteten Zustande zurück, aus dem sie mit großen Ausgaben allmälig bis zu einer bedeutenden Stufe herausgearbeitet wurden. Die Altaibergwerke, in denen dieses System nie existirt hatte, befanden sich in besserem Zustande..

Die Metallgewinnung und die Thätigkeit der Bergwerke überhaupt. Ohne in die Details einzugehen über verschiedene unmittelbar das Bergwesen betreffende Verbesserungen, über die Einführung einer regelmäßigen Forstwirthschaft im Ural — ein Gegenstand von der größten Wichtigkeit für die Bergwerke — über die neuen Etats derselben und über viele andere Anordnungen, soll hier nur einiger der bemerkenswerthesten Gegenstände gedacht werden.

Die durch die Ueberschwemmung von 1824 zerstörte Alexan-

drowsche Gießerei ist in einem großen Maßstabe oberhalb Petersburgs neu erbaut worden, 1825.

In den Goroblagodatschen Bergwerken ist das Puddeln vermittelst Holz eingeführt worden, 1837.

Das Lugansche Bergwerk ist aus seiner Nichtigkeit gehoben worden. Es sind, wenn auch noch nicht vollendete Versuche, das Gußeisen vermittelst Kohlen zu schmelzen, angestellt worden. Das Steinkohlenlager des Donez ist unter Anderm auch durch die Expedition des Kammerjunkers Demidow untersucht worden. Der Donez ist schiffbarer gemacht und wird durch ein Dampfschiff befahren. Die Gewinnung des Anthracit in dem Lande der Don'schen Kosacken für die Kriegsschiffe des schwarzen Meeres und zur Schmelzung des Gußeisens ist in Angriff genommen. Die Steinkohle bekommt mehr und mehr einen Gebrauch in der Hauswirthschaft.

Es ist mit Erfolg versucht worden, die Kohle aus den Gouvernements Kaluga und Tula nach Moskau zu transportiren.

Es sind artesische Brunnen gebohrt worden, obgleich bis jetzt noch nicht mit großem Erfolge.

Alle beim Wiederaufbau des Winterpalais erforderlich gewesenen Metallarbeiten, die sich auf eine große Summe beliefen, sind in der Alexandrowschen Gießerei angefertigt worden, was dem Finanzministerium große Arbeiten verursachte.

In allen Bergwerken sind Kirchen und andere Gebände aufgeführt worden.

Die zu den Uralschen Kronsbergwerken gehörigen Forsten sind aufgenommen, in Quartiere und Haue getheilt und einer Beaufsichtigung unterworfen worden. Dasselbe ist auch für den Altai in Aussicht genommen.

Das wichtigste aber ist die Gewinnung sehr großer Quantitäten von Gold, die in Betreff des Minenwesens überhaupt zu den denkwürdigsten historischen Facten gehört. Im Jahre 1823 sind im Ural aus dem Goldsande in dem Beresow'schen Bergwerke 20 Pud, im Jahre 1842 aber sind 310 Pud gewonnen. In Ost- und Westsibirien sind 1830 fünf Pud und 1842 sechshundert und einunddreißig Pud gewonnen und gegen 30 Pud aus dem Koliwan'schen Silber. Die Folgezeit verspricht noch viel mehr. Somit liefern die nördlichen

und unbewohnbaren Gegenden Sibiriens gegenwärtig mehr Gold, als einst Amerika.

Diese fast unglaublichen Erfolge können nicht der Minenverwaltung zugeschrieben werden, da das eifrige Nachspüren der Privatpersonen die hauptsächlichste Ursache vieler Entdeckungen war. Jedoch ist nicht zu bestreiten, daß das Bergressort dieser Angelegenheit den ersten Anstoß und eine nützliche Richtung gegeben, eine complicirte Gesetzgebung über die Goldgewinnung in Sibirien ausgearbeitet und eine ununterbrochene Beaufsichtigung eingeführt hat. Diese Arbeiten waren meistens sehr schwierig, besonders wegen der in großer Anzahl entstandenen Processe und wegen der Veruntreuung des Goldes in den Wäschereien.

Ueber den Nutzen der Kronshütten im Allgemeinen. Schließt man die Gewinnung von Gold und Silber aus, so besteht der Zweck der Kronshütte weniger im Gewinne, als in der Unabhängigkeit der Armee und der Flotte in Hinsicht einiger der nothwendigsten Bedürfnisse. Da aber alle Apparate, die zur Bewaffnung gehören, in einer solchen Vollkommenheit verlangt werden, wie nirgends, und das Gußeisen zu den Kanonen, wie die andern Arten des Eisens zu den übrigen anzufertigenden Gegenständen, namentlich zu den kalten Waffen von höchster Güte sein müssen, so werden sie in Folge dessen und durch den Aufwand der Kronsverwaltung ziemlich theuer. Dennoch läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß, wenn es auch möglich wäre, alle diese Bedürfnisse aus Privathütten zu beziehen, sie doch, zu großem Nachtheil bei der Verwendung, wie dies bereits durch Erfahrung erwiesen ist, bei Weitem nicht von so guter Qualität sein würden. Uebrigens hat auch England für einzelne Zweige Kronshütten.

Der Privathütten. Da die Privathütten sowohl im Ural, als auch im Moskau'schen District in Hinsicht ihres ökonomischen und technischen Zustandes sehr verschieden sind, so haben sie dem Finanzministerium viele und schwierige Sorgen verursacht, die einen durch Processe, die andern durch ihren zerrütteten Zustand, der theils aus der schlechten Verwaltung, theils aus dem Mangel an Capitalien und endlich auch aus den Auflehnungen der Arbeiter hervorgingen.

In der Gesetzgebung über die Privathütten sind einige wichtige

Verbesserungen vorgenommen, so z. B. in Betreff der Getreidevorräthe, der Erbtheilungen von Hütten u. s. w.

Die lästige Steuer für das Kupfer zu 3 Rb. Banko vom Pud ist abgeschafft, 1824. Noch wäre in Kürze zu erwähnen, daß im Stabe des Corps der Bergingenieure außer den Personalangelegenheiten auch noch Alles, was auf das gelehrte Fach, namentlich im Auslande, Bezug hat, ausgeführt worden ist, und daß der Chef desselben überhaupt an den Berathungen über alle wichtigen Gegenstände Theil genommen hat. Das Museum des Berginstituts, das ausgezeichnet organisirt ist, ist durch seine Bemühungen sehr bereichert worden, und Ausländer meinen, es habe nicht Seinesgleichen. Die Geschäftsführung des Departements ist in allen demselben zugehörigen Sachen, auch die gelehrten Angelegenheiten nicht ausgenommen, ziemlich erfolgreich gewesen.

Das Salinenwesen. In Betreff des Salinenwesens waren die in den verschiedenen Jahren vorgekommenen besonderen Veränderungen folgende:

a. Die zu den Elton'schen und den Ilez'schen Salinen gehörenden Bauern sind von der Pflicht, das Salz zu transportiren, befreit worden.
b. Hinsichtlich der Salzgewinnung sind verschiedene Verbesserungen eingeführt.
c. Die Lieferungen der Perm'schen Salzproducenten, die das erforderliche Maß überschritten, sind eingeschränkt worden, da sich ein großes Quantum überflüssigen, theuren Salzes ansammelte.
d. In Folge der Entwickelung der privaten Salzgewinnung sind die in den Gouvernements vorhanden gewesenen überflüssigen Salzvorräthe allmälig auf das richtige Maß zurückgeführt, feste Salzvorräthe gegründet und die nunmehr überflüssig gewordenen localen Versorgungsmagazine geschlossen worden.
e. Im Anfange der zwanzigjährigen Periode, 1824, wurden die Verkaufspreise des Salzes in Berücksichtigung der damaligen Volksverhältnisse herabgesetzt, und 1841 wieder zur erforderlichen Vergrößerung der Einnahmen unbedeutend und zwar von 3 auf 6 Kopeken für's Pud erhöht.

Zur Vermeidung des Unterschleifs ist ein Reglement über die Erhebung der Accise in den Privatsiedereien erlassen, 1826.

Zu demselben Zwecke ist noch ein besonderes Reglement 1833 publicirt.

Die erforderlichen Anordnungen über die Gewinnung und Vertheilung des Salzes sind jährlich rechtzeitig getroffen.

Ueber die Lieferung des Steppensalzes für die Sibirische Linie ist ein Reglement erlassen.

In der Rechnungsablegung über den Gewinn und die Vertheilung des Salzes ist die gehörige Ordnung beobachtet worden.

Die Salzconsumtion ist nicht unbedeutend gestiegen.

Im Allgemeinen bietet das Salinenwesen nichts Glänzendes dar, gehört aber, obgleich es auf den ersten Blick ziemlich einfach erscheint, zu den schwierigen Aufgaben des Finanzministeriums und verursacht demselben bisweilen große Sorgen. Doch gehören die Details dieser Angelegenheit nicht zu dieser Uebersicht.

E. In Betreff des Departements der Manufacturen und des innern Handels.

Ueber die Manufacturindustrie im Allgemeinen. Unsere Manufacturindustrie und zugleich auch unser innerer Handel hatten im Laufe der letzten 20 Jahre einen so bedeutungsvollen Fortgang, daß es erforderlich ist, diesen Gegenstand etwas ausführlicher zu behandeln.

Bereits vor Peter dem Großen hatten die russischen Monarchen viele Maßregeln zur Förderung der Volksindustrie getroffen. Was der erste Kaiser in dieser Angelegenheit Großes gethan hat, ist Allen bekannt. Aber auch in der folgenden Zeit sind mit bald größerem bald geringerem Erfolge verschiedene Maßregeln zur Kräftigung und Vervollkommnung der Manufacturen und Fabriken getroffen.

Besonders zu Anfang dieses Jahrhunderts hat eine größere Sorgsamkeit für dieses wichtige Fach begonnen. Zur Begründung der Baumwollen- und zur Verbesserung der Tuchfabrikation hat die Regierung große Summen geopfert, die zwar nicht zurückgezahlt wurden, dennoch aber ihren Zweck erfüllten. Die Zerstörung durch den

Krieg von 1812 fügte dieser Industrie einen großen Schaden zu; dennoch aber entstand sie von Neuem und befand sich in einem gesicherten Fortgange, als in Folge ideologischer Rücksichten, die von Einfluß auf den Wiener Tractat waren, der sogenannte liberale Tarif von 1819 entstand, dessen Folgen bekanntlich zerstörend waren und dazu zwangen, den Tarif von 1822 festzustellen, durch den die Manufacturindustrie wieder auflebte.

Im Jahre 1823 und in den folgenden Jahren stellte sich jedoch heraus, daß die Fortsetzung des Systems großer Gelddarlehne nicht nur für die Krone nachtheilig, sondern auch für diejenigen Fabrikanten, die mit eigenen Capitalien arbeiteten, schädlich war, woher im Lauf der 20 Jahre nur in besonderen Fällen unbedeutende Unterstützungen gewährt und außerdem diejenigen Etablissements aufrecht erhalten wurden, die der Krone schuldeten.

Dagegen erschien es nothwendig, Maßregeln anderer Art theils zu treffen, theils fortzusetzen. Hierher gehören: das Festhalten am Schutzzollsystem, die Verstärkung des Capitals an Kenntnissen und technischer Kunst, die Begünstigung der Einwanderung nützlicher Ausländer, Maßregeln, die einen allgemein günstigen Eindruck auf die industriellen Klassen ausüben können, wie z. B. äußere Auszeichnung für Solche, die sich hauptsächlich hervorgethan, ferner die Herstellung einer näheren Verbindung in dem Fabrikwesen überhaupt, die Annäherung unsrer Kaufmannschaft zur europäischen Richtung, und andere nicht weniger wichtige Maßnahmen.

Aufzählung der zur Kräftigung und Verbesserung der Fabriken getroffenen Maßregeln. Das folgende kurze Verzeichniß zeigt den Umfang dieser Maßregeln.

Neu gegründete Institute und Lehranstalten. 1. Das technologische Institut, 1825 — 1828, das nach der Aeußerung verschiedener Ausländer, die es besucht haben, zu den ersten Anstalten der Art in Europa gehört. 2. Die Sonntags-Zeichnenschule bei demselben, 1835. 3. Die technische Bergschule, 1835, die einem besonderen Bedürfnisse entspricht. 4. Die Zeichnenschule für Externe, 1840. Bei derselben eine Mädchenabtheilung, 1842, und eine galvanoplastische Anstalt, 1842, die für den ersten Anfang dieser technischen Beschäftigungen einen beinahe unglaublichen Erfolg

gehabt haben. 5. Die bürgerliche Zeichnenschule in Moskau, 1831. 6. Daselbst die Sonntagsschule, 1839. 7. Die Schule für Handelsschifffahrt in St. Petersburg, 1829, die einen großen Nutzen gewährt. 8. Eine ähnliche Schule in Cherson, 1834. 9. Nautische Vorträge in Archangelsk und in Kem, 1842. 10. Oeffentliche Vorlesungen während des Winters an fünf Universitäten, 1837, in St. Petersburg und in Moskau. 11. Zeichnen-Classen bei den Gymnasien, 1839. 12. Das dritte Gymnasium mit einer technischen Abtheilung in Moskau, 1839. Aehnliche Abtheilungen bei einigen Gouvernements-Gymnasien. 13. Die höhere Commerzpension in Petersburg, 1839.

Conseils. Das Manufacturconseil, mit einer Abtheilung in Moskau und Comité's und Correspondenten in den Gouvernements, 1828. Das Commerzconseil, mit Abtheilungen in Moskau und den Hafenstädten, 1829. Die transkaukasische Gesellschaft zur Beförderung der Industrie und Landwirthschaft, 1833. Die Dorpatsche Gesellschaft, 1838. Die neu errichteten Handelsgerichte in St. Petersburg und Moskau, sowie die Reorganisation derselben in anderen Hafenstädten.

Institute besonderer Art. Ausstellungen von Producten vaterländischer Manufactur in St. Petersburg und Moskau, seit 1829, die einen ausgezeichneten Nutzen bringen.

Eine Anstalt zur Verfertigung landwirthschaftlicher Geräthe in Moskau, 1836, und beim technologischen Institut, mit unentgeltlicher Versendung von Modellen und Geräthen an die Kameralhöfe, 1835. Sie war die Folge des landwirthschaftlichen Comité's, das 1833 existirt hatte und auch die Herausgabe der landwirthschaftlichen Zeitung verursachte. Agenten und Correspondenten des Finanzministeriums in den bedeutendsten Städten des Auslandes, seit 1829, mit denen über neue Erfindungen und Verbesserungen correspondirt wird. Privilegien und Erleichterungen zum Besten neu gegründeter Fabriken, seit 1827. Privilegien und Erleichterungen zum Besten verschiedener Städte für Beförderung der Ansiedlung und der Manufactur-Industrie, seit 1832. Das Reglement über die Dislocirung und Einrichtung verschiedener Fabriken in Petersburg, 1833.

Reglement über die Verhältnisse der Fabrikherren zu den Arbeitern, 1835.

Die den Ausländern gewährte Erlaubniß, außerhalb der Städte Landbesitz zur Errichtung von Fabriken zu erwerben, 1839.

Die ununterbrochene monatliche Verschreibung ausländischer Muster und Vertheilung derselben an Fabrikanten in Petersburg und Moskau, seit 1832.

Reisen in Rußland zur Besichtigung und zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in verschiedenen Zweigen der Industrie, seit 1826.

Veröffentlichung von Büchern und Zeitschriften: Die Zeitschrift für Manufactur und Handel, die seit 1824, also im Laufe von 17 Jahren, bis jetzt regelmäßig fortgesetzt wird, und 68 Bände bis jetzt bildet. Nachrichten über Manufactur- und Minenwesen, seit 1839, zur schnelleren Verbreitung alles Neuen.

Die Veröffentlichung von mehr als 30 Werken theils gelehrten Inhalts, theils zur Belehrung und Anleitung in verschiedenen Industriezweigen. 1826.

Die Zusammenstellung und Veröffentlichung der Manufacturkarte Rußlands, 1842. Zur Verbreitung einer besseren Bearbeitungsweise der russischen Rohproducte, die die wichtigsten Zweige des ausländischen Handels bilden, des Talg's, Hanf's, Leinen, Flachses und Leders, sind besondere Lehrbücher und Anleitungen veröffentlicht, welche, außer ihrer Publicirung in der Zeitschrift für Manufactur seit 1825, in Sonderabdrücken erschienen und in diejenigen Gouvernements versandt worden sind, in denen diese Industriezweige besonders vertreten waren.

Die Handelszeitung. Sie übte einen großen Einfluß auf die Bildung unsrer Kaufmannschaft aus, führte zur Verdrängung des Krämergeistes, wie sie auch der Manufacturindustrie unter die Arme griff.

Die Folgen aller dieser Maßregeln, wie auch der eigenen Bestrebung der Industriellen waren die bekannte Entwicklung unsrer Fabriken fast in allen Zweigen dieser Volksbeschäftigung und die noch gegenwärtig fortdauernde Verbesserung derselben. Die Baumwollenproduction hat in Hinsicht des Landesverkehrs eine

Wichtigkeit erlangt, und sogar die Kleidung des einfachen Landmannes verändert. Die Tuche guter Qualität sind billig geworden, und die innere Concurrenz hat trotz der Speculation der gewöhnlichen Theoretiker und ungeachtet der hohen Zollgebühren die Preise für einen großen Theil der Producte herabgesetzt. Mit Bedauern muß man jedoch sagen, daß in einzelnen Zweigen unsere Fabriken begonnen haben, zu viel zu produciren.

Ein Manufacturzweig ist ungeachtet der getroffenen besonderen Maßregeln noch zurückgeblieben, nämlich die Production feinerer Leinwandwaaren, unter Anderen auch in Folge der geringen Anzahl von Consumenten.

Auf diese Weise hält sich ein Theil der Centralgouvernements, die wenig Ackerland haben oder auch weniger fruchtbar sind, gegenwärtig durch Fabrikindustrie.

Der innere Handel. Es ist klar, daß diese Sachlage in Verbindung mit der Zunahme der Bevölkerung und der Entwicklung der Fähigkeiten des Volkes im Allgemeinen, sowie auch im Verein mit dem Wachsthum des äußeren Handels auch den inneren Handel belebt, zu dessen Förderung die möglichen Maßnahmen nicht vernachlässigt worden sind. Ein frappanter Beweis dafür ist der Jahrmarkt von Nischnei-Nowgorod, auf dem im Jahre 1831 zum Werth von 129 Mill. 507,300 Rub. Bko. und 1842 zum Werth von 164 Mill. 870,358 Rub. Bko. Waaren zum Verkauf gebracht worden sind, von denen 1831 für 98 Mill. 329,525 Rub. Bko. und 1842 für 134 Mill. 563,159 Rub. Bko. verkauft wurden.

Uebrigens liegt es in der Natur der Manufactur- und Handelsindustrie, daß der Einfluß der Erndten und anderer temporärer Umstände einen Wechsel im Absatz hervorbringen muß. So war auch bei uns der größere Theil der letzten 20 Jahre mehr oder weniger ungünstig, woher denn auch Schwierigkeiten und sogar Bankerotte entsprangen.

Anordnungen in Betreff einiger besonderer Industriezweige. Betreffend die Anordnungen in einigen Industriezweigen und im inneren Handel, sowie auch hinsichtlich verschiedener allgemeiner Erleichterungen in der Industrie wird folgende kurze Uebersicht nachweisen, worin sie bestanden und wie weit man

sich bei uns bereits den gebildeteren Ländern Europa's genähert hat.

Die Zucht feinwolliger Schafe*). Die russische Reise des sächsischen Agronomen und Schafzüchters Spek und die Errichtung von Gesellschaften für Schafzucht in St. Petersburg und Moskau im Jahre 1826 haben dieser Industrie, die seit einiger Zeit in der Abnahme war, eine neue Richtung und neues Leben gegeben. Die Errichtung von Gesellschaften für Schafzucht in den Ostseegouvernements im Jahre 1826 mit einer Unterstützung Seitens der Regierung hatte die Einführung dieses bis dahin nicht dagewesenen Zweiges der Landwirthschaft in großem Maßstabe zur Folge.

Ferner gehören hierher: Die Anordnung von Wollmärkten seit 1828, die einen fühlbaren Nutzen bringen. Vortheile und Vorrechte für Ansiedler in Rußland, 1826. Die Gründung der Anhalt-Köthenschen Colonie im Taurischen Gouvernement, 1828. Anstalten für Sortirung der Wolle, 1829. Die Actiengesellschaft zur Einführung der Zucht feinwolliger Schafe in Westsibirien, 1832, die jedoch wenig Erfolg hatte. Die Charkow'sche Actiengesellschaft für Wollhandel, 1838.

Seidenzucht und Weinbau. Die Anstalt des Ausländers Kastell in Tiflis zur Abspinnung der Cocons, 1827. Errichtet mit bedeutenden Subsidien Seitens der Regierung, gab sie dieser wichtigen Angelenheit den ersten Anstoß.

Die Gründung der Gesellschaft zur Verbreitung der Seidenzucht in Transkaukasien auf 30 Jahre, mit der Zuweisung von Ländereien und einer Gewährung verschiedener Privilegien und Unterstützungen, 1836. Dieser Gesellschaft, die zu großen Erwartungen berechtigt, ist es bereits gelungen, Eier von der besten Sorte und die besten Arten von Maulbeerbäumen einzuführen. Auch hat sie die Methode der Abhaspelung der Cocons verbessert u. s. w. Jedoch hängt noch Vieles von der Zeit und den ferneren Bestrebungen ab.

Die Vertheilung von Landstücken in Transkaukasien zum Anbau von Gartengewächsen und verschiedener in der Industrie verwendbarer Pflanzen, 1834.

*) Die diesen Gegenstand betreffenden Geschäfte gehörten zum Ressort des Manufacturdepartements.

Gewährung von Privilegien zur Gründung verschiedener Industriezweige an ausländische Ansiedler, 1839.

Die Compagnie zur Verbesserung der Krimweine, 1825.

Die Compagnie zur Verbesserung der transkaukasischen Weine, die jedoch keinen besonderen Erfolg erreicht hat.

Einführung der Böttichcrei, der Anfertigung von Flaschen, und Verbesserung der Schläuche in Transkaukasien, seit 1830.

Mittheilung verschiedener Notizen, Muster u. s. w.: Verbreitung der durch die Agenten des Finanzministeriums aus dem Auslande erlangten Notizen über neue Erfindungen und Vervollkommnungen in allen Industriezweigen und die Verschreibung durch dieselben von Mustern, Maschinen, Modellen, Büchern und Zeichnungen, seit 1829.

Versendung von Proben von Tabaks- und anderen Sämereien, mit einem für einige Gegenden merklichen Erfolge. Anfertigung von Proben verschiedener Landesproducte für Kiachta.

Verschreibung von Ausländern zur Verbesserung verschiedener Industriezweige: Callet für den Talg, Garnier für Leinwandproduction.

Verschreibung verschiedener Meister und Techniker. Civilingenieure für Moskau. Meister in der Leinenfabrikation und im Bleichen.

Handel, See- und Flußschifffahrt. Privilegien für die Küstenbewohner des Archangelschen Gouvernements in Betreff der Fischereien und des Getreidebaues, sowie des Handels mit den dazu gehörigen Producten.

Ergänzungs-Reglement über den Bau von Kauffahrteischiffen und über die Seeschifffahrt, 1830, welches diesen Gegenstand aus dem Verfall erhoben hat.

Veröffentlichung von Zeichnungen und Anschlägen für den Bau von Handelsschiffen und andern Seeschiffen, 1834.

Gründung der Schiffswerften für den Seehandel und Verstärkung der Darlehen zum Bau von Cabotagefahrzeugen für's schwarze Meer, 1830 – 1835.

Statut der St. Petersburger Börse, 1832.

Unterstützungen und Privilegien für die Städte: Krementschug, 1834, Kiew 1835, Nischnei-Nowgorod 1836, Simbirsk und Astra-

chan 1836, Orenburg 1837, Wladimir 1837, Nikolajew und Sebastopol 1838.

Der Fluß Seim ist schiffbar gemacht, 1832—1840.

Reglement über die kaufmännischen Bücher und die Form derselben, 1834, — eine sehr wichtige, doch noch Zeit verlangende Angelegenheit.

Die Innungen und Gesellschaften der Privatmatrosen, 1834, die einen guten Erfolg hatten.

Die Werft zum Bau von Handelsschiffen in Ismail, 1835.

Die Administration in Angelegenheiten kaufmännischer Insolvenz, 1836, ein besonders nützliches Institut.

Das Moskau'sche Börsencomité, 1837. Ein ähnliches in Ribinsk, 1842.

Die Examina der Lootsen und Schiffer, 1839.

Beförderung des Exportes nach amerikanischer Methode angefertigten Waizenmehles, 1839.

Der asiatische Handel. Versendung von Waarenpartien mit Unterstützung Seitens der Regierung nach Smirna, 1836, nach Trapesund und Astrabad 1837, 38 u. 40, nach Erivan 1838, nach China 1839. Hierher gehört auch die Reise des Beamten Karelin zur Untersuchung des Astrabadschen Meerbusens und der östlichen Ufer des Kaspischen Meeres, verknüpft mit wichtigen Entdeckungen und der Abfassung nützlicher Karten.

Dampfschifffahrt. Auf dem weißen Meer und dem Onegasee, 1830. Zwischen Petersburg und Lübeck, 1830. Auf dem Dniper und dessen Nebenflüssen, 1835. Zwischen den Häfen des baltischen Meeres, 1835. Zwischen Petersburg und Havre, 1837. Auf dem Peipus- und dem Pskowschen See, 1837. Zwischen Riga und Lübeck, 1837. Auf der Newa bis Schlüsselburg, 1839. Auf den sibirischen Gewässern, 1839. Zwischen Riga und St. Petersburg, 1840.

Compagnien: Compagnien für Schiffsversicherung in Odessa drei 1826 und eine 1832. Die Handelscompagnie in Kertsch, 1834. Die Compagnie für Baumwollspinnerei in Petersburg, 1835. Eine ähnliche in Moskau, 1835. Zum Emailliren von Gußeisenproducten 1835, ohne bedeutenden Erfolg. Für Kattunfabrikation in Moskau 1836. Tuchfabrikation in Narva 1836, für Baumwollspinnerei in

Kaluga 1836, zum Zuckerraffiniren in Cherson, 1837. Zum Anbau von Farbekräutern, 1837. Zur Leinenspinnerei mit Maschinen 1837. Zur Stearinlichtfabrikation in Moskau 1837; für Tüll- und Muslingewebe 1837; zur Bleiweißfabrikation 1837; für Runkelrübenzucker 1838, für's Einsalzen von Fleisch und Fischen 1838, für Maschinentapeten 1838, für Darlehen gegen Verpfändung großer Gegenstände in Petersburg und Moskau, 1838; für Stearinlichte in Petersburg 1839; für Seifensiederei und Lichtfabrikation 1839; die Actiengesellschaft für Schifffahrt und Handel auf dem schwarzen Meere und mit der Levante 1839; für Leinen- und Hanfmanufatur 1839, Gesellschaft für Wollkämmerei 1840, für Torfgewinnung in Moskau 1841, für Production ungewebter Tuche 1841, Erneuerung des Privilegiums der russisch-amerikanischen Gesellschaft 1842.

Diese fragmentarische Uebersicht bezeichnet den ausgedehnten Wirkungskreis, den die Volksarbeit im Laufe der 20 Jahre eingenommen hat. Besonders wichtig durch die Erfolge ist die Merinoszucht, die Anbahnung einer Verbesserung in der Seidenzucht, die Schifffahrt und der asiatische Handel.

Verschiedene Beschäftigungen: Zu den aufgezählten Gegenständen sind noch hinzuzufügen: Die Correspondenz mit unsern Agenten in London, Paris, Berlin, Wien und Prag, und mit vielen Consuln, nach einer ihnen besonders ertheilten Instruction, die auch von andern Staaten zum Muster genommen ist und welche die Zustellung der verschiedenartigsten Kenntnisse und Notizen, die Verschreibung von Maschinen, Modellen, Zeichnungen und Proben betrifft. Ferner die terminmäßige Vorstellung von Mustern und Proben verschiedener Seiden- und Baumwollproducte bei Sr. Maj. dem Kaiser. Auch wäre noch zu erwähnen, daß durch die Ernennung des Barons Meyendorf zum Präsidenten der Moskauischen Abtheilung des Manufactur- und Commerzconseils in Aussicht genommen worden ist, der vaterländischen Industrie in dieser Residenz mehr Concentration und Regsamkeit zu verschaffen, und daß die daselbst existirende Stroganow'sche Zeichenschule in die Direction der Regierung übergeht.

Die Fabriken mit angesiedeltem Landbesitz werden, da sie den Zeitverhältnissen nicht mehr entsprechen, nach Möglichkeit in gewöhn-

liche verwandelt, wobei die Fabrikbauern den freien Einwohnern der Dörfer und Städte zugezählt werden.

Die mit großen Schwierigkeiten verknüpfte kameralistische Beschreibung Transkaukasiens ist beendigt und von Legkobytow eine Beschreibung dieses Landstrichs in 4 Bänden veröffentlicht —, der erste bemerkenswerthe Schritt zur Verbesserung des Zustandes der transkaukasischen Provinzen, 1829—34. Ein Reglement über die Stempelung russischer Fabrikproducte ist erlassen, 1830. Demnächst bleibt noch der besonderen Arbeiten des Departements in Betreff der Tuchbeschaffung und der Tabaksaccise zu erwähnen übrig.

Die Beschaffung des Tuchs. Noch 1815 war es wegen Mangels an Tuchen für die Armee nothwendig, dieselben aus England zu verschreiben. Durch die damals ergriffenen Maßregeln, namentlich durch die Gründung des Tuchcomités, durch die Befreiung der Fabriken von ihren übernommenen Verpflichtungen u. s. w. hat diese Industrie allmälig solche Fortschritte gemacht, daß es gegenwärtig möglich wäre, mehr als das doppelte Quantum zu liefern.

Nach den 1824 erlassenen Regeln wird die Beschaffung dieser Tuche durch Aufforderung der Fabrikanten nach vom Ministerium festgestellten mäßigen Preisen und nach einer gleichmäßigen Vertheilung unter diejenigen Fabriken, welche früher Tuche lieferten, ohne Hinzulassung neuer, ausgeführt. Diese Einrichtung sichert die Versorgung der Truppen aufs Zuverlässigste, zugleich aber auch das Bestehen der Fabriken, von denen bei offener Concurrenz viele fallen müßten, weil sie für die Production besserer Tuche nicht eingerichtet sind, um so mehr, da die Soldatentuche zu einem nicht geringen Theile auf dem Lande fabricirt werden. Die Qualität des Armeetuches ist seit 1827 bedeutend verbessert worden, und dieses Geschäft hat einen durchweg regelmäßigen Fortgang.

Die Tabaksaccise. Die Angelegenheit in Betreff der Banderolenaccise von Tabak wird ohne besondere Schwierigkeit fortgesetzt, obgleich die Defraudationen in den Fabriken häufiger werden.

F. In Betreff des Departements des äußeren Handels.

Hinsichtlich der Geschäfte dieses Departements sind hauptsächlich

drei Obliegenheiten ins Auge zu fassen. Erstens hat es bei Erhaltung und Förderung des äußeren Handels zugleich die Nationalarbeit, besonders Fabriken und städtische Gewerbe zu schützen; denn unsere ländliche Production ist bis jetzt von keiner erheblichen Concurrenz mit dem Auslande bedroht, wenn nur die Qualität der exportirten Waaren nicht fällt, sondern allmälig verbessert wird. Zweitens hat es die Einnahme der Regierung zu steigern und drittens die Angelegenheiten des Departements überhaupt zu verwalten.

Die Aufrechterhaltung des ausländischen Handels. Es ist zu bemerken, daß, obgleich unser ausländischer Handel um das Jahr 1823 sich in einem ziemlich guten Zustande befand und im Laufe einiger früheren Jahre der Getreideexport sehr vortheilhaft gewesen ist, dennoch einige ungünstige Umstände nicht ausgeblieben sind, wie z. B. das verschärfte Verbot der Korneinfuhr in England, die Schwankungen im Handel in Folge des Tarifs von 1819 und seiner Beseitigung im Jahre 1822, sowie auch Veränderungen des Tarifs, die nicht zur rechten Zeit in der Mitte des Jahres vorgenommen wurden u. s. w.

Insofern es vom Finanzministerium abhing, ist Alles geschehen, was zur Aufrechterhaltung des ausländischen Handels beitragen konnte, und ist bei allen Veränderungen des Tarifs der Hauptzweck gewesen, neben der Förderung unsrer eigenen Industrie die Einfuhr von Tauschgegenständen nicht zu unterdrücken, ohne die ein Handel nicht bestehen kann. Die Fortschritte unsres Handels beweisen, daß ungeachtet alles Druckes unsres Zollsystems in dieser Hinsicht keine Fehler begangen worden sind; unterdessen hat der mit immer größerem Vortheil ausgeführte Talgexport den abnehmenden Getreideexport ersetzt; überhaupt aber wird die Vortheilhaftigkeit unsrer Handelsbalance unstreitig dadurch bewiesen, daß jährlich viel mehr kostbare Metalle importirt als exportirt worden sind, nicht nur im europäischen, sondern nach Abrechnung der Verluste auch im asiatischen Handel.

Schifffahrt. Zur Förderung oder, richtiger gesagt, zur Erweckung unsrer Handelsschifffahrt, die ohnehin mit der Ungunst der Localverhältnisse zu kämpfen hat, ist Alles unternommen worden, was vom Departement abhing.

In handels-diplomatischer Hinsicht. In dieser Hinsicht sind mit Preußen, Schweden, Nordamerika und zuletzt mit großem Vortheil mit England Handels- und Navigationstractate abgeschlossen.

Der letzte Tractat gewährt uns gegenwärtig die Möglichkeit, von einzelnen Staaten, welche unsre Schifffahrt beschränken, wie z. B. von Sardinien, Neapel u. s. w., nachdrücklicher eine gleiche Berechtigung der Schifffahrt zu verlangen, durch Erhöhung der Schiffs- und Navigationsgebühren für diejenigen Staaten, bei denen unsre Schiffe sich in einer weniger vortheilhaften Lage befinden. Was Frankreich betrifft, so wird dies wegen seines besonderen, hauptsächlich auf Bevorzugung der eigenen Schiffe und auf verschiedene Prämien gegründeten Handels- und Zollsystems schwerlich in vollem Maße möglich sein.

Außerdem sind in Ressorts des Departements des inneren Handels Reglements erlassen worden, die den Schiffsbau erleichtern und verschiedene Schwierigkeiten beseitigen, unter Anderm hinsichtlich der Beschaffung von Materialien aus den Kronsforsten und besonders in Betreff der Pässe, bei denen bisher die Garantie des Schiffsführers für die Zurücklieferung sämmtlicher Matrosen seines Fahrzeuges gefordert wurde.

Die Brake. Zur Aufrechterhaltung des Vertrauens zu unsern Exporten sind besondere Reglements über die Brake erlassen und ist der Erfüllung derselben eine wachsame Aufsicht gewidmet worden: eine ziemlich schwierige Angelegenheit Denn die übrigens falsch berechneten Rücksichten eigenen Vortheils bringen in vielen Kaufleuten die Neigung hervor, die Strenge der Brake zu umgehen.

Die Erhöhung der Kronseinnahmen. In Betreff der zweiten Obliegenheit ist nur erforderlich, das Factum zu erwähnen, daß die Zolleinnahmen gegen das Jahr 1823 um 60 % und mehr gestiegen sind, wobei die Ausgaben für die Verwaltung und für die Grenzwache, die aus 3518 Gränzreitern und 3679 Fußwachen besteht, nur etwas mehr als 7 % der ganzen Einnahmen beträgt. Die Ursachen dieser Erhöhung der Einnahmen sind folgende:

a. die wiederholte Erhöhung der Zollabgaben für einzelne Gegenstände durch besondere Anordnung und schließlich 1842 die Erlassung eines neuen

Tarifs mit allgemein erhöheten Ansätzen. Alle diese Zuschläge zu den Zollgebühren sind zum größten Theil weniger in Folge der Nothwendigkeit eines größeren Schutzes unsrer Manufacturindustrie, als vielmehr zur nothwendigen Erhöhung der Staatseinnahmen angeordnet worden.

Der Tarif von 1841. Zu bemerken ist, daß die durchgängige Veränderung des Tarifs im Jahre 1841 ungeachtet der erhöheten Zollgebühren keinerlei Schwierigkeit für den Handel verursacht und nicht einmal besondere Klagen zur Folge gehabt hat, da die Gegenstände des Exportes bei den früheren Ansätzen verblieben, und bei der Erhöhung des Zolles für Gegenstände des Imports die zur Belebung des Handels wichtigen Artikel geschont, sowie auch das Verhältniß der früheren Zollabgaben zu den höheren, mittleren und niederen Luxusstufen berücksichtigt wurde, worüber damals eine detaillirte Vorstellung dem Reichsrath gemacht worden ist.

b. Maßregeln zur Beseitigung des Schleichhandels. Da aber ohne Beseitigung des Schleichhandels, wie weit solche möglich ist, jedes den Schutz der eigenen Industrie bezweckende System nicht Nutzen, sondern im Gegentheil Schaden zur Folge hat, und da also in solchem Falle jede Zollerhöhung zur Vermehrung des Schleichhandels führt, so wurden in dieser Hinsicht alle möglichen Maßregeln ergriffen, sowol gegen Betrügerei in den Zollämtern selbst d. h. gegen den innern Schleichhandel, als auch gegen den Gränz- und Hafen- d. h. äußeren Schleichhandel, im großen und kleinen Maßstabe.

Zu diesem Zwecke sind unter Anderm verschiedene nothwendige zur Aufdeckung dieses Uebels erforderliche Veränderungen in der Zollgesetzgebung vorgenommen worden. Die ehemalige halbmilitairische Zollwache hat eine neue militairische Organisation erhalten. Dabei ist sie sehr verstärkt und unter dem Namen „Gränzwache" auch mit den Obliegenheiten der Quarantaine betraut worden.

Es sind die wirksamsten Maßnahmen getroffen worden, die jedoch ausführlicher zu bezeichnen hier zu weit führen würde, um die Beamten dieses Ressorts, die bis dahin vielen Vorwürfen ausgesetzt gewesen, vollständig umzubilden und ihnen einen andern Geist einzuflößen.

Nicht wenig trugen hierzu bei die Wachsamkeit der Oberverwaltung auf den Gang dieser Angelegenheit, verschiedene die Rechnungsablegung und Controle betreffende Maßregeln und besonders die Einführung von Stempelpapier für die Zollangaben, mit einem besonderen, trockenen Stempel, das mit fortlaufender Numeration der Blätter an die Zollämter vertheilt wurde und den inneren Schleichhandel beseitigt hat. Einen wichtigen Einfluß hatten außerdem öfters wiederholte Revisionen der Zollämter und der Gränzwache, die Entlassung unzuverlässiger Beamten und die Wiederaufnahme von Belohnungen im Betrage von 3% der Einnahme, welche in den oben erwähnten 7% mit berechnet sind.

Zugleich wurden die Zollbeamten verpflichtet, mit Jedermann höflich und in gerechten Sachen auch dienstgefällig umzugehen.

Der asiatische Tarif. Hier ist zu bemerken, daß nach dem besonderen Charakter des asiatischen Handels nicht für möglich befunden war, in Hinsicht desselben irgend welche bedeutende Erhöhungen der Zollabgaben einzuführen, mit Ausnahme von Kiachta, um so mehr, da es auch unmöglich gewesen wäre, unsre unermeßlich lange asiatische Grenze zu überwachen.

Die Verwaltung im Allgemeinen. In Betreff der dritten Obliegenheit bleibt zu bemerken, daß die Geschäftsangelegenheiten des Departements die erforderliche Ordnung und Schnelligkeit der Ausführung erlangt haben; hinsichtlich der inneren Geschäftsführung sind viele Verbesserungen eingeführt; die Rechnungsablegung hat eine ausgezeichnete Ordnung erlangt; jedoch kann man über dies Alles hier nicht in detaillirte Erörterungen eingehen, um so weniger, da sie in den Jahresberichten des Finanzministeriums enthalten sind.

Die Thätigkeit des Departements im Besonderen. Diese Thätigkeit betrifft vorzüglich folgende Gegenstände: 1. die Herausgabe der Handelszeitung, 1825. 2. die Concession des Exportes der klingenden Münze, ungeachtet der Vorurtheile, die über diesen Gegenstand in früheren Zeiten existirt hatten. 3. die Reorganisation des transkaukasischen Handelssystems mit Abschaffung des früheren Transitzoll's, der weder zum Nutzen noch zur Entwickelung geführt hatte, wodurch unsrer Volksindustrie in dieser wichtigen Provinz Absatz verschafft worden ist. 4. Nach dem Aufruhr in Polen

ist für den Handel mit dem Königreich ein Tarif veröffentlicht worden, durch den unter Anderm die Tuche mit einem mäßigen Zoll belegt worden sind, wodurch unsre Tuchfabriken vielleicht vor gänzlicher Vernichtung bewahrt wurden, da diesem Industriezweige in Polen besondere Vortheile geboten werden. 5. In Folge der im Getreidehandel durch die neue Donaunavigation entstandenen Concurrenz zwischen Odessa und dem Fürstenthümern der Moldau und Wallachei sind bedeutende Summen zur Verbesserung derjenigen Wege verwandt worden, auf denen hauptsächlich das Getreide nach Odessa gelangt, um auf diese Weise den Transport des Weizens aus entfernteren Gegenden im Vergleich mit dem Transport aus den Fürstenthümern billiger zu machen. 6. Wegen der besonders günstigen Umstände, die das Zollamt von Baku zu Beobachtungen darbietet, ist daselbst eine Anstalt zur Messung des Wasserspiegels des Kaspischen Meeres errichtet worden, deren Zweck sich auf eine diesen Gegenstand betreffende wissenschaftliche Frage bezieht. 7. Viele kostspielige, zum Theil aber große Einnahmen gewährende Bauten, die in einer besonderen Beilage aufgezählt sind, wurden ausgeführt.

Schließlich ist zu bemerken, daß diesem Departement in seinen gewöhnlichen, laufenden Geschäften nach der Natur derselben mehr executive Gewalt eingeräumt ist, als den übrigen. Doch haben die wichtigsten Geschäfte desselben ihre Richtung und Beendigung hauptsächlich von der näheren oder unmittelbaren Anleitung des Finanzministers erhalten; so z. B. im Jahre 1841 die Bewahrung des Geheimnisses durch eine von ihm selbst abgefaßte Instruction.

G. In Betreff der Departements der Reichsdomänen.

Die Reichsdomänen, d. h. die Kronsbauern, Arrendegüter, Pachtgrundstücke, Ländereien, Forsten, und die dieselben betreffenden Processe befanden sich bis 1837 in der Verwaltung des Finanzministeriums und stehen von jener Zeit an unter der Verwaltung des Ministeriums der Reichsdomänen.

Obgleich das Finanzministerium diese Geschäftszweige bei der früheren Organisation belassen hat, so können doch die Acten nach-

weisen, daß auf die Verbesserung des Wesentlichen ununterbrochene Aufmerksamkeit verwandt worden ist.

Ohne der großen Anzahl der aus früherer Zeit unbeendigt zurückgebliebenen Geschäfte, wie auch der laufenden Geschäfte zu erwähnen, lassen sich folgende besondere Gegenstände der Thätigkeit in dieser Hinsicht namhaft machen:

In Betreff der Kronsbauern. 1) Verschiedene bis dahin vorgekommene Bedrückungen und Mißbräuche sind beseitigt worden. 2) Viele Communalländereien betreffende Processe sind beendigt, ein besonders schwieriges Geschäft, das natürlicher Weise den Unwillen vieler Privatpersonen gegen das Finanzministerium erweckt hat. 3) In der Organisation der Aemter (der Wolosten) sind bedeutende Verbesserungen vorgenommen worden. 4) Die Beitreibung der Abgaben und die Rechnungsablegung über dieselben, ein wichtiger Gegenstand, sind fest begründet worden, nach einem System, das noch gegenwärtig beibehalten ist. 5) Es ist ein Versuch einer besonderen Verwaltung der Kronsbauern in den Gouvernements Petersburg und Pskow angestellt worden; in Betreff dieses Gegenstandes, besonders hinsichtlich der Polizei, der Oekonomie, der unteren Gerichtsbarkeit, der Vormundschaftsangelegenheiten u. s. w. in den Kronsämtern, sind die nöthigen Instructionen erlassen, die darauf zu einem nicht geringen Theil in das neue Reglement für die Kronsbauern übergingen. 6) Zur Verbesserung der bäuerlichen Landwirthschaft durch Einführung des Vierfeldersystems ist ein Reglement erlassen. 7) Dem Reichsrath wurde ein neuer Modus der Obrokerhebung vermittelst der Einführung verschiedener Klassen von Aemtern und Dörfern nach einer von besonderen Localcomités ausgeführten, durchschnittlichen Taxation der Ländereien in jedem Gouvernement unterlegt, welche Maßregel von dem Reichsrath zwar gebilligt, doch von Sr. kaiserlichen Majestät der Bestätigung nicht gewürdigt wurde. 8) Es wurde ein Comité zur Beprüfung eines vom Finanzminister angefertigten Projects über eine besondere Verwaltung der Kronsbauern niedergesetzt, was jedoch unbeendigt blieb. 9) Es wurde ein neues Reglement über die Einrichtung der Vorrathsmagazine in den Dörfern eingeführt. 10) Den Kronsbauern sind durch Fristung der Abgabenzahlung und durch Darlehen viele Erleichterungen gewährt

und ist das System der gegenseitigen Feuerversicherung eingeführt worden. 11) Viele Kronsbauern sind übergesiedelt und anderen sind neue Ländereien, an denen sie Mangel hatten, ertheilt worden. 12) Die Errichtung von Elementarschulen fürs Volk ist in Angriff genommen. 13) Wie bereits erwähnt, ist ein Reglement erlassen, wonach Communalländereien unter gewissen Bedingungen zu besonderen Zwecken verwandt werden können.

In Betreff der Arrendegüter. 1) Auf vielen derselben sind neue Revisionen der Einkünfte ausgeführt worden. 2) Der Pachttermin ist verlängert worden und sind Regeln über die Administration und ökonomische Verwaltung der Güter festgestellt worden. 3) Es ist bestimmt worden, unter welchen Bedingungen das Vielfeldersystem eingeführt werden kann 4) Es sind Maßregeln zur Vermehrung der eisernen Inventarien genommen worden. 5) Die Specialvermessung der Güter in den Ostseegouvernements ist beendigt. 6) Die Einkünfte sind allmälig gehoben, dessenungeachtet daß die Getreidepreise im Vergleich zu der Zeit, in der die Anschläge abgefaßt und die Pachtrevisionen ausgeführt waren, sehr gefallen sind.

Ueberhaupt ist in diesem Fache mehr Klarheit gewonnen und sind viele Proceß- und andere vernachlässigte Sachen beendigt worden.

In Betreff der confiscirten Güter. Alle Angelegenheiten in Betreff der Landgüter der polnischen Aufwiegler wurden dem Finanzministerium zugewiesen. Die Aufsuchung derselben, die vollständige Ermittelung ihres Zubehörs und ihres Zustandes sowie die Uebernahme derselben, die Einsetzung einer Verwaltung, die Einziehung aller nöthigen Notizen, Beseitigung verschiedener Mißbräuche, die höchst complicirten Schuldangelegenheiten der Rebellen, und andere verschiedenartige Angelegenheiten verursachten dem Finanzministerium umfassende und unglaublich schwierige Geschäfte. Es war nöthig, verschiedene neue Gesetze in Vorschlag zu bringen, unter denen besonders das zu der Zeit Allerhöchst bestätigte Reglement über die Lehngüter und deren Inventariumsaufnahme bemerkenswerth ist, welches kurz vorher ohne radicale Reform beendigt worden war.

Der beste Theil dieser Güter wurde in der Folge den Militäransiedlungen überwiesen. Die ursprüngliche Absicht bestand jedoch darin, sie Behufs der Deckung eines Theils der in Folge der pol-

nischen Revolution contrahirten Anleihen der Schuldentilgungscommission zu überlassen.

Alle diese Angelegenheiten wurden mit einer geringen Unterstützung im damaligen Departement der Reichsdomänen ausgeführt, ohne daß deshalb der Bestand desselben bedeutend vergrößert worden wäre.

Die Pachtgrundstücke. Sie sind nicht so bedeutend, wie Viele voraussetzen und nur in einigen Gouvernements werden Kronsländereien zu hohen Preisen auf Obrok (Pacht) vergeben. Es ist ein besonderes Reglement über die Pachtgrundstücke erlassen worden, in welchem der Modus ihrer Inventirung, ihrer Verpachtung und einer die Schwächung des Bodens vermeidenden, sorgsamen Bewirthschaftung angegeben ist. Die hierdurch der Krone zufließenden Einnahmen sind in einem allmäligen Steigen begriffen. Nach dem Tode des Fürsten Kurakin sind die Astrachanschen Fischereien den Obrokstücken zugezählt worden, deren Einnahmen bei den Verpachtungsterminen bedeutend erhöht worden sind.

Die Forsten. Das Forstwesen befand sich 1823 in Rußland in einer mangelhaften Organisation. Die wissenschaftliche Behandlung desselben stand auf der niedrigsten Stufe. Das Forstinstitut lag in Ruinen und hatte keinen rechten Professor der Forstwissenschaft. Die Einführung einer regelmäßigen Forstwirthschaft hatte einen schwachen Anfang gemacht und selbst die Gesetzgebung verlangte Emendation.

Es muß aber auch erwähnt werden, daß dieses Fach bei uns auf die größten Schwierigkeiten stößt. In mehr bevölkerten Gegenden sind die Waldungen verwüstet und werden die Bedürfnisse der Einwohnerschaft nicht durch den Nachwuchs, sondern durch eine allmälige Erschöpfung des Forstcapitals bestritten. In vielen Gouvernements existiren gar keine Wälder; die Forsten sind von den Bauerngrundstücken nicht getrennt; in waldreichen Gegenden wird die Einführung einer hinreichenden Aufsicht durch den Umfang und die Werthlosigkeit der Wälder behindert; die wichtigste ungünstige Bedingung besteht aber darin, daß den Bauern Holz unentgeltlich verabfolgt wird, was für's Erste schwer abzustellen ist, mit Ausnahme

allenfalls der waldarmen Gouvernements, in denen einige Kronsbauern Holz erhalten, andere aber nicht.

Die Thätigkeit der Verwaltung in diesem Fache bestand hauptsächlich in Folgendem: 1) Das Forstinstitut ist neu eingerichtet worden, mit Hinzufügung einer Landmesserschule und einer kleinen Werkstätte für dazu gehörige Instrumente, da der Mangel an Landmessern hauptsächlich ein Hinderniß für die Einrichtung einer besseren Forstwirthschaft war. Bei der neuen Verwaltung ist dieses Institut in der Folge bedeutend erweitert worden. 2) Es ist die Lissina'sche Lehrforstei mit einem großen Musterforst zur schließlichen, zugleich praktischen Ausbildung der Forstmänner gegründet worden, nebst einer Jägerschule Behufs der Ausbildung kundiger Waldaufseher für Gutsbesitzer. 3) Beim Mitau'schen Gymnasium sind Forstclassen gegründet, 1834. 4) Eine Anzahl junger Leute, die zum Theil später zu Professoren herangebildet worden, ist zur Erlernung der Forstwirthschaft ins Ausland geschickt worden. 5) Der Finanzminister hat eine neue vollständige Forstgesetzgebung mit einer speciellen Auseinandersetzung der Principien einer richtigen Forstwirthschaft und mit einem Forststrafgesetzbuche ausgearbeitet. Es gelang ihm nicht, diese Arbeit durchzuführen, weil die Collation dieses Projectes mit den bestehenden Gesetzen, vieler anderen Arbeiten wegen, in dem Departement nicht beendigt werden konnten. Die für das Minenressort erlassene Anleitung zu einer richtigen Forstwissenschaft jedoch wurde den Kameralhöfen für solche Fälle, in denen sie den bestehenden älteren Gesetzen nicht widerspricht, zur Nachachtung mitgetheilt. 6) Es wurde eine angesiedelte Waldwache als sicherstes und weniger kostbares Mittel, die Wälder zu bewachen, eingeführt. 7) Viele Forsten wurden dem Marineressort übergeben und sind bis 1829, in welchem Jahre die Beschaffung des Schiffsbauholzes diesem Ressort überwiesen wurde, die höchst schwierigen Operationen der Lieferung desselben ausgeführt worden. 8) Es sind verschiedene Maßregeln zur Erhaltung und zum Anbau von Wäldern in den südlichen Gouvernements getroffen worden. 9) Die Forstverwaltung hat neue Etats erhalten, wobei die Zahl der Angestellten nach Maßgabe des Bedürfnisses vergrößert und deren Unterhalt aufgebessert ist. 10) Behufs der Einheit in der Verwaltung ist das Forstwesen mit den Kameralhöfen

vereinigt. 11) Es ist keine Mühe gescheut worden, um die Wälder, soweit es der Mangel an Landmessern gestattete, aufzunehmen, und in vieler Hinsicht ist die Forstwirthschaft nach Möglichkeit verbessert worden. 12) Einige Werke über diesen Gegenstand sind auf Kosten der Krone veröffentlicht. 13) Die Gesellschaft für Forstwirthschaft und die Forstzeitschrift, welche großen Nutzen bringt, sind gegründet worden.

Die Vervollkommnung des Ackerbaues. Obgleich der Ackerbau im Allgemeinen auch nicht unter das Finanzministerium gehört, so hat der Finanzminister doch aus eigenem Antriebe verschiedene Maßregeln ergriffen, die sich übrigens weniger auf die kleine Wirthschaft der Reichsbauern, als vielmehr auf die Vervollkommnung des Landbaues in großem Maßstabe beziehen. Außerdem bereits über das Ackerbaucomité Gesagten, die Herausgabe der landwirthschaftlichen Zeitung, welche eine so wichtige Anregung auf die Gutsbesitzer und Ackerbauer ausgeübt hat, und außer der Anstalt für Anfertigung von Ackerbaugeräthen, gehören hierher noch folgende Unternehmungen: a. Die Gründung der Lugan'schen Musterfarme, 1825. b. Die große landwirthschaftliche Schule zu Gorki im Gouvernement Mohillow, zur Heranbildung tüchtiger Gutsverwalter und theils auch von Oekonomen mit einer höheren Bildung überhaupt. Zu dieser Schule ist eine bedeutende Anzahl von Bauern hinzugezählt worden, um eine auf Erfahrung gegründete Anleitung zu geben, auf welche Weise verschiedene Vervollkommnungen und die Vielfelderwirthschaft in großem Maßstabe sogar in weniger fruchtbaren Gegenden und durch einfache Bauernarbeit eingeführt werden können.

Indem der Finanzminister sich hierauf beschränkt, glaubt er voraussetzen zu dürfen, daß in diesem Fach Viel geleistet worden ist.

Ueber die Branntweinsbrennereien. Bis 1825 wurden die Kronsbrennereien von dem Departement der Reichsdomänen verwaltet, in diesem Jahre aber, in Berücksichtigung ihres näheren Verhältnisses zu der Getränkesteuer, dem Departement verschiedener Abgaben und Steuern überliefert. Die Rechnungsablegung über diesen Gegenstand befand sich in großer Vernachlässigung.

H. In Betreff der allgemeinen und der geheimen Kanzlei.

Die allgemeine Kanzlei. Da die allgemeine Kanzlei keine Geschäfte executiver Art hat, sondern sich nur mit allgemeinen, speciell zu keinem Departement gehörenden und ihr besonders überwiesenen Angelegenheiten befaßt, so beziehen sich die bemerkenswertheren Leistungen derselben, mit Ausnahme ihres Antheils an dem Geschäftsgange im Allgemeinen, vorzüglich auf die Abfassung neuer Reglements und Gesetze unter der besonderen Anleitung des Finanzministers. Besonders hervorzuhebende Arbeiten derselben sind folgende:

Das Reglement über die Hebräer- und die Korobkasteuer (Koschersteuer) derselben; Bauangelegenheiten; Maßregeln zur besseren Einrichtung der Städte 1830; Erwägung über neue Etats, sowol der Ministerien, als auch der Gouvernementsbehörden; Ergänzungen und Veränderungen des Rekrutenreglements; ergänzendes Reglement über die Gilden, 1824; Anleitung zur Geschäftsführung in den Kameralhöfen, 1831; Organisation der Deich-Schlachten, 1831; das Reglement über die achte Volkszählung, 1831; Geschäftsführung des seit 1833 bestandenen Comité's zur Vervollkommnung des Ackerbaues und verschiedener dazu gehöriger Anstalten; die Organisation des Finanzwesens in Bessarabien, 1829; Anordnungen in Betreff der Vermessung der Krim, seit 1829; Verhandlungen des Comité's zur Anlage von Wegen, seit 1832, über die Verbesserung der Handelsstraßen in Neurußland; die Gründung einer Zeitschrift zur Verbreitung von Kenntnissen über Rußland in Berlin, und verschiedene andere Maßregeln, deren schon oben bei den verschiedenen Departements Erwähnung geschehen ist.

Die geheime Kanzlei. In Angelegenheiten dieser Kanzlei ist besonders hervorzuheben: die speciell beim Finanzminister stattgehabte Verhandlung über die Organisation der Rechnungsablegung in allen Theilen des Finanzministeriums von 1827—1831. Ferner die Verhandlungen in Betreff der Wiederherstellung der Pachten und Beschaffung der Getränke, über die Einziehung von Kenntnissen in Betreff der Erndteaussichten und der in den Gouvernements bestehenden Getreide- und Fouragepreise, über Transkaukasien, über die Finanzen des Königreichs Polen und hinsichtlich vieler geheimer mehr oder

weniger wichtiger Angelegenheiten, besonders in den Jahren 1830 und 1831, wo die ersten Notizen über die polnischen Rebellen und ihre Besitzungen sowol, als auch in Hinsicht des Projectes der Einrichtung von Lehnsgütern durch diese Kanzlei gesammelt wurden; ferner die Correspondenz mit dem Chef der Gensd'armen; Verhandlungen über Denunciationen und überhaupt in Betreff vieler Actenstücke, die erst nach Verlauf einiger Zeit den Departements überliefert worden; ferner Verhandlungen über den Schleichhandel, über falsche Banknoten, über die Abätzung der Goldmünzen, über Golddefraudation in den Bergwerken, über verschiedene Arten von Mißbräuchen und in besonderen Fällen auch die Anordnung zur Untersuchung derselben.

Ein besonderes Institut bildet bei dieser Kanzlei die geheime Expedition, die in Petersburg temporär zur Ueberwachung des Schleichhandels, der Nachmachung von Papierwerthzeichen und der Abätzung der Goldmünzen errichtet worden ist.

Ueber den Geschäftsgang im Finanzministerium für das Jahr 1842:

Vom Jahre 1841 waren herübergekommene Acten . . .	4609
Im Jahre 1842 waren hinzugekommen	48201
Summa	52810.
Im Laufe des Jahres 1842 wurden erledigt	48518,
demnach verblieben für 1843:	
wegen fehlender Genehmigung höherer Behörden und Auctoritäten	528
wegen noch erforderlicher Notizen	2876
effectiv nicht entschieden	888
Summa	4292.
Die Zahl der Papiere betrug 1842 an	
eingegangenen: auf Allerhöchsten Befehl	5236
anderweitige	153259
Summa	158495

An Ausfertigungen, mit der Unterschrift des Ministers	24881
an Ausfertigungen, von den Departements und Kanzleien	110030
Summa	134911.

IV. Verschiedene Institute und Lehranstalten, sowie auch Conseils, Gesellschaften und besondere Einrichtungen.

Zur besseren Uebersicht erscheint es nöthig, hier kurz zu wiederholen, was über diesen Gegenstand bereits oben an den entsprechenden Stellen gesagt worden ist:

a. Institute und Lehranstalten, die neu gegründet sind.

1. Das technologische Institut in Petersburg, 1825. 2. Die Schule für Handelsschifffahrt in Petersburg, 1829. 3. Eine ähnliche in Cherson, 1834. 4. Realabtheilungen bei den Gymnasien in Tula, Wilna und Kursk, sowie auch bei den Kreisschulen in Riga und Kertsch, 1839. 5. In demselben Jahre das dritte Moskausche Gymnasium, in welchem technische Bildung mit klassischer verbunden ist. 6. Die Vorträge für Steuerleute in Archangel und Kem, 1842. 7. Oeffentliche Zeichenschulen (unentgeltliche): in Moskau bei der Bauschule, 1831; die Sonntagsschule bei dem Petersburger technologischen Institut, 1835; Sonntagsklassen an vier Schulen in Moskau, 1839; die Zeichenschule für Externe in Petersburg auf Wasilioſtrow, 1840, mit einer weiblichen Abtheilung und einer galvanoplastischen Anstalt, 1842, mit 3 Stunden wöchentlich. 8. Die Schule für chinesische Sprache in Kiachta, 1832. 9. Die technische Bergschule beim technologischen Institut, zur Bildung von Bergmechanikern, 1834, erweitert 1839 durch Hinzufügung einer besonderen Medaillirabtheilung. 10. Bei demselben Institut eine Anstalt zur Bildung von Mechanikern für die Petersburg-Moskausche Eisenbahn, 1842. 11. Die Bezirksschule in Barnaul mit einer praktischen Abtheilung, 1836. 12. Mädchenschulen im Ural zur Unterweisung der Töchter der Meisterleute im Lesen, Schreiben, Handarbeiten und im Gartenbau, 1840. 13. Die Probirerschule in Petersburg, 1842. 14. Die Lissina'sche Lehr-

forstei, 1835 15. Die landwirthschaftl. Schule in Gorigorezk (Gorki), 1840. 16. Die Lugan'sche Musterfarme.

b. Reorganisirte Anstalten.

1. Das Berginstitut, mit Einführung der in den Militairlehranstalten bestehenden Ordnung, und mit einer Veränderung des Lehrcursus. 2. Das Forstinstitut mit einer Landmesserschule. 3. Schulen bei den Berghütten im Altai, Ural, in Lugan und eine Vorbereitungsschule beim St. Petersburger Münzhof.

c. Conseils und Abtheilungen derselben.

1. Das Manufacturconseil, 1828. 2. Das Commerzconseil, 1829.

d. Gesellschaften.

1. Die Gesellschaft zur Förderung der Forstwirthschaft, 1832. 2. Die transkaukasische Gesellschaft zur Förderung der Landwirthschaft, der Manufacturindustrie und des Handels, 1833. 3. Die Gesellschaft für gewerbliche Industrie in Dorpat, 1838. 4. Die transkaukasische Gesellschaft für Seidenbau.

e. Besondere Einrichtungen.

1. Ausstellung von Manufacturproducten in Petersburg und Moskau, seit 1828. 2. Die Herausgabe der landwirthschaftlichen Zeitung, zu einem höchst billigen Preise, seit 1834. 3. Die Anstalt zur Anfertigung von Ackerbaugeräthen beim technologischen Institut, seit 1835, und unentgeltliche Versendung derartiger Modelle an die Kameralhöfe, seit 1836. 4. Die Erweiterung der Butenox'schen Anstalt für Ackerbaugeräthe in Moskau und Errichtung von Depots derselben in verschiedenen Gouvernementsstädten. 5. Die Sammlung russischer Normal- und ausländischer Muster-Maße und Gewichte, mit Anweisung eines besonderen Locals zur Aufbewahrung derselben, 1841. 6. Die Einführung magnetischer und meteorologischer Beobachtungen, seit 1834, mit einem Normalobservatorium beim Bergin-

stitut, und mit Errichtung magnetischer Observatorien in Jekatherinenburg, Barnaul und Nertschinsk, sowie meteorologischer Observatorien bei den Bogoslowskischen, Slatoustowschen und Luganschen Berghütten.

Außerdem sind 1840 zur Einführung magnetischer Beobachtungen außer dem Minenressort in Kasan, Nikolajew, Tiflis, Sitka und Peking Unterstützungen gewährt worden. 7. Die Heranbildung von Docenten der ökonomischen Wissenschaften für die Universitäten und die projectirten landwirthschaftlichen Schulen, zuerst in der Alt-Kusthofschen Anstalt bei Dorpat und später im Auslande, 1834. 8. Die Messungen des Wasserspiegels des Kaspischen Meeres in Baku.

V. Bedeutende Bauten und Umbauten, und andere technische Arbeiten.

Zur vollständigen Uebersicht werden hier die im Laufe der 20 Jahre auf Anordnung des Finanzministeriums ausgeführten bedeutenden Bauten und Umbauten aufgezählt, ohne einer Anzahl weniger bedeutender Bauten und Reparaturen in den Departements des Ministeriums, besonders in dem des auswärtigen Handels, der verschiedenen Abgaben und Steuern und im Bergressort Erwähnung zu thun.

In St. Petersburg: Das allmälig erweiterte technologische Institut; das Forstinstitut, welches später vom Ministerium der Reichsdomänen in großem Maßstabe ausgebaut worden ist. Die Anlage zweier Sloboden bei demselben. Die Börsengebäude, die große Einnahmen tragen; die südlichen Packhäuser mit einem Ausstellungssaal und die nördlichen mit einem sehr großen Waarenlocal, die vor Ueberschwemmung gesichert sind; das Zollgebäude, durchgängig gewölbt; das Academiegebäude hinter der Academie der Wissenschaften; der vor Ueberschwemmung gesicherte Square; die Zollinsel; die abgeschrägten Quais nach der Tutschkow-Brücke zu; der Umbau der Leihbank mit einem Local für die Probirerschule; der Umbau der Hauptrentei; das feuerfeste Local für Muster von Maßen und Gewichten in der Festung; wichtige Umbauten im Münzhof; Erbauung der Alexandrow'schen Gießerei; die Anbauten zum Gebäude des Berg-

instituts; das übrigens auf Anordnung des Kabinets errichtete Gebäude für das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und für das Finanzministerium auf dem Palaisplatze; der Umbau der Branntweinsmagazine; die Reinigung des Newafahrwassers in gerader Richtung bis zu einer Tiefe von 10 Fuß; die Kathedrale sämmtlicher Lehranstalten auf besondere Anordnung; das Marineinstitut auf besondere Anordnung; der Alexandrow'sche Park auf besondere Anordnung; der Granitquai bei der Isaaksbrücke unter Anleitung der Verwaltung der Wegecommunication; die Sängerbrücke; die Bankbrücke und die Nikolskische Brücke; das große Moskausche Thor von Gußeisen; Beendigung des Umbaues des alten Kaufhofs auf Wasiliostrow; die Berg'schen Pumpen für Trinkwasser mit einer Unterstützung von der Regierung. In Moskau: Die Kaufmannsbörse. In Kronstadt: Das Zollgebäude mit Kasernen und die Holzbörse. In Riga: Das große Arsenalpackhaus. In Kiachta: Der große steinerne Kaufhof und das Zollgebäude. In Odessa: Das Zollgebäude, die Verbesserung der Getreidetransportwege, das Dampfschiff auf den Linien des Dnieper. In Taganrog: Das Zollgebäude; das nach Taganrog fahrende Dampfschiff auf dem Donetz. Bei den Krim'schen Salzseen: Gebäude für die Verwaltung. In Nischnei Nowgorod: Verschiedene Reparaturen und Verbesserungen an dem Jahrmarktskaufhof. In Tauroggen: Das befestigte Zollgebäude, dessen Bau kurz vorher in Angriff genommen war. Im Gouvernement Mohilow: Die großen Localitäten der landwirthschaftlichen Schule zu Gorki. An verschiedenen Orten: Die Kreisrenteien, Kirchen bei den Berghütten und auf Kronsgütern, Leuchtthürme an verschiedenen Stellen auf Anordnung des Marineministeriums, Befestigung der Ufer in Archangelsk.

VI. Schluß.

Obige Uebersicht wird einem vorurtheilsfreien Leser den Stoff darbieten zur Beurtheilung, ob man das Finanzministerium, wie es von Einigen geschehen, beschuldigen kann, daß es im Laufe von 20 Jahren Nichts gethan und ohne System gehandelt hat.

Im Gegentheil, wirft der Finanzminister einen Blick zurück

auf eine so bedeutende Periode seines Lebens, so glaubt er mit ruhigem Gewissen meinen zu dürfen, daß er unter einer unendlich großen Anzahl unnützer, überflüssiger oder unwichtiger Geschäfte und Formalitäten, die in unsrer Verwaltung häufiger, als irgendwo, vorkommen, nicht unterlassen hat, nach Möglichkeit wesentlich Nützliches zu leisten, wobei er sich der Hoffnung schmeichelt, daß die mannigfaltige Thätigkeit des Finanzministeriums in mancher Rücksicht nicht nur einen temporären Einfluß auf die Richtung der Geschäfte und des Geistes im Vaterlande ausgeübt hat.

Es wäre hier nicht am Orte, sich noch eines Weiteren über die Theilnahme desselben an den Staatsangelegenheiten und über seinen besonderen Einfluß auf einige nicht unmittelbar zum Finanzministerium gehörende Verhandlungen besonders auszusprechen.

Unterschrieben: Der Finanzminister General von der Infanterie Graf Kankrin.

St. Petersburg, den 12. März 1843.

Anmerkung des Herausgebers. Auf der Originalschrift des obigen Documentes steht von dem Verfasser desselben eigenhändig geschrieben: „Persönlich von Sr. Majestät zurückerhalten, mit einer sehr günstigen Aeußerung sowol darüber, was bereits gethan, als auch über den Nutzen, den dieser Bericht als Denkmal seiner Zeit für die Folge haben kann. St. Petersburg, den 2. April 1843. Vorher aber hatte Se. Hoheit der Thronfolger, im Kaukasischen Comité, geruht, mir zu eröffnen, daß er diesen Bericht mit dem größten Interesse gelesen."

Druckfehler und Verbesserungen.

In der Lebensskizze:

Seite 2	Zeile 6 v. o.	lies:	fachmännischen statt fachmannischen.
" "	" 1 v. u.	"	harter Mann statt starker Mann.
" 9	" 5 v. u.	"	Araktschejew statt Araktschajew.
" "	" 13 v. u.	"	Kasadawlew statt Kasadamlaw.
" 10	" 1 v. u.	"	erste Sache statt erste Uhr.
" 31	" 1 v. o.	"	staatsmännischen statt staatsmannischen.
" 50	" 9 v. o.	"	Kniéjewitsch statt Knijewitsch.
" 55	" 12 v. u.	"	Ferme statt Firme.
" 56	" 16 v. u.	"	muß es wol 30 Millionen Franken statt 30,000 Franken heißen, obgleich in der russischen Originalkopie 30,000 Franken steht.
" 69	" 3 v. u.	"	Beschaffung statt Beschassung.
" 82	" 7 v. o.	"	Torgen (Versteigerungen) statt Torven.
" 86	" 2 v. o.	"	aufgenommen statt aufgenomm.
" 96	" 10 v. o.	"	unter Anderm statt unter Anderen.
" 110	" 15 v. u.	"	konnte statt konnten.
" 111	" 15 v. u.	"	Mohilew statt Mohillow.
" "	" 17 v. u.	"	Musterferme statt Musterfarme.
" 112	" 16 v. o.	"	Reichs-Schlachta statt Deich-Schlachten.
" 115	" 2 v. o.	"	Musterferme statt Musterfarme.
" "	" 7 v. u.	"	Butenopschen statt Butenorschen.
" 117	" 11 v. u.	"	Mohilew statt Mohilow.

Im Reisetagebuch:

Seite 37	Zeile 5 v. u.	lies:	Rauristhal statt Tauristhal.
" 38	" 1 v. o.	"	Rauris statt Bauris.
" "	" 7 v. o.	"	Centnern statt Rubeln
" 41	" 15 v. o.	"	Contakt statt Contract.
" 44	" 6 v. o.	"	elliptisch statt elleptisch.
" 45	" 10 v. o.	"	Pebrer statt Perber, wie auch noch an späteren Stellen, wo derselbe Name vorkommt. Der Schriftsteller heißt Pablo Pebrer und starb als spanischer politischer Flüchtling in London gegen 1846. Die von ihm im Text erwähnte Schrift über die Geschichte der englischen Finanzen ist betitelt: Taxation, revenue, expenditure, power, statistics, and debt of the whole British Empire by Pablo Pebrer. London 1833.

Seite 69 Zle. 10 v. o. lies: Russophobie statt Russophorbie.
„ 92 „ 7 v. o. „ Heeren statt Herren.
„ 93 „ 3 v. u. „ besahen statt besehen.
„ 97 „ 10 v. u. „ Montalembertschen statt Montelembertschen.
„ 132 „ 8 v. u. „ Einigem statt einigen.
„ 154 „ 9 v. u. „ ansprechend statt entsprechend.
„ 169 „ 9 v. u. „ Katholicismus statt Katholilismus.
„ 177 „ 4 v. o. „ in den neuesten Zeiten statt in den neuesten.
„ 184 „ 7 u. 13 v. u. l.: Schamaiten statt Schamoiten.
„ 187 „ 6 v. u. lies: Kuikatz statt Kuckatz.
„ 204 „ 13 v. o. „ Station statt Nation.
„ 212 „ 8 v. o. „ im statt ein.
„ „ „ 3 v. u. „ der der Wanda statt das der Wanda.
„ 216 „ 7 v. u. „ Tantalusqual statt Tantelusqual.
„ 225 „ 10 v. u. „ beruht statt beruhte.
„ 245 „ 10 v. o. „ Büchsen statt Büchten.
„ 256 „ 12 v. u. „ ist statt in.
„ „ „ 1 v. u „ Pablowschen statt Pavlowschen.
„ 264 „ 12 v. o. „ Porphyrbreccie statt Porphyrbreccin.
„ 266 „ 3 v. o. „ ganz statt gang.
„ 267 „ 9 v. u. „ Klöstern statt Klöster.
„ 269 „ 3 v. u. „ Resten statt Besten.
„ „ „ 1 v. u. „ daß statt das.
„ 270 „ 2 v. u. „ der statt den.
„ 279 „ 13 v. u. „ altdiplomatischem statt altdiplomatischen.
„ 280 „ 6 v. u. „ General statt Generel.

I.

Reise im Jahre 1840.

1.

Am 27. Mai/8. Juni 1840, auf dem kaiserl. Dampfschiff Ischora.

Gestern vor beinahe 43 Jahren kam ich als ein unbedeutender Student nach St. Petersburg. Die kümmerliche Lage meiner Eltern — mein Vater war früher nach Rußland berufen worden, schickte sich aber nicht genug in das Land — der Mangel an Aussichten, häusliche Unannehmlichkeiten, an denen ich keine Schuld trug, stürzten mich mehrere Jahre hindurch in todesgefährliche Krankheiten; ein Zufall, ein Glücksfall, eine Anomalie gaben meinem Schicksal eine andere Wendung. Die Gnade des Kaisers Paul I. gab mir eine honorable Anstellung.

Gestern am 26. Mai 1840 verließ ich Petersburg in den höchsten Staatswürden, nicht besonders reich, aber doch sehr wohlhabend, und auf reine ehrliche Art, mit meiner edlen, treuen Gattin, zwei jüngeren Töchtern, zwei noch jüngeren Söhnen; einen ließ ich als Fähnrich am Kaukasus, den zweiten im Pagencorps. — Warum?. Um nach achtmonatlichen schweren Leiden, bei einer ebenso schweren Amtsführung, an den Mineralwassern des Auslandes auf Befehl meines Herrn und Wohlthäters Linderung zu suchen. Ich stehe im 66. Jahre.

Doch wozu das? Wer will es wissen? Niemand, oder nur sehr Wenige! Aber ich zeichne das für mich auf. Ich kenne ja das Gemüthlose unsrer Tage.

Als ich so aus der Nähe des Marmorpalais im Wagen herunterfuhr, am englischen Quai ein Dampfboot bestieg, auf der Rhede von Kronstadt mich auf das Kriegsdampfboot Ischora übersiedelte, fiel mir so Manches aus jener alten Zeit ein: die Ungeduld, die mir einst die Zollformalitäten in Kronstadt verursachten, der nicht angenehme Eindruck, den die in bunter Nationaltracht sich herumtreibenden Matrosen-Weiber, — es war der Tag Peter und Paul — das halberbaute Kronstadt, später die schlechten Häuser des St. Petersburger Zolls das nach altem preußischen Schnitt gekleidete Militair, die altväterischen Civiluniformen und so vieles Andere auf mich machten. Ich war plötzlich nicht blos in ein fremdes Land mit andern Sitten und andern Trachten versetzt, sondern das, was den civilisirten Theil der Nation ausmachen sollte, stand bildlich um vierzig Jahre zurück. Und ich kam aus Gegenden, welche das Getümmel des französischen Krieges vielfach überzogen hatte.

Besonders fiel mir damals ein Mann auf, ein Hafenmeister oder so etwas vom Zoll. Er war schwarzbraun, mit starken Zügen, armenischer oder einer andern asiatischen Race, vielleicht gar Zigeuner. Er trug die Uniform des St. Petersburger Gouvernements, dunkelgrün mit Aufschlägen von Ponceauplüsch, die ihm beinahe bis an die Ellenbogen gingen, einen aufgenähten Kragen und der übrige Schnitt dem gemäß. Ich wurde betrübt.

St. Petersburg, dessen unterste Theile am Fluß noch jetzt nicht glänzend sind, war es dazumal noch weniger, doch stand schon vieles Große und Schöne. Im Innern waren die bessern Gebäude theils nur straßenweise vorhanden, theils

lagen sie vereinzelt da. Die Zollgebäude waren zusammengekaufte, schlechte Privathäuser, wo ich jetzt einen Pallast mit mächtigen Packhäusern habe erbauen lassen.

Besonders fehlte es überall an Reinlichkeit und Ordnung. Bei dem aus natürlichen Umständen schlechten Pflaster gab es keine Trottoirs, die Brücken waren meist von Holz, noch stand der Wall der Admiralität, viele Häuser waren von außen vernachlässigt, ja ich habe in großen Hotels in der untern Etage Fensterscheiben mit Papier verklebt gesehen.

Wie hat sich doch dies Alles geändert! Der Kaiser Alexander hat für St. Petersburg, nicht blos durch herrliche Gebäude, sondern auch durch die äußere Reinlichkeit und die Einführung des Geistes der Ordnung und des Erhaltens unendlich viel gethan, und es ist mit noch größerer Thätigkeit fortgesetzt worden.

Doch wie hat sich Rußland überhaupt geändert! Es ist kaum glaublich, wie gewaltig die Civilisation, die Europäisirung, das Materielle und Geistige, die Wissenschaft und Nationalliteratur, die Erziehung und die Denkungsart, der Luxus und die Anhäufung von Capitalien, die Institutionen cultivirter Nationen und der Eifer der Verwaltung, fortgeschritten sind. Und dieser Gang wird immer rascher!

Dann erinnerte ich mich, wie das Verbot der Fracks und runden Hüte zu manchen Carricaturen Anlaß gab und wie doch in der letzten Zeit Paul's die Uniformen wieder ziemlich elegant geworden, und wie ich die erste anzog — Kleinigkeiten! Ja wol! Aber der Mensch ist selbst eine Kleinigkeit.

In andern Hinsichten war es damals viel prächtiger in St. Petersburg. Bei Hoffesten fuhren die höhern Staatsbe-

amten mit sechs deutschgeschirrten Pferden, glänzenden Livreen, Läufern und Piqueurs zum Kaiserpallast. Jetzt mit vier oder zwei Pferden in Nationalgeschirr und mit einfacheren Livreen. Nur in Uniform oder kostbarem Staatsrock sah man dazumal alle angesehenen Leute, im Negligé nur im französischen Rock, doch ohne Degen, meist in Schuhen. Heutzutage läuft man Morgens im schwarzen, verwachsen aussehenden Ueberröckchen herum, und besucht die feine Gesellschaft in Matrosenpantalons. Wer weiß, was besser war? Das Eine wie das Andere ist gleichgültig und erhält nur durch die Umstände Bedeutung.

Von der Reise selbst kann ich wenig sagen. Bei dem schönsten Wetter fuhren wir bis heute Hochland und mehreren kleinen Inseln und Leuchtthürmen vorbei. Bis Kronstadt würde das linke Gestade, mit den vielen kaiserlichen Schlössern, den Landhäusern und andern Gebäuden höchst reizend sein, aber die Fahrt geht zu entfernt vom seichten Ufer. Weiterhin sind die Ufer flach und entfernt. Hochland, eine Felseninsel mit Birken und Tannengestrüpp bewachsen, hat keine üblen Umrisse, aber seine Vegetation macht einen traurigen Eindruck. Man denkt sich im höchsten Norden, wo nur ärmliches Knieholz und etwas weiter hin nur Rennthiermoos auf ewig gefrorenem Boden das Ersterben der Natur bezeichnen.

Den 28. Mai/9. Juni 1840.

Der plötzliche Tod eines Matrosen an einer wenige Stunden dauernden Krankheit, bewog gestern den Capitain nach Reval zu steuern, um die Leiche dort auszusetzen. Wir kamen verschiedenen Leuchtthürmen, Zeichen und Inseln in ziemlicher Entfernung vorbei, unter denen nur die gut bewaldete Insel

Wrangelsholm zu bemerken ist. Es darf hier kein Holz gehauen werden, weil die Insel, stark bewaldet, dem Seefahrer in diesem bösen Halbmeer bei der Wendung nach Reval als sicheres Merkzeichen dient.

Das Profil des hochliegenden Reval, mit dem zu meiner Zeit wieder hergestellten Olausthurm, stellt sich gar romantisch dar. Leider ist die Stadt in einer kränkelnden Lage. Versuche, ihr aufzuhelfen, haben wenig gefruchtet. Der Mangel an einem schiffbaren Fluß, vor allem aber die zwei großen Emporien von St. Petersburg und Riga, hindern einen bedeutenden Handel. Er crystallirt sich immer da weiter fort, wo er schon stark angeschossen ist. Reval bleibt also auf den Handel der Umgegend, auf den Erwerb einer Gouvernements stadt und Flottenstation beschränkt.

Heute sind wir nun in etwas freierem Meer und mit der Seeöde tritt auch die Geistesöde ein; ich will mich also mit Erinnerungen behelfen, da das ruhige Meer wenigstens dieses zuläßt.

Ich denke wieder an Kaiser Paul. Nicht erwähne ich seines Geistes, seiner Kenntnisse, seines im Grund guten Herzens, seiner Sonderbarkeiten, seiner Uebereilungen. Von etwas Anderem sei die Rede, was man bestreiten wird und was doch wahr ist. Die Regierung Kaiser Pauls war nicht blos eine Wohlthat, sie war eine Nothwendigkeit für Rußland: eine Regeneration und in manchen Hinsichten eine neue Schöpfung und Richtung. Es gehört nicht hierher, die Tendenzen näher zu entwickeln, welche in der letzten Zeit der großen, nun alten Catharina herrschend geworden. Aber sie mußten gebrochen werden, und der sie brach, litt dafür. So sagte mir einst

eine hohe Person. Freilich hätte dies auf eine andere Art geschehen sollen, aber vielleicht war grade die Art, wie es geschah, die am schnellsten wirkende. Wie dem auch sei und weit entfernt, das Unrechte zu billigen, die Wirkung ist da, und die Nationen bedürfen des Unwetters, so gut wie die Natur.

2.

Den 29. Mai/10 Juni.

Gestern wehte ein rauher, alle Gemüthlichkeit auf dem Deck raubender Nordwestwind, genauer Nord zum Westen. Wir brachten die Zeit nach Tisch mit Karten zu. Heute gegen Mittag erkannte man den Leuchtthurm bei Gothland. Seit wir aus dem finnischen Meerbusen, ward die Leere noch größer. Das Lesen selbst will nicht recht munden. Indessen, der Mensch gewöhnt sich an gar Vieles. Nur wenigen Männern in einem Staat wird eine so schwere und vielbeschäftigte Aufgabe wie mir. Sechszehn Stunden täglich in Arbeit, wenn man das Mittagessen und Lesen einiger öffentlichen Blätter und Bücher mit einschließt, und, wenn es etwas leichter wurde, mit Mißbehagen gewahr werdend, ich habe zu wenig zu thun, finde ich mich jetzt ganz gut in einen, ich will nicht sagen süßen, aber doch völligen Müßiggang: die Wirkung des Reisens und besonders zur See.

Hätten wir die Zeitungen, sie würden uns lebendiger ansprechen als die todten Bücher. Doch das bringt mir andere Gedanken.

Alte und neue Zeit, Servilismus und Radicalismus, Aristokratismus und Liberalismus, Wünsche des nicht Wiederkommenden, Hoffen des Niegeschehenden, Träume der Jugend, Skepticismus des Alters, wie wirrt sich das alles jetzt in der

Welt unter einander! Und doch war es immer so. Instinkt der Unterordnung und Geist des Erhebens, Drang nach Macht und Lust zum Widerstreben, Glauben an Ideale und Zweifel am Besserwerden, das sind die Elemente, aus denen sich der Gang der menschlichen Gesellschaft, bald besser, bald schlechter, entwickelt. Nur die Form, die Farbe, die Gegenstände waren im Lauf der Zeiten verschieden. Jederzeit war die Mehrheit stolz im Geiste der Zeit befangen, sei es einer vergangenen oder der gegenwärtigen. Nur Wenige, sehr Wenige sehen ganz oder wenigstens zum Theil über die dünkelhafte Einseitigkeit des Zeitgeistes hinaus. So Erasmus zur Zeit der Reformation!

Und so muß es sein. Ruhe, Stätigkeit, Vielen so wünschenswerth, ja im Grund Haupttendenz des Menschen, können nicht Zweck der Gesellschaft sein. Unruhe erhält ihre Lebenskräfte, Revolutionen heilen ihre Krankheiten, das Gute macht dem Schlechten Platz, es kommt wieder, aber in andrer Gestalt; kurz, ein ewiges Ringen und Streben, Erreichen und Verfehlen, klein Finden, was uns groß dünkte, als Irrthum Erkennen, was uns wahr, als Armseligkeit, was uns Glück schien: das ist die Vorausbestimmung des Menschen und der Gesellschaft. Es ist betrübt, ja es ist betrübt! Aber was helfen die Jeremiaden. Wäre es gut, wenn recht Viele die ganze trostlose Kläglichkeit, Jämmerlichkeit, Erbärmlichkeit der menschlichen Dinge einsähen? Wenn Viele die Mängel des Alten, die falschen Schlüsse des Neuen richtig erwägten, wenn alle idealischen Leistungen dahin wären und mit ihnen nicht blos das gehoffte Außerordentliche, sondern auch das geringere Bessere? Nein, nur durch jene Conflicte von Täuschungen er-

hält sich die Gesellschaft, freilich oft unter schweren Kämpfen, Elend und Blut; und manchmal, wie heutzutag, wird die Herrschaft des Wahns kaum erträglich.

Volkssouveränität, Freiheit sind die großen Götzen; Constitutionen, mit ihren systematischen Oppositionen die großen Wahrheiten und Irrthümer, das Eldorado und die Seifenblasen unsrer Zeit. Wie absurd wird Manches nach einem halben Jahrhundert klingen, so ohngefähr wie heutzutag manche Streitigkeiten der alten Theologen oder die Moden Ludwigs XIV.

Doch aus diesen Ergießungen der üblen Meerlaune dürften irrige, unvollkommene Schlüsse gezogen werden. Mein ganzes Leben hindurch in kleinen und großen Wirkungskreisen, in heitern und trüben Tagen, war mein einziger Zweck, den Menschen Gutes zu thun, das Besserwerden der Dinge zu fördern, neues Nutzbare einzuführen, Kenntnisse und Civilisation zu verbreiten; und die, welche mich kennen, wissen, ob und wie weit mir etwas gelungen. Aber eben deshalb mißfällt mir der Geist der Zeit, weil er grade am möglichen Besserwerden hindert, es wenigstens erschwert. Ich will mich etwas näher aussprechen.

Volkssouveränität? Welch' alberner Gedanke! Selbst das Haupt der Liberalen (wol zu bemerken jetzt am Ruder)*) will sie durchaus nicht in der Zahlen-Mehrheit gefunden wissen, und wo denn?

Kein freiwilliges Erwägen, keine Spontaneität der Wahl, nein, eine starke Naturnothwendigkeit bedingt die menschliche

*) Es ist damit Thiers gemeint. A. d. H.

Gesellschaft: somit Unterordnung, Macht und Regierung, deren Gebrauch und Mißbrauch und alle anderen Folgen, Freiheit und Abhängigkeit, Ungleichheit der Stände, des Strebens und der Cultur, Ungleichheit der Beschäftigung, zuletzt das größte Uebel und die nothwendigste Bedingung der Gesellschaft: das erbliche Eigenthum. Alles, wie es der Gang der Dinge, Begebenheiten und Umstände herbeiführt. Daher die ewige Unmündigkeit der Massen. Hier ist kein Contract, kein Wollen, kein Wille, sondern ein herbes Müssen. Nicht nach dem Volksausspruch bilden sich despotische, väterliche, juridische, constitutionelle Regierungen, Monarchieen, Aristokratieen, Demokratieen, diese vieldeutigen Worte! Zeit und Geschichte bringen das Alles.

Eines bleibt bei jeder Form Hauptsache. Die unmündige Masse wird nie mündig und muß beständig unter Vormundschaft bleiben, sonst droht der Gesellschaft Verderben. Es ist leider schon Elend genug in der Welt, hütet euch, es zu vermehren; denn grade in der unmündigen Masse liegt die große Gefahr, wie die Revolutionen aller Zeiten beweisen. Und so haben denn auch Griechenlands Republiken und Rom und die neueren Monarchieen, Aristokratieen und Demokratieen gehandelt, so lange sie konnten, oft nicht wie es sein sollte, doch immer in derselben Ueberzeugung.

Welche Grundsätze! nur aus Norden können sie kommen! Steinigt ihn! sagt der Haufe, welche Tyrannei muß daraus folgen! sagt der Gebildetere. Mit Nichten! Ueber dem Allen schwebt ein Höheres — Wahrheit, Moral, Pflicht, Wohlwollen. Eines verkörpert diesen Geist: praktischer Sinn mit Erfahrung und Fleiß zum Regieren. Nicht durch politische Theoreme,

nicht aus Combinationen politischer Formen, so gut sie auch sein mögen, läßt sich das Glück der Völker dauernd erwarten; nur aus jenem Höheren und seiner Verkörperung kann es entstehen, sei die Form welche es wolle, und wenig nützt die Form, wo jenes Edlere fehlt. Daher nenne man immer die Massen unmündig: werden sie nur gerecht, wohlthätig, zweckmäßig und mit möglichst geringer Einschränkung der persönlichen Freiheit bevormundet, wie gute Eltern mit ihren heranwachsenden Kindern thun. Besser so, als daß sich der verwilderte Haufen zerfleischt, oder aus Noth zerfleischt wird, oder sich selbst die Quellen zu seiner Erhaltung zerstört oder verkümmert.

Aber wie demüthigend für die Menschheit! Keineswegs! Einige sollen regierend den Staat verwalten; Andere in manchen Abstufungen die Beschäftigungen der Gesellschaft leiten, also auch regieren; die Unmündigen und nach Mündigkeit Ringenden sollen arbeiten, gehorchen lernen, bis es den Bessern gelingt, in höhere Sphären (durch eigenes Streben, eigne Mühe) überzugehen. Aus diesen Bann=Kreisen kann man nicht herausgehen, denn es sind die Gesetze der Natur. Es ist das Hauptübel unserer Zeit, daß so Viele nicht nach dem natürlichen Verlauf der Dinge, sondern auf gewaltsame oder hinterlistige Weise in höhere Sphären eindringen wollen. Daher die Ministersucht in Frankreich, die Zerstörungswuth der armen Classen in England. Die letzteren sind übrigens zu wenig im vormundschaftlichen und zu sehr im juridischen Geist behandelt worden.

Insofern die Tendenzen unserer Zeit dahin neigen, dem erwähnten Emporstreben Raum zu geben, sind sie lobenswerth;

und leider besteht noch in manchen Ländern vieles dem Widersprechendes. Insofern unsere Liberalen dem Pöbel mit dem Dünkel der Volkssouveränität schmeicheln, thun sie ihm, der Gesellschaft und oft sich selbst großen Schaden und hindern jenes Streben. Falsche Selbstüberschätzung ist überhaupt die große Krankheit unsers Jahrhunderts.

Constitutionen! Sie entstehen im Lauf der Zeit, aus dem Gang der Begebenheiten allmählig oder plötzlich. Die ersten verwachsen allmählig mit der Volksnatur und haben den Charakter der Stätigkeit. Doch kann es lange dauern, bis sie zu fester Schichtung kommen. Englands Constitution stand schon längst in der Theorie und auf dem Papier, ehe sie ganz praktisch wurde. Erst mit der hannoverschen Dynastie geschah dies, und daher alle früheren Kämpfe zwischen Königthum und Parlament. Kommen plötzlich gebildete Constitutionen als Folge einer hoch gestiegenen Civilisation und haben unerträglich gewordene oder geschienene Mißbräuche den Anstoß zu einer Revolution gegeben, so kann man auf Veränderlichkeit rechnen, wie in Frankreich. Sind endlich die Constitutionen blos die Folge des Beispiels oder einer politischen Uebereinkunft wie in Deutschland, so dürften sie meist ein todter Buchstabe bleiben, sobald der Reiz der Neuheit wegfällt. Nur was aus dem Volksleben (nicht dem Pöbelleben) hervorgeht, wirkt auf das Volksleben.

Es ist eine armselige Befangenheit im Vergangenen oder im Geist der Zeit, oder ein leidenschaftlicher Eigensinn, blos väterliche oder juridische Monarchieen, oder blos constitutionelle Regierungen zu wollen; denn dies hängt vom Lebensalter der Völker und den Umständen ab. Ja, was man asiatische Des-

potieen nennt (die aber nicht ganz so schlimm sind, als man gewöhnlich glaubt), sind unter den gegebenen Verhältnissen nothwendig. Freilich ist nicht alles Nothwendige oder Unvermeidliche an sich gut.

Eigentliche Monarchieen und constitutionelle Monarchieen — denn von eigentlichen großen Republiken kann vernünftig nicht wol mehr die Rede sein, wie Südamerika und Mexico, ja im Grunde auch die Vereinigten Staaten Nordamerikas zeigen — haben beide ihre Grundmängel. In den erstern hängt von der Persönlichkeit zu viel, in den letztern zu wenig ab. In den erstern wird oft zu wenig gesprochen und zu viel gethan, in den letztern zu viel geredet und zu wenig gehandelt; in den erstern trifft sich das Zuvielregieren, in den letztern ist ein hinreichendes Administriren oft unmöglich, selbst England nicht ausgenommen; denn was es ist, dankt es nicht seiner Constitution, noch weniger seiner Administration, sondern den Eigenschaften seiner glücklich gekreuzten Race. — In den einfachen Monarchieen kommt ein temporäres Verschwenden vor, in den constitutionellen eine immer theure Verwaltung: aus dem natürlichen Grund, daß der moralisch verantwortliche Monarch nicht gern die Lasten erhöht, weil die Klage auf ihn zurückfällt, während der constitutionelle gewaltlose Monarch wenig Sinn für ein widerspenstiges Volk hat, und das verantwortliche Ministerium sich mit der politischen Form deckt. Die Geschichte Englands von Carl I. und Cromwells angeblicher Republik und die Revolution in Frankreich zeigen dies deutlich genug. Ja von dem Vorwurf einer theuren Regierung ist selbst Nordamerika nicht auszunehmen, wie sich nun in den Schulden der einzelnen Staaten und der aus Mangel

guter Verwaltung entstandenen Bankwuth mit ihrer Folge, dem halben Nationalbankerott, erweist. In den einfachen Monarchieen bleibt man häufig zu weit zurück oder übereilt sich, in den constitutionellen geht man oft zu rasch vor oder fällt in Apathie und Selbstsucht; dort schadet die Leidenschaft oder Schwäche Eines, hier überwiegen die Leidenschaften oder die Selbstsucht Vieler. Dort giebt es Intriguen der nähern Umgebungen, hier Kabalen und Verschwörungen der Parteihäupter. Doch genug und nur noch dies: Viele hängen den constitutionellen Formen an, weil sie, durch solche geschmeichelt, sie mit einem Optimismus betrachten, den sie der monarchischen Gestaltung verweigern, sich also selbst täuschen. Daher darf man nicht so eitel sein, mit der eigentlichen Wahrheit auf die Zeit Eindruck machen zu wollen. Sie will nur durch die Zeit selbst überzeugt werden.

Mit allen diesen Dilemmen soll übrigens nicht über das constitutionelle oder neu gebildete Stände-Wesen überhaupt abgesprochen werden. Verfassungen dieser Form werden durch die gegebenen Umstände unter gewissen Verhältnissen zu einer unausweichbaren Nothwendigkeit, und es ist undenkbar, ein Volk, welches dahin gekommen ist, seine Rechte und Interessen und das Staatsleben überhaupt besprechen zu wollen, unter die schweigsame Vormundschaft einer väterlichen Monarchie zurückzuführen. Beides, Besprechen und Gehorchen, wollen sich aber nicht wol zusammenschicken, wie man in manchen Ländern aus der Erfahrung erleben wird, wenn nicht andere Phasen des Zeitgeistes die Richtungen abwärts steuern. Ueberhaupt ist es nicht blos möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß das monarchische Princip mit der Zeit in Europa wieder stärker wird.

Opposition, systematische Opposition, Whigs und Torys, Doctrinäre, Conservative, Liberale, Radikale, Repealer, Propagandisten, welche klägliche Abwege! Welche Absurdität: einer Constitution sei eine beständige oder gar systematische Opposition wesentlich. Das Gute soll angenommen, das Schlechte verworfen, das Fehlerhafte verbessert, das Mittelmäßige vervollkommnet werden. Allein dieser Optimismus gehört nicht für große Versammlungen. Wenn es daher albern ist, das Oppositionswesen als ein nothwendiges Ingredienz, ein Remedium, einen regulirenden Pendel, eine wohlthätige Zugabe einer Constitution anzusehen, so ist es dagegen leider wahr, daß es eine unvermeidliche Folge davon ist. Parteisucht ist es, aus Leidenschaft, Eigennutz, Ehrsucht, Theorieenwuth und andern unreinen Bestandtheilen zusammengesetzt, welches man höflich Opposition nennt und so präconisirt. Es ist dies also ein besonderer und Hauptfehler der Constitutionen, weil er unvermeidlich bleibt.

Man sieht aus obiger philosophischer Ausathmung, wie der Verzeichner dieses Tagebuches die Sache ansieht. Würde man ihn aber fragen, was er bestimmt vorziehe, so würde er sich unbedingt für die reine Monarchie erklären, weil sie im Ganzen weniger Chancen der Abartung bietet und nur epochenweise ihre Nachtheile zeigt. — —

Den 31. Mai/12. Juni.

Gestern gegen Abend zu wurde der Wind stärker und die See fing an höher zu gehen; daher um nicht zu nächtlicher Zeit, denn unsere hellen nordischen Nächte hören auf, nach Swinemünde zu kommen, liefen wir in Christiansör ein, wo wir übernachteten und uns die Klippe besahen.

Christiansör, ohngefähr drei deutsche Meilen nordöstlich von Bornholm, ist eine Festung. Sie besteht aus den kleinen Inseln: Christiansholm, wo ein runder Donjon oben mit Batterieen, einem Leuchtthurm und der Flagge, die Wohnung des Commandanten, der uns sehr gefällig aufnahm, eine kleine Kirche, Windmühle und andere Gebäude; und der Insel Friedrichsholm mit einem runden minder bedeutenden Thurm und mehreren Gebäuden. Die Festungswerke sind theils aus trockenen, theils verkalkten Mauern aufgeführt und wohlerhalten, sowie die Häuser. Die bedeutende Garnison treibt zugleich das Handwerk von Schiffern und Fischern. Um die beiden Inseln liegt noch eine sehr kleine nebst verschiedenen Klippen. Der Hafen befindet sich zwischen den beiden Inseln Christians- und Friedrichsholm, ist sehr ruhig, und obwohl klein, soll er bei böser Witterung zuweilen sechszig Kauffahrer gefaßt haben. Christiansör ist auch Gefängniß für Staatsverbrecher. Wilde Gänse schwimmen keck im Hafen herum, weil es verboten ist, sie zu schießen, da sie auf der kleinen Insel nisten und die Dunen ein Emolument des Commandanten ausmachen.

Die Inseln bestehen aus Granit, wie gewöhnlich zerklüftet, oben abgerundet, und wie es an mehreren Orten schien, bankartig, mit einem etwa 37 Grad betragenden Fall von Süden nach Norden. So viel an einigen Stellen zu sehen, schien er Aehnlichkeit mit dem der Sphinxe zu haben, die an der Newatreppe vor der Academie der Künste in St. Petersburg aufgestellt sind. An einigen tieferen und geschützteren Stellen hat man kleine Gärtchen mit Blumen und einige Baumreihen angelegt. Der Streit der Vegetation mit dem Ortselement zeigt sich sehr merkbar in der dürftigen Belau-

bung der Ulmenbäume von mittlerer Größe. In einem höher gelegenen Garten sind eine Menge von Lerchenbäumen reihenweis gepflanzt, die aber nur Büsche mit sperrichten Spreizästen geblieben sind. An einer tieferen geschützteren Stelle fanden sich selbst Aepfelbäume, Bergamotten, ein blühender Kirschbaum, an einer Mauer ein Aprikosenspalier, Alles äußerst krankhaft. Viele Bäume waren mit Kalk bestrichen. Auch die Blumen zeigten nur ein dürftiges Leben.

Die Garnison besteht aus Dänen, und gleich erkennt man den schweren, blonden, norddeutschen Schlag.

Den 1./13. Juni 1840.

Da es stiller geworden, verließen wir Christiansör gegen 10 Uhr Abends und kamen gegen 10 Uhr am andern Morgen ins Angesicht von Swinemünde. Als wir das Haff erreichten, verstärkte sich der Wind mit abwechselnden Regenschauern und es mag in hoher See nicht übel stürmen.

Der Lootse brachte mir einen Brief von dem russischen Consul, der mir das am 26. Mai/8. Juni erfolgte Ableben des Königs von Preußen meldete. Das ist nun der letzte der drei merkwürdigen Monarchen, welche die große Epoche Europas durchgekämpft haben. Wie oft habe ich sie in schwerer, ja verzweifelter und in freudiger, ja triumphirender Zeit gesehen. Wenige trafen die Schläge des Schicksals so hart, als Friedrich Wilhelm III. Die Natur hatte ihm einen Charakter gegeben, sie zu ertragen. Glück, Ruhm, Achtung und Liebe ersetzten ihm in den letzten 25 Jahren seines Lebens die Erduldungen der früheren Zeit. Er war kein großer und, besonders in der letzten Zeit, kein ausgezeichnet thätiger, aber

ein verständiger, guter König; und die sind die wohlthätigsten für Völker, die sich schon im gesetzten Alter befinden. Ob sie es selbst immer erkennen, ist eine andere Frage; doch hier war es im Ganzen der Fall. Schöne Hoffnungen begegnen dem neuen Herrscher.

Auch die vielen Tausende sterben aus, welche die merkwürdigen drei Jahre von 1812 an mitgemacht. Nur wenige Officiere noch feiern in Rußland den Rückzug der Franzosen über den Niemen mit, und kaum dient noch ein Soldat in der russischen Armee, der damals kämpfte.

Und wie kalt ist man gegen jene Zeit geworden! Damals galt es Nationenfreiheit, Volksthümlichkeit, Abwerfung eines fremden Joches, und jetzt präconisirt man den einstigen Unterdrücker, quält man sich ab mit einem kleinlichen Formenspiel von innerer bürgerlicher Freiheit, wobei die persönliche oft von der Freiheit der Ungezogenheit und den Preßverläumdungen leidet.

Allerdings ist das natürlich; das Alte verliert sich im Nebel der Ferne und muß es. Ein Trocadero macht zu seiner Zeit wieder so viel Lärmen, als ein Austerlitz, und ein Constantine so viel, als ein Leipzig. Die Mitwelt hält sich für besser, als die Vorwelt; und lassen wir ihr das, sonst verlöre sich alles in Erinnerungen. Aber uns, die wir das Alles erlebten und mithandelten, in welcher Sphäre es auch sein mag, uns sei vergönnt, das Geschehene und Geschehende zu wägen. Um dies richtig zu thun, muß man sich aber der Zeit im Geist voranzustellen wissen.

3.

Den 4./16. Juni am Abend.

Nun in Berlin. Gleich nach Tische nach 7 Uhr machte ich einen Gang unter die Linden. Dann bestieg ich ein Miethfuhrwerk, in Civilkleidung nämlich, um mich etwas umzusehen, obwol ich schon 1815 in Berlin gewesen, aber freilich ein anderer Mensch.

Das königliche Schloß, ein sehr großes Gebäude und zu verschiedenen Zeiten aufgeführt, zeigt, seinem bedeutendsten Theile nach, einen halben Rococostil; übrigens ein sehr zu lobendes Werk. Das alte, an einer Seite in der Mitte stehen gebliebene Schloß der ehemaligen Kurfürsten, kastellartig mit Eckthürmen erbaut, ist nur wenig ausgedehnt. Ein Bild einer mehr in sich abgeschlossenen, beschränkteren, aber festeren, consequenteren Zeit. Doch war diese Fürstenwohnung zu ihrer Zeit das Beste in der Hauptstadt. Seit manche Große es vorziehen, in Nebenpalais zu wohnen, die Privathäusern gleichen, ist es den Leuten lebendig geworden, man könne sie auch zu Privatpersonen machen. Im Grunde ist leider beides Folge einer und derselben Ursache. Alle Macht kommt von der Meinung und für diese ist der Nimbus, ein wohlverstandener nämlich, der auf die Sinne unwillkürlich wirkende Magnetismus. Einmal geschwunden kommt er schwer wieder.

Im Thiergarten gefielen mir mehrere recht artige Landhäuser, besonders kleinere. Hier bei Landhäusern, wo ein feinerer Stil erlaubt ist, läßt sich auch mehr für Mannigfaltigkeit thun und der strenge classische Stil für größere Bauwerke ist allerdings sehr beschränkt.

Den 8./20. Juni.

In diesen Tagen habe ich im Vorbeifahren noch manche

Bauwerke gesehen; aber zerstreut durch Aufträge meines Monarchen und durch Vorstellung bei dem neuen König, fand ich nicht Zeit zum Schreiben.

Den 13./25. Juni.

In Leipzig kamen wir absichtlos zur rechten Zeit an, um noch den Festaufzug des ersten Tages zur Feier der Erfindung der Buchdruckerei, so gut es sich thun ließ, anzusehen. Alle Schauzüge der Art nehmen sich wol gut in den Programmen und meist noch besser in der Beschreibung aus, aber in der Wirklichkeit haben sie immer etwas von einer Farce; denn nothwendig fehlt ihnen die Würde.

Den 14./26. Juni.

Heute kamen wir in Nürnberg nach verzweifelter Langsamkeit an. Gott behüte Jeden vor einer Reise über Hof und das Bergland vor und hinter demselben mit etwas großen Equipagen. Die Chausseen sind eng, doch gut; allein dabei ein ewiges sehr starkes Auf- und Abfahren und über Hemmen und Schrittfahren könnte auch die Geduld ungeduldig werden. Man ist den alten Wegen gefolgt, und innerhalb der engverbauten Städtchen sind jähe Stellen nicht ganz zu vermeiden gewesen, aber an vielen Orten hätte man eine normalere, schiefere Fläche erreichen können und nicht selten die Kosten, wenigstens zum Theil, durch die Verkürzung des Weges, erspart.

Ueberall im ehemaligen Ober-Sächsischen Kreis, sowie in Preußen, war, sowie überhaupt gute Ordnung in Vielem, so auch eine sorgsame Forstwirthschaft zu bemerken, doch bei schon sehr mitgenommenen Wäldern, wo schon so lange am Wald-

capital gezehrt worden. Im Bairischen waren in manchen Hinsichten nicht unbedeutende Unterschiede sichtbar; unter andern auch im Waldwesen, auf den Posten, doch nicht eben sehr große. Auch federt sich der fränkische Volkscharakter weniger. Alte Leute müssen ihren Urtheilen über Gegenwart im Gegensatz der Vergangenheit bekanntlich mißtrauen, und mag ich denn irren, wenn mir der Menschenschlag überhaupt weniger schön, als vor funfzig Jahren vorkommt, besonders die Frauen. Aber auch die kleineren Städte, ja Dörfer, schienen mir schlechter und vielleicht nicht mit Unrecht. Die wachsende Fabrikindustrie hat das Meistergewerbe immer mehr herabgedrückt, der mittlere Bürgerstand ist im Ganzen ärmer geworden, und großen Fabrikherren stehen Proletarier gegenüber, ein ganz anderes Verhältniß, als das ehemalige in gesellschaftlichen Hinsichten festere, selbstständigere von Meistern und Gesellen. Zu ändern ist das freilich nicht, aber des Erwägens werth. Den Bauer mögen die stärkeren Abgaben drücken, während er bei der kleinen Cultur von den besseren Methoden nur theilweise Anwendung machen kann. Veränderungen in den Sitten mögen dazu kommen. Auf der Reise hierher habe ich mehrmalen mit Kühen fahren sehen.

Auch bemerkte ich, daß große Güter nicht selten zerstückelt verkauft werden: eine für die große Cultur und die weiteren Verbesserungen des Ackerbaues nicht günstige Erscheinung, wenn auch dabei mehr zu lösen ist.

Den 15./27. Juni.

Man sagt mir, Nürnberg stehe in sehr gutem Nahrungsstand, besonders habe ihm der Zollverein genutzt; Andere klag-

ten, daß die Eisenbahnen, besonders der Canalbau, das Geld sehr rar machten. Die Vereinigung der Donau mit dem Rhein schien mir immer ein müssiges Werk, weil keine schweren Güter in hinlänglicher Masse zu verfahren sein dürften. Die Eisenbahnen werden den Nationen schwere Nachleiden zurücklassen, da sie nur exceptionellen Werth haben, die allzugroße Communicabilität, welche ohnedies die jetzige nicht genug stäte Bevölkerung noch unstäter macht und oft nur zum Luxus gehört, ist im Grunde mehr ein Uebel als ein Glück. Aber wer kann gegen die Strömungen der Zeit ankämpfen? Doch habe ich es auch hier mit Glück einigemal gethan. Man mißverstehe mich nicht; ich läugne den Nutzen der Eisenbahnen in speciellen Fällen nicht. Allein diese möchten in Ländern, wie Frankreich und Deutschland, nur selten vorkommen.

Mit dem Fahren geht es von Nürnberg an schon angenehmer. Die Gegenden sind größtentheils nicht bemerkenswerth. Die Chausseen sind etwas besser nivellirt.

Mit dem Eintritt in Altbaiern ist wieder eine bedeutende Veränderung zu merken. Mehrmalen sahen wir die sehr wohl gekleideten Nationalgarden versammelt. Kleider machen Leute und der Soldatenrock treibt den Philister aus. So gut übrigens eine mit der stehenden Armee verbundene Landmiliz oder ein Landwehrsystem sein mag, so taugt doch das gewöhnliche Nationalgardewesen nichts. Es drückt auch den eigentlichen Soldatenstand herab.

4.

Den 18./30. Juni.

München hat so viel Neues, daß man ein Buch darüber schreiben müßte. — —

Die Statue des Kurfürsten Maximilian von Erz ist ein sehr verdienstliches Werk; vorerst ist sie noch zu blank, um den rechten Effect zu machen. Das schreitende Pferd hat aber einen großen Fehler. Während von den beiden stehenden Füßen der hintere gehend, d. h. voranschiebend, zurückweicht, steht der vordere in vollem Widerspruch zu weit vor, ist also nicht schreitend, sondern stehend und gewissermaßen zurückhufend. Auch gefällt mir der nach arabischer Art zugespitzte Schweif an sich nicht, und mangelt der Wahrheit. Im Schritt hebt kein Pferd den Schweif so hoch; und die Beugung des in Frage stehenden deutet auf einen gestutzten, dem man, nach jetziger Mode, hat die Haare wachsen lassen. Der Hals ist etwas zu kurz für ein Reitpferd.

Warum macht man nicht lieber stehende Pferde, zumal auf einem Piedestal? Das einen Felsen heranspringende Roß der Statue Peters I. in St. Petersburg ist kein sinnreicher Gedanke, sondern ein Unsinn, sowie die von den Zinnen der Häuser fallenden Statuen in Brülow's Gemälde, die Zerstörung Herkulanums. Eine Pose, die auch keinen Augenblick dauern könnte, muß der Kunst fremd bleiben.

Das neue Schloß, welches an das sehr alte von der einen Seite angebaut wird, steht erst in einer Façade da und ist ein großes Gebäude. Mir gefiel das Frontispice dieser Seite in Arkadenform eben nicht, auch nicht die zu kleinen und niedrigen, gewölbten Fenster der untern Etage, die zu kleinen Mezzaninfenster, und die Höhe der Hauptfenster, die ein Weniges über zwei Quadrate haben sollten. Auf der Hofseite hat das Palais unten einen Corridor. Die innern fertigen Räume der Hauptetage sind ungemein groß

und geschmackvoll, mit herrlichen Enkaustikgemälden, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, auch zum Theil mit Oelgemälden auf der Wand, Gypsmarmor, echtem Marmor und Vergoldung geziert. Der Thronsaal ist besonders bemerkenswerth. Was mir durchaus mißfiel, sind die Balkenfüllungen (compartimenti) an den glatten Decken; es hat nun einmal ein gemeines, bäuerisches, unfestes Ansehen und deutet auf ein Anfangen der Technik, obwol es an sich nicht ohne technische Complicationen ist. Mögen die Alten dergleichen noch so viele gemacht haben, entweder verstanden sie es nicht besser, oder es fehlte, wie oft, am Geschmack, oder die Gewohnheit und Mode wollte es so. Das Mühsame der Composition einer flachen Decke spricht sich hier unangenehm aus. Ich wüßte übrigens nicht, viele grandiosere Räume gesehen zu haben.

Man braucht hier ohne Befürchtung zu Balken Rothfichten (pinus abies), gegen die Sprache fälschlich von den Forstleuten Rothtannen genannt, welche bei uns sehr bald verrotten, während die Föhren (Forlen, Waldtannen) bei uns gut stehen, die hier der Wurm bald fressen soll. Es wäre klimatisch.

Bei dicken Mauern läßt man hier den Kalk (Speis) nicht bis zur Außenseite der Fugen zwischen den Backsteinen (Mauerziegeln) reichen, damit sich der Bewurf in die fingerbreiten Höhlungen fester einklemmen möge. Recht gut und in St. Petersburg nachzuahmen. Bei dünneren Mauern geschieht es nicht oder zum Nachtheil der Wärme. Doppelte Fenster sind hier nicht; allein man sollte sie überall einführen, um das Schwitzen und Frieren und Ablaufen des Wassers zu vermeiden. Eine Nebentreppe war von Holz. Eingebaut in diesen

Raum ein alter Thurm, in dem ein Herzog Friedrich viele Jahre soll gesessen haben. Das Arkadenfrontispice hat auf der Zinne schöne Statuen.

Das Frontonwesen an den Fenstern, besonders an den Thüren, gefällt mir hier überhaupt nicht: zu gedrückt, zu schwer, oft nicht gehörig vorspringend oder auch zu grob. Nehme man dagegen das Hoftheater von Guarengi in St. Petersburg. — —

Der mit Bronze bekleidete, ziemlich ansehnliche Obelisk, zum Andenken an 30,000 in Rußland gebliebene Baiern, hat mich besonders angesprochen. Er hat den großen Vorzug, von einem kaum merklichen Würfel ohne oberes Sims aus dem Treppenplatz aufzusteigen, und so muß es der Natur des Obeliskes nach durchaus sein. Welcher ganz andere Effect als der der Alexandersäule in St. Petersburg! Statt seiner hätte sich ein Granitobelisk, ohne Würfel, 120 bis 130 Fuß hoch, aus einem Stück Granit aufstellen lassen. Dieser Länge bot mir ein Unternehmer einen Block zu schaffen an, es war aber schon zu spät. Es wird ein andermal kommen. Die Verzierungen des in Frage stehenden Obeliskes sind edel und einfach, aber freilich ist die Bronzebekleidung aus Stücken nicht für die Ewigkeit, und Bronze ist überhaupt ein angriffiges Ding. — Die Aufschrift: „Auch sie starben für's Vaterland", ist zwar indirect wahr, aber da der Feldzug erzwungen war, und die Folge dies erwiesen hat, so erhält dadurch die Inschrift etwas Schielendes.

In der Vorstadt Au ist eine gothische Kirche neu erbaut mit einem durchbrochenen Thurm; Alles mittlerer Größe. Der Stil ist in seinem Typus rein, ohne viele Verzierungen, Schiff

und Hallen gleich hoch: die besser gefallende Manier. Besonders zu bemerken sind die mit vielem Geschmack und bemerkenswerther Kunst ausgeführten Fenster mit Glasmalerei. Sie haben bedeutende Summen gekostet und sind noch nicht alle fertig.

Wir sahen auch die Sammlung kleiner ausgesuchter Glasgemälde des um die altdeutsche Kunst so verdienten Herrn Boisserée, die er mit vieler Gefälligkeit und einer gewissen Salbung im Vortrag zeigt. Es macht doch nichts einen so magischen Effect, wie Glasmalereien, und welche Steigerung der Wirkung, wenn es von den altdeutschen zu den italienischen Compositionen kommt! Man sollte doch endlich einmal die alte deutsche Kunst nur als verdienstvolle Anfänge und interessante vaterländische Merkwürdigkeit betrachten. Indessen wollen wir der Glasmalerei auch nicht zu viel Lob spenden; denn, abgesehen von der Zerbrechlichkeit der Tafeln und der Beschränktheit hinsichts mancher Gegenstände, haben Glasgemälde nur die Täuschung von Lufterscheinungen, nicht die verkörperte Täuschung von Oelgemälden. — —

München.

Ich habe das neue königliche Schloß nochmals besucht. Was ich von den Mezzaninfenstern sagte, zeigt sich am Innern noch merklicher, besonders da sie nach unten nicht abgeschrägt sind, welches freilich auch nicht sehr gut aussieht, aber hier nicht zu vermeiden war. Die Gerüste zum Malen lassen den Uebelstand jetzt weniger bemerken. Bloß der mittlere Theil des Schlosses hat oben eine volle Etage, es kann sich also an Höhe mit dem in Berlin nicht messen. Architectonisch und wohnlich genommen, haben aber doch drei volle Etagen an einem Palais ihr Mißliches. Es giebt viel Masse, aber klei-

nere Theile und das Ansehen eines großen Privathauses. Der Thronsaal hat einen Fußboden von schönem künstlichen Marmor (Estrich). Bei uns leidet das Klima nur Holzboden. Die oberen Fenster dieses Saales sind des Schwitzens wegen doppelt. Die Vergoldung ist matt und bleich, wie ich bemerkte deßwegen, weil das Blattgold nicht gehörig gefärbt ist und nach Ducatengold aussieht. Die oben erwähnte Arkade giebt einen schönen wolverzierten Altan; aber da die Gebälke der Säulen an den Arkaden verkröpft sind, so regnet es von vorn grade herein. Warum verkröpft? Der großen Säulenweiten wegen. Aber diese, warum? Der Arkaden wegen. Also keine Arkaden.

Das Aeußere der Glyptothek spricht mehr an und ist freundlicher, als die Pinakothek, doch bedeutend kleiner. Loben kann ich nicht die schmalen Ansteigtreppen, mit den engen Stufen, worauf man nicht den ganzen Fuß setzen, aber den Hals brechen kann, wenn auch sonst noch eine eigentliche, aber gewöhnlich verschlossene Parade-Auffahrt da ist. Auch weiß ich nicht, was die armen Eckpilaster gethan haben, daß man sie so verloren und einsiedlerisch dahin gestellt hat. Brauchen Steingebäude an den Ecken Pfosten? Was sollen sie tragen? Verstärken sie? Nein, sie geben nur die Idee der Verschwächung. Noch muß ich bemerken, daß sich hier die häufig vorkommenden Säulenfüße ohne Plinte (viereckige Platte), wol nicht rechtfertigen lassen; denn Beispiele lasse ich nicht zu, sonst giebt es keine Grenze des Echten in der Kunst mehr. Es ist eine Verstümmelung, und nur da ausnehmungsweise zu gebrauchen, wo etwa ein Absatz des Fußbodens so viel Erhöhung, wie die Plinte hat.

Die innern Räume der Glyptothek sind mit Vergoldung,

Basreliefs, Gemälden, Stuckmarmor, Granitstufen und sehr schönen und mannigfaltigen Marmorparquetts reich ausgestattet und sehr schön. Sie sind im halben Zirkel gewölbt und zwar, wie ich hörte, mit Töpfen, worüber sich indeß wol eine obere Etage anbringen ließe, die hier weggefallen. Das Lobenswerthe des Wölbens, um aller Feuersgefahr möglichst vorzubeugen, hat indessen zu einem andern Nachtheil geführt. Bekanntlich soll hier der grade Theil der Wände zwei Drittel, die Wölbung ein Drittel der ganzen Höhe enthalten. Dieß ist aber hier der Fall nicht und konnte es nicht wol sein. Es führt immer eine Vermissung herbei. Auch an der neuen Ismailoffschen Kirche zu St. Petersburg findet sich das. Der alte Graf Rastrelli hat es in seinen Kirchen vermieden. Die unter meiner Leitung vollendete Kirche des Fräuleinstiftes zu St. Petersburg, im Innern bis zur Kuppel der Lanterne 35 Faden (245 engl. Fuß) hoch, ist daher etwas eng, aber eben der Höhe wegen höchst imposant.

Hangwerke von Stabeisen und hohle Balken von Dach-Blech, im Durchschnitt nach der Form einer stehenden Ellipse, wie im wiederhergestellten Winterpalais zu St. Petersburg, giebt es hier natürlich noch nicht. Man hat bei letztem die Sorge für Feuerfestigkeit so weit getrieben, statt der Stuccatur, die Decke mit Kupferblech zu beschlagen und darauf zu malen. Ich lasse jetzt eine 60 Fuß breite Brücke auf ähnlichen, ganz flachen Balken aus doppeltem Pfanneneisen machen.

Ich lasse mich in keine Beschreibung der in der Glyptothek enthaltenen reichen Sammlung von Statuen, Büsten und anderen Kunstschätzen ein. Es sind mehrere höchst vollendete Bilder darunter. Ein Torso, aus dem man von vorn nicht

klug werden kann, zeigt, von der Seite gesehen, die Reste einer Handlung, der das Menschengeschlecht so viel verdankt, und die man so gern ignoriren will. Es versteht sich, daß nur Wenige darauf aufmerksam gemacht werden.

Zu bemerken ist die Anstalt zu Guß und Vergoldung der kolossalen Bronze-Statuen bairischer Regenten, die den Thronsaal des neuen Schlosses historisch beleben sollen. Sie bestehen aus großen Stücken, die, an einen Spieß gesteckt, einzeln vergoldet und dann, ohne daß es merklich würde, zusammengesetzt werden. Hier wird auch die 56 Fuß hohe Statue der Bavaria modellirt.

Mir kam es in die Gedanken, wie auch die größten Statuen ungestückt nach der Methode Jacobis durch Galvanismus ohne eine gar große Masse goldhaltiger Flüssigkeit vergoldet werden könnten, und habe deßhalb nach St. Petersburg geschrieben.

Wie haben die Alten einzelne Theile, z. B. einen Gürtel, ein Tragband bei Erzstatuen vergoldet? Die Dächer der Marine-Nicolaus-Kirche in St. Petersburg, zur Zeit Elisabeths erbaut, sollen an Ort und Stelle ohne Feuer vergoldet worden sein; aber das Verfahren ist ein Geheimniß geblieben. Mit Goldschaum ist es nicht geschehen und soll eine Flüssigkeit gebraucht worden sein. So die Sage. Es gleicht noch jetzt ganz der Vergoldung durch Feuer.

5.

Den 23. Juni / 5. Juli verließen wir München, diese merkwürdige Stadt in artistischen Hinsichten.

Wenn ich Baiern in Gedanken vergleiche, wie ich es vor 44 Jahren, und zum Theil im Jahre 1821 auf einer Reise

nach dem Congreß in Laibach und jetzt gesehen habe, so finde ich, daß die äußern Abzeichen und andere Erscheinungen der katholischen Confession sich stufenweise bedeutend vermindert haben, sonst aber, einige Veränderungen an der Nationaltracht in den bedeutenden Städten abgerechnet, schien mir Alles so ziemlich beim Alten. Ich sage dies nicht zum Tadel, auch nicht um mindere Religiosität anzudeuten. Die Reise von München nach Salzburg wird bald durch das immer klarer werdende Hervortreten der tyrolisch-salzburgischen Gebirge belebt, indem man sich ihnen in einem spitzen Winkel nähert. Bis Stein bieten die Aussichten eben nichts besonders Anziehendes dar, aber Stein selbst ist mit seinen Umgebungen recht malerisch, und weiter hin finden sich manche interessante und einige vorzügliche Ansichten. Gegenden und Musik beschreiben wollen, heißt Müßiges thun, also davon genug.

Bis Stein herrscht immer derselbe tiefe Kiesgrund, doch mit einer meistentheils recht fruchtbaren Ueberlage. Bei Stein treten zuerst Felsen hervor, ich glaube anfänglich von einer Art Tuffstein, späterhin Nagelflue, von den Maurern in Salzburg Nagelstein genannt. Ein Geschiebe-Conglomerat. Vielleicht war das, was ich für Tuff hielt, dasselbe. Noch bis Salzburg dauert indeß das dicke Kieslager stellenweise fort. Diese unmeßbare Masse von kleinen Geschieben im losen und zusammengebackenen Zustand setzt in Erstaunen. Die Wälder werden immer besser und ihre reinliche Abtheilung von Feldern und Wiesen vermehrt die Reize der Landschaft. Zwar meist Fichten (pinus abies), aber doch auch viele schöne Eichen, seltner Buchen, und Föhren (pinus silvestris) ziemlich selten. Die Feldfrüchte stehen gut, und die Bauerwohnungen, den

schweizerischen ähnlich, mit flachen Dächern, werden am Gebirge zum Erstaunen groß. Nur näher an Salzburg nimmt dies wieder ab. Schade, daß neuere Häuser zuweilen wieder mit spitzen Dächern gebaut werden. Es mag den guten Leuten wol vornehmer, modischer scheinen. Die Wohnorte bestehen aus Einöden (einzelne Höfe), Weilern, Dörfern, Pfarrdörfern und Marktflecken, letztere meist von Langem her ziemlich gut gebaut, doch nach alter Art unregelmäßig. Sehr große Dörfer wären nicht an ihrem Ort. Das Volk geht ganz in Nationaltracht, die bei den Frauen ganz angenehm, bei den Männern häßlich ist. Die Frauenwelt zeichnet sich vor dem platten Land günstig aus; die Männer sind auch meist große, wohlgebildete Leute, aber meist zu lang und mager von Beinen, wie viele Deutsche. Uebrigens ein breiter, ziemlich schwerer, germanischer Schlag.

24. Juni/6. Juli.

Wir reisten schon am Nachmittage von Salzburg ab.

Man bemerkt es an Salzburg, daß es keine Residenzstadt mehr ist. Wenn Deutschland durch seine ehemalige Zerstückelung gegen das Ausland schwach und beinahe lächerlich geworden, so hatten die kleinen, also mehr örtlichen Regierungen, trotz der früheren Uebel von Jagdwesen, Maitressen, Reisen nach Paris, Soldatenverkauf und nicht selten übler Finanz-Wirthschaft mit Willkür, doch den Vortheil, das Land wohlhabender zu machen, als wol bei Ländern mit großen Hauptstädten der Fall ist. Die Verzehrung der Einkünfte war näher dem Zahler, und wenn von den Regierungen im Ganzen zwar mehr verzehrt wurde als in großen Reichen, so gab es auch größere Belebung durch den mehr localen Turnus

des Nehmens und Gebens und im Allgemeinen durch ein specielleres Einwirken. Sonst hätte wol Deutschland nicht so leicht die großen Kriegslasten und Verheerungen tragen können, die es erdulden mußte. Dies soll übrigens der Zerstückelung nicht das Wort reden, denn Sicherheit von Außen ist am Ende erste Bedingung. Ebensowenig soll es den Gedanken in sich schließen, als ob die jetzige Bundes-Verfassung bei größerer Consolidation der deutschen Staaten neues Uebel abwenden werde. Nicht blos das schwache Bundesband, sondern auch das Hinblicken des westlichen Deutschlands nach seinem mächtigen Nachbar, bei der natürlichen Schwäche aller Conföderationen, möchte dem entgegenstehen. Der verstorbene österreichische Feldmarschall-Lieutenant Prohaska sagte mir einst im Jahre 1814 das merkwürdige Wort: „Nichts muß Bonaparte mehr ärgern, als durch eine Coalition überwunden zu sein."

Erinnere ich mich übrigens aus meiner Jugend und aus Erzählungen, wie es früher in den kleinen Staaten war, so muß ich dem jetzigen Gang der Regierungen, selbst da, wo keine ständische Opposition ist, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es ist unendlich besser geworden. Ja, die Menschen selbst sind zwar in manchen Hinsichten närrisch genug, aber in moralischer Beziehung besser geworden; den Pöbelschlamm einiger Städte, und vielleicht ein Land ausgenommen, wo sich selbst Generale bei einem Friedensschluß ein pot de vin ausbedingen. Das Närrische will ich übrigens nicht auf den Radicalismus beschränken; denn in einem gewissen Land, wo es eine Republik mit königlichen Formen, im Gegensatz des Königs-

thums mit republikanischen giebt, ist es nicht besser auf der andern Seite.

Die deutschen geistlichen Besitzungen waren im Ganzen fast immer gut regiert. Geschah auch für die sogenannte Aufklärung in gewissen Hinsichten wenig (doch können fast alle Bauern im Salzburgischen lesen und schreiben), so war doch die Regierung gemäßigt und wenn auch in materiellen Hinsichten nicht sehr thätig und zu viel auf's Geistliche verwendend, doch nicht unthätig und überhaupt von Extremen ferner. Nicht ohne Ursache sagt das alte Sprichwort: Unter dem Krummstabe ist gut wohnen. Mißbräuche, Nepotismus und andere Uebel gab es zwar auch, aber sie drückten das gemeine Wesen weniger. In politischen Hinsichten vermehrten die geistlichen Regierungen indessen die Schwäche Deutschlands, sowol materiell, als durch ihren Einfluß auf den Volkscharakter vieler Gegenden.

Wie leicht sich der Deutsche an Regierungsveränderungen gewöhnt, hatte ich oft Gelegenheit zu bemerken. Die Erinnerung des Alten ist beinahe ganz verwischt; und in den meisten Dörfern mußte man einen recht alten Mann aufsuchen, um zu erfahren, wem sie früher gehört hatten. Freilich ist die Organisation der verschiedenen Länder sich sehr ähnlich, die Sprache dieselbe, und der kleinliche Specialpatriotismus herrschte mehr unter dem Beamtenstand. Deutscher Patriotismus nur auf dem Papier.

Die Umwürfe der letzten Zeit haben dagegen auf den deutschen Charakter den Einfluß gehabt, daß er sich mehr an größere Volksverbindungen gewöhnt hat, und wol Mancher noch größere wünscht. Jede Nation ist Schöpfer ihres Zu-

standes, und der Geist des kleinlichen Zusammenschließens gebar die Zerstückelung der Deutschen, sowie der politische Geist des Widerstrebens gegen alle Unterordnung die Geschichte der polnischen Nation bedingte. Es möchte kaum glaublich scheinen, wie stark ehemals in den einzelnen Ländern der Geist der Absonderung und des Hasses gegen die Nachbarn, des Nordens gegen den Süden, der sogenannten Cäsarianer gegen die Fürstler war. Erstere schienen beinahe Verbrecher. Doch das alles ist meist vergessen. Patriotismus im eigentlichen Volk der nun sehr vergrößerten Staaten für ihr Land kann aber erst mit der Zeit kommen. Er existirt größtentheils nur noch unter den höheren Ständen, den Beamten, den Ständeversammlungen, auf dem Papier und einigermaßen in den alten Stammländern. —

6.

Bad Gastein. 5./17. Juli.

Da mein Uebel während der Reise vergangen und ich wieder zur Kraft und Gewohnheit vieles Fußgehens gekommen bin, so habe ich die nähere Umgegend schon ziemlich durchwandert.

Um meine im Lauf der Zeit ohne eigentliche Absicht gesammelten sporadischen Kenntnisse in Geologie, Geognostik und Mineralogie wenigstens etwas zu ordnen und die Intervalle auszufüllen, zugleich um müssige Stunden einzunehmen, habe ich einige Bücher über diese Gegenstände gekauft. Bald sah ich ein, daß selbst oberflächliches Studium dieser Wissenschaften in ihrem jetzigen umfassenden Zustand ein ziemlich verwegenes Unternehmen sei, besonders der so complicirt gewordenen Mineralogie.

Ich gestehe zugleich, daß mir Halblaien (und zu einer Oberdirection im Großen gehört wol nicht mehr und schadete vielleicht) gar manche Zweifel aufstießen, und Manches unbefriedigend gelöst schien. Mag immer unsere Erdrinde durch neptunische, vulkanische, plutonische und metamorphische (transfigurirende) Operationen, die bald langsam, bald plötzlich, bald getrennt, bald vereint, bald streitend, bald zusammengreifend wirkten, im Lauf einer unberechenbaren Zeit ihre jetzige Gestalt erhalten haben: ich möchte aber wissen, wie es früher mit den Haupt-Bestandtheilen beschaffen gewesen. Granit besteht immer aus Quarz, Feldspath und Glimmer, sei er auf heißem oder nassem Wege entstanden, aber woher kommen diese Ingredienzen zu der Formation? Dies führt die Gedanken immer auf einen Urzustand zurück, den wir nicht wissen, schwerlich nur andeuten können. Gab es nicht eine frühere Epoche, wo sich die einzelnen Bestandtheile selbst bildeten? Was für einen Einfluß konnte ein vielleicht kochendes Meer haben, sind nicht gewisse Felsmassen immer so gewesen, wie sie sind? Doch ich verirre mich in Fragen!

Doch noch eine! Hat man in der Mineralogie vielleicht nicht zu sehr auf Nüancen Rücksicht genommen und als Arten betrachtet, wo nur Uebergänge sind, die so häufig in der Natur und besonders im Steinreich vorkommen, und dadurch die Wissenschaft ohne Noth erschwert? Man hat auch einen Cancrinit benannt, aber ohne mein Wissen und Wollen; mag er immer wieder zu Nichte werden. Verzeihung dem Unwissenden! Vielleicht werde ich weiterhin mich eines Bessern belehren.

Ich benutzte einen guten Theil des Tages, um aus dem sehr gründlichen und interessanten Werk des Dr. von Mucher

„das Thal und Wannenbad von Gastein, 1834" zu lesen. Es umfaßt viel mehr, als der Titel sagt, besonders in geschichtlicher und bergmännischer Hinsicht. Wer sich gern mit dem Gang der menschlichen Dinge der Vorzeit beschäftigt, wird es mit vielem Genuß lesen. Zuweilen könnte es weniger poetisch sein.

Aus ihm ersieht man unter Anderm, daß nach einem von etwa 1480 bis 1569 äußerst langsam betriebenen Bergbau, sich wahrscheinlich die Erze schon seltener machten, und mancherlei Unfälle, zuletzt die Reformation, diese Industrie ins Sinken brachten und endlich beinahe ganz still legten. Nun war es schwer, das Bergglück von Neuem mit Kraft zu versuchen. Mit dem Bergbau und der Wendung des Venetianischen Handels verfiel auch der äußerst blühend gewesene Wohlstand der Tauernthäler und des Gebirges überhaupt, zumal nach der Vertreibung von 30,000 Salzburgischen Protestanten. Die Familien der Bergherren, meist aus dem Stand der Bauern und gemeinen Freien, aber zu einer Aristokratie erwachsen, starben oder wanderten aus, und nur manche große Häuser altväterlischer Bauart in Hofgastein blieben als Zeugen ehemaligen Reichthums.

7 /19. Juli.

Fortgesetzte Lectüre in Mucher.

Auch im Tauristhal besteht noch Bergbau, und die Gold- und Silbererze werden im Lande verschmolzen. Die Ausbeute ist wenig bedeutend. Der Markt Geisberg soll einst fast so bedeutend wie Hofgastein gewesen sein.

Bemerkenswerth ist die schon erwähnte große Höhe der

Bergarbeiten. Die Bodenstellen im Thal Bauris sind 7300 Pariser Fuß über der Meeresfläche, und weit unter den Grubenbau herab breitet sich der Gletscher des Goldberges Seigurn. Das höhere Revier ist hier schon ausgehauen. Die Pochwerke mit der Quikmühle befinden sich in der Höhe.

Auch wird hier Goldgrus für gegen 4000 Rubel jährlich (1834) gewonnen, welcher in 1000 Rubeln 3 bis 4 Loth Waschgold enthält.

Im Fuscherthal ist auch Goldbau am Harzberg, wo 1000 Centner Pocherei, in Quarz bestehend, 7 bis 8 Loth Waschgold, also ungefähr das Doppelte geben.

Nehme ich hier ungefähr drei Pud *) für den Centner an, so würde in hundert Puden Erz gegen 3/4 Solotnik Waschgold enthalten sein. Bei bergmännischer Gewinnung, in Hinsicht der Kosten, ein geringer Ertrag. Bei uns ist ein Gehalt von 3/4 Solotnik in 100 Puden Wasch-Grus, der viel leichter gewonnen ist, schon sehr gering, obwol auch mitunter noch ärmerer Sand verwaschen wird. Es scheint übrigens nicht, als ob auf den steilen Bergen bedeutende Goldgruslager vorhanden sein dürften, wie auf oder an unsern mehr abgeflachten Gebirgen, es müßten sich denn in den Bergrieseln muldenförmige Stellen befinden, wo sich der Grus, sicher gegen das Hinabwaschen, lagern konnte. Im Thal ist Alles längst durch die Ueberschwemmungen der starken Bäche tief überdeckt. Ohnedies kommt hier das Meiste auf die Formation an. Hier sind die Gebirge noch ziemlich in der Gestalt ihrer Entstehung. Am

*) Ein Pud = 40 ℔, ein ℔ = 96 Solotnik. A. d. H.

Ural und Altai scheinen ältere goldhaltige Gebirge, welche die jetzigen überlagerten, ganz zerstört worden zu sein.

Mit dem Zeitungslesen geht es hier schlecht, obwol mehrere zu haben sind, weil man sie nicht immer zu gelegener Zeit und lange genug erhalten kann, ich selbst aber nicht gar viel lesen darf. Doch bleibe ich nothdürftig im Zusammenhang. Ohnedies ist die Zeit mager: das Ende des spanischen Krieges, dessen Fruchtlosigkeit schon seit dem Feldzug des Don Carlos gegen Madrid am Tage lag; Kammern, die sich um das Wohl der Nation wenig kümmern, andre, die um Vorurtheile streiten, die zwar mit der Constitution verwachsen sind, aber doch nicht immer dauern können; ein algierischer Krieg, wo man, wie es scheint, das Kriegen verlernt hat und nicht recht einsieht, was zu thun und nicht zu thun ist, wo die Minister Feldzüge dirigiren und die Zeitungsschreiber die Feldherren belehren wollen u. s. w.

Um nicht zu viel zu Fuß zu wandern, fuhr ich vor Tisch nach Hof. Wir besahen die sehr alte Kirche. Man kann sich nicht immer auf das angegebene Alter der Gotteshäuser verlassen, weil sie umgebaut werden. In ihr und außer ihr finden sich mehrere Grabsteine der Familien der alten großen Bergherren der Weitmoser, Zotten, Stroßer, der Wechsler, Strachner und einiger anderen bedeutend Gewesenen. Aus Bauern wurden sie Dorf- und Bergaristokraten und einige kamen zuletzt in den Adelstand. Nicht aller alter Adel ist Kriegsadel. Es ist mir unbekannt, ob noch Nachkommen dieser Familien irgendwo vorhanden sind; in ihren Thälern gingen sie aus. Moser giebt es noch.

Jetzt sind diese Bergtorys durch eine Art von Bauernari-

stokraten ersetzt, die nach und nach Bauernhöfe, Mühlen, Alpen, Kathe, Sennhütten und Wirthshäuser zusammengekauft und geerbt haben, während angeblich 4/5 der Bevölkerung in Armuth leben. Viele befinden sich als Knechte und Mägde um erbärmlichen Lohn, (ein Knecht 18, eine Magd 12 Gulden jährlich), auf den Besitzungen der Reicheren nicht viel besser, als Leibeigene, zwar nicht durch das Gesetz, sondern durch die Umstände. Die Leibeigenschaft ist ein die Menschheit entwürdigendes Ding, aber, es ist gräulich zu sagen, nicht der schlimmste Zustand, in den Menschen fallen können. Zum Beweis die Irländer, englische Fabrikproletarier und andere. Ach, und wie viele Aristokratieen drücken, auch ohne den Adel, auf dem armen Menschengeschlecht. Die Aristokratie des Capital-Reichthums, der Staatsbeamten, der Gebildeten, des Genies, des Fabrikwesens, der Municipal- und Zunfteinrichtungen, des Eigenthums überhaupt. Und wie viel härter ist oft der Druck des reichen Brodherrn auf den armen freien Arbeiter, als der des Gutsherrn auf den Hörigen. Die reicheren Landbesitzer hiesiger Gegend heißen auf den Dörfern und Höfen Bauern, die anderen, die nur ein kleines Haus und geringes Feldeigenthum besitzen, Halbbauern oder Geisler, letzteres vermuthlich, weil sie nur Ziegen halten, und als Taglöhner arbeiten. Dem ähnlich sind die Bergknappen, von denen der Fleißigste täglich, wo er arbeitet, etwa 27 Kreuzer verdient.

Es hat gewiß viel Gutes für die Feldcultur, wenn der Bauer eignes Land besitzt, aber auch überall findet sich in diesem Fall das obengedachte Zusammenhäufen der Grundstücke bei den Wohlhabenden, und die Zahl der Dorfproletarier

mehrt sich fortwährend; denn ein schlechter Wirth, oder ein von Unfällen verfolgter, bringt seine Familie so gut, wie für immer, zum Taglöhnerstand herab. Die Grundstücke sind zu theuer, als daß eine Familie ohne besondere Glücksfälle wieder aufkommen könnte.

In England hat die allzuwenige Spaltung des Landeigenthums ähnliche Folgen. Verbesserter Ackerbetrieb, Vieh- und Schafzucht, Maschinen haben eine Menge Landbewohner aus den großen Gütern des Adels, wo sie Kleinbauern, Hauslöhner oder Taglöhner waren und ziemlich sichere Nahrungsquellen besaßen, in die Fabrikorte getrieben, wo sie darben, wenn der Vertrieb ins Ausland stockt oder, wie jetzt in England der Fall ist, und vielleicht noch mehr sein wird, sich im Sinken befindet. Diese Proletarier sind aber die gefährlichsten, weil sie, unsittlich und in wechselsweisem Contract, am leichtesten zu Excessen aufgeregt werden können. Dies ist das eigentlich Gefährliche der Lage Englands, nebst dem irischen System der kleinen Zeitpächter (tenants at will), die natürlich einem beständigem Schrauben ihres Pächters ausgesetzt sind. Und deshalb fängt in diesem Lande und unter den Hefen des Pariser Pöbels die Krankheit unserer Zeit, deren Folgen nicht abzusehen sind, nämlich die Tendenz zu agrarischen Gedanken an, die noch durch das Zeitungswesen verstärkt werden. Nicht als ob diese Classen nicht auch billige Ansprüche hätten, die Regierungen nicht alles Mögliche für sie thun sollten, sondern weil bei dem gespannten Zustand der Gesellschaft, dem Parteihaß und manchen Vorurtheilen nichts Hinreichendes zu thun ist, und ein revolutionärer Umwurf auch die letzten Quellen der Ernährung verschütten würde.

Da, wo bei unseren Kronsbauern das Land unveräußerliches, im Genuß der Gemeinden stehendes Kronseigenthum ist, kann zwar die kleine Cultur des Bauern weniger gedeihen, zumal da das Land gewechselt und bei vermehrter Bevölkerung von neuem getheilt wird, allein, es giebt auch keine landlose Familien und viel weniger ganz Arme; obwol auf andere Art die Bauernaristokraten auch manchen Schaden durch Aufkauf und Wucher stiften.

Hier, hinsichts der besten Vertheilung des Grundeigenthums, ist wol die am schwersten oder gar nicht zu lösende Frage der Nationalökonomie und es bleibt in der Praxis, so schön auch die Theorieen klingen mögen, wol nichts übrig, als das einmal Bestehende möglichst zu bessern. Auch läßt sich hier allerdings wenigstens bei uns Manches thun, wol auch bei Anderen. Wird aber vorschnell, unreif, tumultuarisch, umwerfend verfahren, so wird das Uebel desto schlimmer.

Wir benutzten die Gelegenheit, um in dem Hof, in den alten Häusern der ehemaligen großen Gewerke, späterhin mit mehr Stolz Bergherren genannt, einige Merkwürdigkeiten zu besehen.

Im Hause des Bäckers Nr. 53, einem Theil des ehemaligen Veitmoser'schen Hauses, stehen auf dem Hof zwei gewundene und schön verzierte Säulen aus Serpentin, die mir älter schienen, als die Zeit der Erbauung des Hauses selbst im sechszehnten Jahrhundert. Sie tragen jetzt einen alten hölzernen Raum. Der Bruch ist in der Gegend.

Die Braustube Nr. 96, einst der Zottenhof, ist mit den Grabsteinen vom zerstörten protestantischen Kirchhof, wie es

scheint, umgewendet, gepflastert. Er befand sich in einem nahgelegenen Dorfe.

Gleichgültig geht man jetzt an diesen Steinen vorüber und liest die Begebenheiten jener Zeit, wenn auch mit Theilnahme, doch ohne große Gemüthsbewegung. Und doch war die Aufregung jener Zeit tiefer und dauernder, als die der unsrigen, die ersten Jahre der französischen Revolution ausgenommen. Die Rede war nicht von materiellen Gütern und politischen Meinungen, sondern von Religion und Seligkeit. Welche Zerwürfnisse in den Familien, welche Unruhen in den Gemeinden, welche Störungen im Volksleben, welche Sorgen, falsche oder wahre, für die Regierungen, endlich wie viel Jammer und Elend durch Verfolgung, Krieg und Vertreibung! Ob der Gewinn der Opfer lohnte? Die Untersuchung wäre schwer! Vielleicht nicht. Aber diese Orkane der Gesellschaft kommen wie die der Natur; sie lassen sich nicht vorhersehen, nicht vermeiden, und sind wol nothwendig, wenn auch grausam.

Im ehemaligen geräumigen Speisehause sind die Schreibstuben und das Versammlungszimmer der ehemaligen Gewerke merkwürdig. Letzteres hat ein Wand- und Decken-Getäfel von Zirbel- (Cedern), Eichen- und anderm Holz, das an den älteren italienischen Geschmack erinnert. Die Decke hat Füllungen (Cassettons) in mancherlei Form, ganz wie die neuen Pracht-Gebäude in München, und der Zeichnung nach wol nicht viel schlechter. Dies bestätigt, was oben über diesen Geschmack gekrittelt worden.

Dieses Speisehaus Nr. 1 war ehemals ein Vorraths- und Kaufhaus, und man zeigte uns das Gewölbe, wo der Fleischscharren sich befand. So ein Vorrathshaus mag bei der da-

maligen starken Knappschaft nothwendig gewesen sein, aber auch den Interessenten auf Kosten der kaufenden Arbeiter viel und vielleicht unbillig viel eingebracht haben. Der Reichthum wuchert überall auf Kosten der am wenigsten Habenden.

Im großen Adlerwirthshaus Nr. 96, einst der Hof der Straßer, ist die große Speisestube, gothisch-elleptisch gewölbt, ein bemerkenswerther alter Ueberrest. Das Ganze ist in recht gutem Zustand und mit Tapeten aufgeputzt.

Die übrigen Gebäude der alten Gewerke sind jetzt nicht bedeutend. Ueberhaupt muß man sich von dem allen keine zu große Idee machen. Die alten Häuser, wie in Schlesien 2c., haben eine grade Mauer nach der Straße, oben zum Theil Schießscharten (Luftlöcher) und Thüren mit Rollen zum Aufziehen von Vorräthen, die Dächer aber laufen pultartig nach den Höfen. Die umgebauten sind anders. Die Dimensionen sind überhaupt gegen die unsrigen gehalten kleinlich.

Von dem ehemaligen Wechslerhaus Nr. 2 haben wir nichts auffinden können*), es wäre denn der Rest einer Mauer an einem schlechten Hause mit dem Zeichen eines Hirsches jenseit des Baches, wo es gestanden haben soll. Die Häuser haben leider keine Nummern. Wir hätten gern die von Mucher erwähnten ehemaligen Brenngaden (Probirkammer) dieser Wechsler gesehen. Ein Gebäude, aber auf der andern Seite

*) Diese Wechsler waren wichtige Personen. An sie wurden dem Gesetze nach die edlen Metalle zu weiterem Verschleiß abgeliefert und sie erhoben die Abgabe an den Erzbischof. Wenigstens späterhin wurde dieses Geschäft verpachtet. In der Folge brachte das Erzstift alle Bergwerke nach und nach an sich. Schwerlich zum Nutzen der Sache; doch war Alles schon in tiefem Verfall.

des Speisehauses, klein und hoch, keine Kapelle, konnten wir uns nicht erklären. Es konnte zum Probiren bestimmt gewesen sein. Niemand wußte zu berichten, als daß einst über die enge Gasse ein Gang hinübergeführt gewesen. Es war verschlossen. Das Speisehaus gehört jetzt dem Bergwesen. Möchte doch immer für die Erhaltung des Gewerkenzimmers gesorgt werden. Im Hause wohnt ein Schuster. Sic transit gloria mundi.

7.

Bad Gastein, 13./25. Juli.

Ich habe mitunter in der Geschichte der englischen Finanzen von Perber gelesen. Bücher über das Finanzwesen sind für einen Finanzminister eben keine erfreuliche Lectüre. Es werden zuweilen schmerzliche Nerven oder mißtönende Saiten getroffen, und das ewige Einerlei wird nicht selten peinlich. Aber es fehlt mir an Lectüre, und bei dem heutigen bösen Wetter konnte man kaum vor die Thüre treten. Am Abend ließ ich sogar heizen.

Perber ist oft, besonders in Dingen, welche die politischen Verhältnisse der Völker betreffen, von einer verstandlos leidenschaftlichen, liberal sein sollenden Opposition. Doch hat er über Manches, besonders die Administration Pitts viel Wahres. Ich habe es schon lange gesagt, daß Pitt durch seine zur Unzeit wiederholten Coalitionen das Uebergewicht Frankreichs auf den Punkt der Culmination brachte, eine Höhe, von der es wol schwerlich herabgesunken wäre ohne den Feldzug nach Rußland.

Immer interessant sind manche historische Entwickelungen und Zahlenabstractionen in diesem Buch, obwol sie mir in der

Hauptsache bekannt waren. Doch das Gedächtniß bedarf zu Zeiten der Erfrischung.

Aus der Auseinandersetzung des englischen Schuldenwesens, der Macht der Bank und der Börsenassociation lassen sich bestätigende Gründe für manche Wahrheiten im Creditwesen der Regierungen und Nationen ausheben, die man seit Kurzem allgemeiner einzusehen anfängt, von denen ich lange schon überzeugt war und nach denen ich handelte.

Die Schöpfung eines künstlichen Reichthums, durch Emanation von papiernen Werthzeichen, die nach der Probabilität ihrer präsumtiven Auswechslung gegen metallische Werthzeichen nur auf einen verhältnißmäßig geringeren baaren Fonds basirt sind, können allerdings die Operationen einer Nation beleben und sie bereichern, so lange und insofern das durch solche Werthzeichen geschaffene, künstliche Capital productiv, das heißt Zinsen und eine Amortisation tragend, angelegt werden kann oder blos den natürlich erhöhten Bedarf an Circulationsmitteln deckt. Ueberschreitet es aber diesen Bedarf und wird es durch mißlungene Speculationen, Ausgaben des Staates oder auf andere Art zerstört, so endigt der vermeinte Reichthum mit Verminderung des wahren Nationalcapitals, weil das todtgeschlagene künstliche Capital aus dem natürlichen ersetzt werden muß, da der Bankschuldner die Bank bezahlen muß. Oder wird er bankerott, so geht die Schuld der Bank verloren und hat er andere Schulden, so fallen diese aus dem Nationalreichthum aus. Ist nun die Masse des unproductiv angewandten künstlichen Capitals groß, so kommen erst krankhafte Stockungen, man hilft sich einige Jahre wieder durch neue Emissionen, dann äußern sich von

neuem krankhafte Symptome, und geht die Sache zu weit, giebt es Katastrophen.

Daher kommen, im Zusammenhang mit andern Umständen, in England ohngefähr alle fünf Jahre Epochen der Krise und in Amerika, wo man es zu toll machte, kam die bekannte noch dauernde Katastrophe, die bekanntlich auf England zurückfällt, dessen Ressourcen, zum Glück für Europa, so groß sind. Ich sage für Europa, und kein Sachkenner wird fragen, warum. Daß übrigens die Krisen in England minder entscheidend sind, kommt unter Anderem auch daher, daß dort bessere Anwendung vom künstlichen Capital gemacht wird, während in Amerika die Staaten, mit der vermeinten wohlfeilen Regierung, und die Privaten, zum Theil mit mentalem Rückblick auf England, ganz wild handelten.

Es ist schwer, diesen Gefahren in manchen Ländern vorzubeugen, umsomehr, da das wachsende Bedürfniß an Werthzeichen am leichtesten und wohlfeilsten durch Papierzeichen gedeckt werden kann, die Anlockung also groß ist, in der Sache etwas Wahres liegt, aber der Gebrauch, der Natur der Sache und der Menschen nach, nothwendig den Mißbrauch nach sich schleppt. Das Uebel liegt also im Uebermaß und in der Gefahr, in der voraussichtlichen Gewißheit, daß das Maß überschritten werde, zugleich aber in dem Mangel an Mitteln, dem vorzubeugen.

Ich sehe nicht ein, wie in Ländern, wo es frei steht, wenn auch unter gewissen Bedingungen, Privat-Zettelbanken zu errichten, die Gefahr abgewendet werden könne; denn die Sache liegt nicht blos in der Solvabilität dieser Institute, sondern eben so sehr in der verführenden Anwendung des Geldes.

Wo dieses zu leicht zu haben ist, wird es zu leicht angewendet, es lockt mehr oder minder, wie in Amerika, zu exorbitanten Handels-Speculationen oder Arbeiten an Canälen, Eisenbahnen rc., die sich am Ende unproductiv erweisen.

Ertheilt man ein Bankmonopol an Private, wie zum Theil in England, so schafft man eine Macht, welche die Verwaltung beherrscht oder einengt und das Wohl der Nation in vielen Hinsichten in ihren Händen hat. Aus Perber ergiebt sich sehr klar, wie sich England die Macht der Bank selbst aufgeladen und die der Börsenassociation aus sich selbst hat erwachsen lassen.

Finanznoth hat allerdings die ersten Anlässe gegeben und die gedachten Institute haben allerdings der Regierung Hülfe geleistet. Aber wenn das Capital da war, konnten immer Anleihen gemacht werden (z. B. Holland); und wenn dem bei hohen Anleihen auch nicht so wäre, ist es denn gut, wenn den Regierungen das Leihen auf Wucherzinsen so leicht wird? Würde ohne das nicht Manches unterbleiben, wie jetzt ohne die krankhafte Tendenz der Associationen?

Einschiebend ist hier zu bemerken, daß Staatsschulden, wie Manche behaupten oder behaupteten, kein Gut sind. Sie bewirken zwar temporär durch größere Ausgaben eine Vermehrung der Circulation und Production in verschiedenen Zweigen; allein diese fieberhafte Spannung ist nicht dauernd, weil das geliehene Capital entweder der Production entzogen worden ist, oder in ihr hätte angelegt werden können, oder wenn es, in der That überschießend, unanlegbar war, besser verzehrt worden wäre, wo es die Production im Lande gefördert hätte, ohne der Nation eine Last aufzulegen, und ohne,

unsichtbarer Weise, einen großen Theil des liegenden Eigenthums den Capitalisten mit Befreiung von allen ungünstigen Wechselfällen zuzuschreiben. Uebrigens, obwol immer ein Theil des wachsenden Nationalcapitals gleichsam als ein Remedium gegen die Unthätigkeit verzehrt werden muß, wovon der Beweis uns zu weit führen würde, so kann dies doch keine so große Massen betragen, um ungeheure Anleihen zu füllen; das künstliche Capital wirkt also mit. Freilich macht der Geist und die Thätigkeit der Nationen die Uebel zum Theil wieder gut; allein ohne die Berge von Staatsschulden so mancher Länder würde des menschlichen Elendes, des verächtlichen Geistes des Agiotirens und der trägen herzlosen Rentirer-Tendenzen weniger sein.

Das sicherste Mittel, Zettelbanken ohne Gefahr zu gründen, scheint also das zu sein, sie blos den Regierungen vorzubehalten, wenn sie dazu die Kraft haben, was sich finden müßte. Die Regierungen können ab und zu thun, sich wo nöthig zu Verlusten entschließen, die Gewinne mindern, und diese ersetzen am Ende Abgaben, die jederzeit den Nachtheil haben, daß sie unmöglich so gleich vertheilt werden können, daß nicht Einige überlastet wären und gerade die Aermeren litten.

Freilich zeigt auch die Erfahrung, daß die Regierungen durch Noth, falsche Ansichten, Mißgriff, Unkenntniß im Verlauf der Zeiten und Menschen, die Schaffung künstlicher Capitale durch Papiergeld übertrieben, ja wie bei Laws System und den französischen Assignaten ins Unendliche getrieben haben. Aber hier ist Mißbrauch des Princips, während dort das Princip selbst falsch ist; und die Regierungen können am Ende das von ihnen gestiftete Uebel, wenn auch mit großen

Opfern wieder gut machen, während das durch Privatunternehmungen gestiftete Böse wol gar nicht mehr zu bessern ist, oder monopolisirten Banken ihre nachtheilige Macht nicht mehr entrissen werden kann. Uebrigens hindert auch das freie Princip die Regierungen an sich keineswegs, selbst Papiergeld zu machen und die Sache zu übertreiben.

Wie gebrechlich steht es doch um alle menschliche Dinge und wie stark ist wieder auf der andern Seite die Lebenskraft der Gesellschaft, freilich oft auf dem Grund des Ruines der Einzelnen! Aber schon oft hat man die Natur eine grausame Mutter genannt, und trotz dem soll und muß man streben und thun und der Apathie entgegenarbeiten.

8.

Bad Gastein, 15./27. Juli.

Nach dem amerikanischen und Revolutionskrieg, als in England die ungeheuren außerordentlichen Ausgaben, die doch nur zum Theil im Lande selbst gemacht worden, aufhörten, spürte man allgemein ein großes Mißbefinden, das nur allmählich durch Gewohnheit und neue Verhältnisse abnahm. Daraus wollte man behaupten, Staatsschulden schafften einen neuen Nationalreichthum. Als wenn die geliehenen Capitale nicht auch auf andere Art Zinsen getragen hätten, den geschaffenen künstlichen Theil eingerechnet, in sofern er gut angewendet worden wäre, als ob die Zinsen von der Nation nicht aufgebracht werden müßten, als ob nicht ein Theil der Anleihen im Auslande verbraucht worden, als ob für den Theil der Schuld, den Ausländer hergeschossen, nicht auch hohe Zinsen bezahlt werden müßten! Ich begreife indessen

wol, daß die Regierung, nachdem sie nothgedrungen oder irrthümlich so große Schulden gemacht, es nicht ungern sah, wenn vorerst eine solche Meinung verbreitet wurde.

Schulden, wie für Private, so für den Staat, sind nur gut und bereichern das Land und den Mann, wenn sie so productiv angelegt werden, daß außer den zu zahlenden Zinsen eine Amortisation oder ein Bon herauskommt; sie sind zu entschuldigen, wenn die Noth sie fordert und wenn die Aussicht da ist, das Capital oder wenigstens die Zinsen durch eine künftige Erhöhung der Production zu decken; sie sind ein Unglück, wenn wirkliche Noth sie ohne diese Aussicht heischt; sie sind eine Narrheit und Verbrechen, wenn man sie ohne Noth und gar ohne obige Aussichten macht.

Schulden der ersten Art werden am Besten im Auslande gemacht, weil man eignen Unternehmungen kein Capital entzieht, es wäre denn im Ueberfluß da und die Unternehmung wäre nicht für Privatleute geeignet. Sonst haben Schulden an das Ausland immer den Nachtheil, daß man bei Uebermachung der Jahreszahlungen manchen commerciellen Chancen unterliegt. Hat aber das Land keine günstige Handelsbilanz, hat es keine wachsende Production, kein zunehmendes Nationaleinkommen, so führen ausländische Schulden mehr oder minder zur Verarmung. Indessen in der Wirklichkeit stellen sich diese Fälle nirgends grell dar, und nicht lange könnte eine Nation in einem solchen Zustand bleiben.

Ist das Machen der Staatsschulden eine Ungerechtigkeit gegen die Nachkommen? Was ist von dem System des Amortisirens zu halten? was von Reductionen? wie wird es mit der Zeit mit den Staatsschulden überhaupt werden?

Schulden zu productiven Zwecken können keine Ungerechtigkeit sein, sofern kein Irrthum im Zweck obwaltet. Schulden aus Noth könnten nur insofern ungerecht genannt werden, als die lebende Generation den Bedarf durch Steuern hätte aufbringen können. Insofern nur sind sie eine ungerechte Anticipation des im Verlauf der Zeit wachsenden Nationaleinkommens, denn ohne die Erhaltung des Gegenwärtigen gäbe es kein Zukünftiges. Auch ist zu bemerken, daß die lebende Generation in vielem Betracht am meisten leidet und die Sache (für die in Frage stehende Schuld nämlich) für jede kommende allmählich leichter wird, vorausgesetzt, daß sich ihre Mittel vermehren. Allein in dem jetzigen Zustand der Staaten und Gesellschaft ist es nur in gewissem Maaß denkbar, die in Nothfällen erforderlichen Summen durch Steuern aufzubringen und jede allzu große Aufbringung würde Störungen im Nationalerwerb zur Folge haben, die den Nachkommen mehr schadeten, als die Zahlung der Zinsen für eine Schuld. Muthwillige Schulden sind allerdings eine Ungerechtigkeit gegen die Nachkommen, wenn sie den Staat oder ererbtes Privateigenthum betreffen und eine Immoralität, wenn die Rede von verschwendetem selbsterworbenen Privateigenthum ist. Letzteres ist natürlich selten, weil Verschwenden in den meisten Fällen im Widerspruch mit dem Charakter des Erwerbens steht.

Das Amortisirungssystem wurde einst für eine der herrlichsten Erfindungen gehalten, jetzt denkt man zum Theil anders und will nur den etwaigen Ueberschuß der Einnahmen dazu als billig anwendbar betrachten.

Ich habe schon im Jahr 1823 und wol praktisch der

Erste*) den Grundsatz durchgesetzt, es sei ein schlechter Haushalt, im Frieden angestrengt zu amortisiren, man steigere nur den Werth der Fonds zum Nachtheil der Tilgung und wenn sich die Umstände änderten, fielen die Fonds doch wieder und man könne jenes Amortisirens wegen doch keine besseren Anleihen machen. Die Erfahrung hat es uns auch in der Folge bewiesen; dabei habe ich immer im Sinn gehabt, so viel nur immer möglich keine neuen Schulden zu machen, und die Amortisation nicht ganz aufzugeben. Ist Ersteres nicht erfüllt worden, so lag die Schuld an den Umständen.

Ich kann daher obigen englischen Grundsatz nicht ganz gelten lassen und denke, eine Nation müsse sich auch etwas anstrengen, um durch mäßige Tilgung, sub rosa, der Nachwelt die Last zu erleichtern und zugleich ihren Credit zu erhalten. Denn ohne Zweifel hat das Tilgungswesen auf solchen einen bedeutenden Einfluß in der Meinung, wenn auch in der Realität die Frage sich anders stellt. An gewisse Perioden gebundene Zwangstilgung ist eine Thorheit und eine wahre Ungerechtigkeit gegen die Steuerpflichtigen, zu Gunsten der Rentenire und der Agiotage.

Im Ganzen hat das Amortisationswesen überall große Veränderung erlitten.

---

*) Im Jahr 1823 erst hob das englische Parlament den Sinking fund auf und bestimmte nur den Ueberschuß des Staatseinkommens zur Tilgung zu verwenden und sogar bei neuen Anleihen keinen Tilgungsfond zu bestimmen. Was von diesem letzteren Satz zu halten, will ich weiterhin erläutern. Uebrigens waren früher schon mehrmalen diesem Fonds fremdartige Bestimmungen gegeben worden, und er hatte deshalb und der Natur der Sache nach nur wenig gewirkt, weil neue größere Schulden gemacht wurden.

Eine bemerkenswerthe Operation wurde in England nach dem Frieden gemacht, indem man die Zinsen von 3 zu 3½ % erhöhte, gegen bedeutende Verminderung des Capitals. Die Zinszahlung wurde angeblich nur um 3000 Pfund erhöht. Welcher Vortheil dabei herausgekommen, ist schwer zu entscheiden. Bei fortgesetzter Beibehaltung des strengen und forcirten Amortisationssystems wäre zwar weniger Capital zu tilgen gewesen, aber auch mit Erhöhung der Zinsen mußte der Werth der Fonds steigen und gezwungen zum Emanationspreis konnte doch nicht amortisirt werden; es wäre denn bedungen gewesen, worüber ich nichts aufgefunden habe.

Ganz im Gegensatz dieser Maßregel steht die Rentenreduction, über die in Frankreich so viel gesprochen, auch wol gefaselt und gegackt worden.

Große Wahrheiten lassen sich mit wenigen Worten aussprechen. Also auch hier. Jedermann hat wol in der Regel das Recht, seine Schulden zu bezahlen, also auch der Staat, wenn bei der Contrahirung keine andere Bedingung stipulirt oder angeboten worden. Man hat allerdings die Thorheit gehabt, ausdrücklich auszusprechen, daß das Capital nie anders, als durch freiwilligen Ankauf der Fonds zurückgezahlt werden soll; doch in den meisten Fällen hat man eine beständige Rente in minder bestimmten Worten angekündigt. Es kommt also im einzelnen Fall darauf an, wie die Bedingungen der Anleihe lauten. Andere Fragen: ob der Staat ein Recht gehabt, zu Wucherzinsen zu lehnen, die seine eignen Gesetze verbieten, indem er das Gesetz durch einen Abzug am Capital umgeht, ob er sich zu ewig gleichen Zinsen habe verbinden können, während bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ein successives Fallen

des Zinsfußes voraussichtlich, ja erfahrungsmäßig gegeben ist, will ich bei Seite lassen. Die Nachkommen könnten sie wol vorgeltend machen.

Was wird endlich aus den ungeheuren Schuldenlasten der Länder werden? So lange eine Nation in fortdauerndem Zustand des Nationalreichthums ist, keine große Unglücksfälle erfolgen, die Schuldenmasse nicht unverhältnißmäßig gegen den Volksreichthum wächst, kann die Sache hingehen. Allein, da ein solcher glücklicher Zustand, aller Wahrscheinlichkeit nach, früh oder spät, eine Unterbrechung leiden muß, und wie bei dem Menschen das Leben, so bei dem Staat die erträgliche Existenz der Gesellschaft das höchste Gesetz ist — salus publica suprema lex esto —, so folgt daraus, daß es mit den über das Maaß gewachsenen Schulden factisch ein Ende nehmen muß. Dies kann nun geschehen: erstlich durch successive Reduction der Interessen, was weiß ich vielleicht auf 1 oder ½ Procent, zu dessen Entschuldigung noch das in Betracht kommt, daß kein Capital, ja nur theilweise das unbewegliche Landeigenthum, im Lauf der Zeiten von der Zerstörung frei ist. Zweitens durch Bankerott. Die Geschichte mancher Länder zeigt Beispiele davon, besonders die von Frankreich, und neuerdings die von Spanien; wobei nur aus der Agiotage zu erklären ist, daß es nicht ganz allen Credit verloren hat. Man spielt mit den Fonds, wie mit Kartenblättern und giebt ihnen einen Werth, wie den Cauris. Drittens, eine gemischte Art ist die, wenn man die Zinsen eigenmächtig erniedrigt, oder die Capitalien auf eine Zeit zinslos macht, ohne die wirkliche Rückgabe des Capitals zu bewirken. Auch davon fehlt es nicht an Beispielen.

Betrachtet man nun die Sache im Zusammenhang, so ergiebt sich, daß eine allmähliche Reduction, besonders bei besondern Gelegenheiten, nicht blos nothwendig ist, um das größere Uebel zu vermeiden, sondern auch im Interesse, zwar nicht der lebenden Generation, aber der Generationen der Darleiher ist. Also abgesehen von unklug bindenden Bedingungen, kann es eine Regierung, zwar nicht nach dem strengen Civilrecht, aber nach höheren Gründen wol über sich nehmen zu reduciren, wenn es dringend nöthig und der Zeitpunkt günstig ist. Es muß aber nicht aus Parteihaß, aus Nebenabsichten, nicht um unbedeutender Ersparungen wegen geschehen. Das wahre Bedürfniß muß es bedingen, die Noth entschuldigen. Freilich hängt der Ausspruch, ob das Bedürfniß da ist, von der betroffenen Partei selbst ab, und es giebt kein apodiktisches Kriterium, wo das wahre Bedürfniß eintritt. Allein dies ist nicht zu ändern und bei nicht minder wichtigen öffentlichen Dingen der Fall.

Gewöhnlich bestimmt man bei Reductionen einen Termin, vor dessen Ablauf nicht wieder reducirt werden soll.

16./28. Juli.

Zu dem, was ich in diesen Tagen über den Staatscredit zu sagen gehabt, sollte ich noch etwas über die beste Modalität, Schulden zu contrahiren hinzusetzen. Die Materie ist sehr complicirt. Vieles hängt von den Umständen des Augenblickes ab, Anderes von der jeweiligen Stimmung des Publicums. Lotterieanleihen sind nicht mehr in Geschmack; Rentenanleihen mit facultativer Tilgung werden den Annuitäten (in England heißt man, scheint es, auch die Renten Annuitä-

ten) auf bestimmte Jahre oder mit Tilgungszinsen schon lange vorgezogen; was der Agiotage und dem Steigen mehr bietet, kann besser angebracht werden und daher können Anleihen zu geringeren Zinsen oft höher realisirt werden; aber dies erschwert das Amortisiren und ganz soll man es doch nicht aufgeben. Von innern und äußern Anleihen ist schon gesprochen worden; bei ersteren muß man darauf Rücksicht nehmen, ob Depositenbanken nicht zu große Summen entzogen worden; und was dem mehr ist. Das Meiste aber hängt immer von der Lage des Landes zur Zeit der Anleihe ab, und von der wahren oder irrigen Meinung der Geldmagnaten und besonders des eigentlichen gebenden Geldpublicums. Die Lage des Landes kann in der That ungefährdet sein, aber eine irrige Meinung oder Parteigeist oder Haß eine Anleihe erschweren und ungünstig machen. Endlich auch kann man nicht immer auf dem bestehen, was der Regierung günstiger wäre, z. B. bestimmte Rückzahlungen al pari durch Lotterieen oder auf andere Art, weil die Vorschläge nicht ziehen, da die Agiotage bei solchen Fonds, weil sie minder steigen, keine Rechnung hofft.

Es lassen sich also keine allgemeine Grundregeln geben; man muß unter den jedesmaligen Umständen das Bestmöglichste zu erhalten suchen; und es werden deshalb in der Folge Finanzministern oft ungerechte Vorwürfe gemacht.

9.

Bad Gastein, 17./29. Juli.

Die Zeitungen gelesen. Neue Juli-Harlekinaden. Sollte das Volk, so sehr es Spektakel liebt, am Ende dieser Feste nicht müde werden?

Den zweiten Theil Perbers angefangen. Wenig Befriedigung! Der Verfasser ist zu eingenommen von den einseitig englischen Theorien Adam Smiths.

Zunehmende Bevölkerung soll eine Zunahme des Nationalreichthums unwiderleglich beweisen. Allerdings in Ländern, die jung sind, wo viel freies Land vorhanden, viel zu thun ist. In schon hoch bevölkerten Ländern, wo die Hervorbringung Vieler auf den ausländischen Debit angewiesen ist, kann es dahin kommen, daß nur die Brotschnitten kleiner werden. Hier ist der Satz nur bedingungsweise wahr, und eine starke Zunahme der Bevölkerung ist immer bedenklich. Gesetzt, der Reichthum an sich vermehre sich in gleichem Verhältniß, so kann doch (und es ist präsumtiv zu erwarten) die allzugroße Anhäufung bei der Minderzahl die Menge der Proletarier über die Maßen vermehren und die Spannung des gesellschaftlichen Zustandes, die Schwierigkeit des Lebens und das verzweifelte Ringen nach Existenzmitteln nur immer vergrößern. Und das ist leider das große Uebel unserer Zeit in vielen Ländern, wenigstens in den Hauptstädten, die das Ganze so bedeutend vertreten. Und hier suche man in verschiedenen Ländern die Hauptursache der Unzufriedenheit, der excentrischen Meinungen der streitenden Parteien und des Hanges zu Veränderungen, die bald Revolutionen werden.

Ich will mich übrigens, da schon mehrmalen von der Productivität gesprochen worden, hier nicht in die Streitigkeiten darüber einlassen. Ich habe vor Langem ein Büchlein darüber geschrieben, welches unreif gedruckt worden und unter Compendien, Nachbetereien, literarischen Wustsammlungen, aber auch guten Werken, unreif abgefallen ist. Ich habe aber

nach zwanzig Jahren die Ueberzeugung behalten, daß die Hauptgrundsätze über Weltreichthum und Nationalreichthum und über die Quellen der Production wahr sind. In Einigem haben sich meine Ideen weiter ausgebildet.

Ein anderes großes, wol zu großes Werk über die Militairökonomie hat auch wenig Eingang gefunden und man hat im nächstfolgenden Kriege grade die Fehler gemacht, die es rügte. Es ist ein Naturgesetz, daß die Menschen in der Hauptsache nur eigne Erfahrungen nutzen und man besonders im Krieg meist immer von Neuem anfängt. Daher die großen Abwechselungen in den Erfolgen.

Ich habe, da ich von Autorschaft rede, ein Büchlein über die Baukunst ziemlich vor Kurzem geschrieben, das wol Wenige angesprochen hat. Es geht wol zu tief in die hohe Praxis der Kunst.

Ein Flugschriftchen „Fragmente über die Kriegskunst, 1809" hat dagegen sehr große Wirkung für mich und die Sache gehabt; denn es gab mit Anlaß zu dem cunctatorischen Feldzug von 1812, von dem die Befreiung Europa's ausging. Vielleicht davon ein andermal mehr.

10.

20. Juli/1. August.

In der Allgemeinen Zeitung befindet sich ein Aufsatz über die wahren Ursachen des Verfalls von Ostpreußen, zu dem das sogenannte russische Sperrsystem nur etwas beitrage. Der Verfasser giebt zu, daß es in der Hauptsache schon lang existire, er irrt nur über einzelne minder bedeutende Facta. Die Ursachen des Verfalls, besonders durch gesunkenen Getreidehandel,

zu theuren Güterkauf, zu schnelle Befreiung, aber auch Belastung des Bauern sind wahr angegeben, und zeigen sich auch großentheils in unseren Ostseeprovinzen, die indessen einige besondere Ressourcen haben. Was aber der Verfasser über die Politik Rußlands gegen die Türkei sagt, stimmt mit der Gründlichkeit des Uebrigen nicht.

Sage man doch die reine Wahrheit! Seit 1822 existirt der jetzt geltende russische Zolltarif. Die Sätze sind zum Theil erhöht, einige erniedrigt, manche Verbote aufgehoben worden. Der Transit nach Kiächta hat schon in den ersten fünf der zwanziger Jahre aufgehört und die Klagen sind viel neuer. Woher kommt dies? Von besseren Einrichtungen an der russischen Grenze, welche Contrebande gar sehr gemindert und erschwert haben.

Ein Restrictivsystem ist eine Absurdität, wenn der Contrebande nicht kräftig gesteuert wird. Ich bin darin ziemlich glücklich gewesen, ohne eigentlich neue Schwierigkeiten dem Grenzverkehr in den Weg zu legen. Dieser Grenzverkehr, unbedeutende Kleinigkeiten ausgenommen, bestand aber in der Contrebande, welche sich, wie schon gesagt, theils beträchtlich vermindert hat, theils durch höhere Assecuranz weniger lucrativ geworden ist. Dies fühlen allerdings die preußischen Handelsleute und die Bewohner der Grenzzone. Nun wird Alles auf das russische Zollsystem geschoben und es ist oft wirklich komisch zu lesen, wie man es Rußland zum Verbrechen macht, daß es das Interesse seiner Gewerbe und Unterthanen wahrt.

Die Menge glaubt gern diesen Insinuationen, weil sie die großen, tief liegenden Ursachen des Zerfalls nicht einsieht,

und man mag zuweilen froh sein, sie im Dunkel zu lassen, um Alles auf Rußland zu schieben.

Ohne von Huskissons Luftgebild eines freien Handels zu sprechen, dem so Viele nachbeten, weil das Wort Freiheit dabei ist und sie den Inhalt der Frage nicht einsehen, oder weil sie eignem Interesse das Wort reden: sind wol alle denkende, praktische Sachkenner überzeugt, daß es schwer zu entscheiden ist, ob für die Menschheit die Einführung von Schutzsystemen überhaupt vortheilhaft oder nachtheilig gewesen; daß aber die Initiative Englands nothwendig ähnliche Maßregeln in andern Ländern zur Folge gehabt und daß jetzt die Aufhebung eines Prohibitivsystems in einem Lande ohne die größten Erschütterungen und Verluste nicht statthaben kann.

Diese praktischen Staatsmänner werder ferner zugeben, daß die Idee: ein Schutzsystem könne und müsse aufhören oder äußerst gemildert werden, wenn die Industrie eines Landes schon zu bedeutender Vollkommenheit gekommen, in diesem Umfange höchst einseitig ist, weil unter den rivalisirenden Ländern das eine in dem, ein anderes in einem andern Theil der Production durch natürliche oder andere Umstände so begünstigt ist, daß in einem Land ohne hinreichendes Schutzsystem gar viele Gewerbe leiden müssen. So ist England durch Ueberfluß an Capital, praktischen Sinn, erlangten Schwung, Steinkohlen und andere Umstände vor den meisten Nationen so begünstigt, daß es trotz der Getreidegesetze die Industrie, wo nicht aller, doch der meisten Nationen in vielen Hauptgegenständen zu Nichte machen könnte. Andre natürliche Vorzüge haben andre Länder in einzelnen Zweigen.

Aber man sagt, man wolle ja nicht allen Schutz aufhe-

ben, verlange nur, daß die Manufacturerzeugnisse des einen Landes auf den Märkten des andern concurriren könnten.

Mit feineren Artikeln ist dieß auch jetzt der Fall. So concurriren in England die französischen Seidenwaaren, in Rußland ausländische Tücher, Seiden- und Baumwollenzeuge ꝛc. höherer Qualität. Aber allgemein genommen, enthält die Sache einen Nonsens. Können sie concurriren, so verdrängen sie nicht bloß einen Theil der inländischen Production vom Markt, sondern zerstören bei günstigen natürlichen Verhältnissen wol ganze Zweige, selbst wenn die Fabriken auf gleicher Stufe der Vervollkommnung ständen. Schon die Verschiedenheit des Zinsfußes macht hier einen bedeutenden Unterschied.

Wenn es gar keine Prohibitivsysteme gäbe, sagt man, würde jedes Land das machen, wozu es am meisten begünstigt ist; Länder, die keine Industrie haben, würden rohe Producte ausführen. Dies könnte man einigermaßen für Länder gelten lassen, die auf einer gleichen Stufe der Cultur stehen; aber in einigen Ländern würde gar keine Industrie aufkommen, und bei den fortschreitenden Verbesserungen im Ackerbau würden sie sich mit ihren rohen Producten schlecht stehen. Gewiß aber würde kein Land die Verbesserungen im Ackerbau vernachlässigen, um für andre zu fabriciren; denn Eines führt zum Andern. Was ist aus dem Getreidehandel geworden, selbst England abgerechnet, und wie lange würden andre rohe Producte vorhalten, ein civilisirtes Land mit ausländischen Fabrikaten zu versehen?

Ich schweige übrigens von andern Rücksichten, von dem Ausfall am Staatseinkommen, das so schwer zu erringen und wo der Zoll nicht zu ersetzen ist; von der Unabhängigkeit

in nothwendigen Bedürfnissen, welche einem Land so sehr frommt, und was dem mehr ist.

Ich bin übrigens gar nicht der Meinung, das Restrictivwesen zu hoch zu spannen. Die Tauschmittel müssen geschont werden und dies ist sicher in Rußland geschehen. Da auch die Zollsätze auf den Consumenten fallen, so müssen nur solche Zweige der Industrie besonders beschützt werden, die einen ausgedehnten Nahrungszweig für das Innere und am Ende Selbstständigkeit versprechen; nicht aber solche, die erkünstelt werden müssen, oder nur eine kleine Zahl durch die ihnen zu Nutzen kommenden Zollsätze auf Kosten der Nation begünstigen, und so weiter. Auch muß man ausnahmsweise mit den Zollsätzen zu Gunsten der Consumenten herabgehen, wenn die Landesfabriken dabei bestehen können und die ausländische Concurrenz nicht zu fürchten ist. Die Herabsetzung der Verkehrspreise geschieht übrigens schon durch die innere Concurrenz, wie wir täglich auch in Rußland sehen.

11.

Bad Gastein, 22. Juli/3. August.

Morgens stellte ich mich dem Erzherzog Johann vor, dessen ruhige Haltung und verständige Besonnenheit einnehmen. Er macht sich hier das Vergnügen der Gemsenjagd.

Ich machte am Morgen einen Spaziergang ziemlich hoch an den westlichen Bergen hinauf, wo ich, meinen Vermuthungen nach, erkannte, daß noch ein höherer älterer Hauptabfluß der Ache existirt hat. Aelterer, sage ich, besser unendlich alter.

So in den Gebirgen meinen Gedanken nachhängend, stoßen mir immer mehr Zweifel über das jetzt geltende geo-

logische System auf. Sehe ich, wie am jetzigen Achesturz und an andern Orten die Schichten des Gneißes perpendiculär dastehen und sich zum Theil abtrennend herabstürzen, so ist mir allerdings klar, daß durch Kräfte, die wir nicht ermessen, nicht erforschen, nur als Gase errathen können, diese Berge gehoben, diese Wände auf den Kopf gestellt, ja umgekehrt wurden. Aber die Formation dieser geschichteten Felsen durchs Feuer wird mir immer problematischer. Können sie nicht durchs Wasser gebildet sein, lange vorher und unter andern Verhältnissen, als die späteren Flözformationen? Sind sie nicht Theile der Urmasse der Erde, denn eine muß doch da gewesen sein; oder sind sie die durch Wasser modificirte, erhärtete Kruste des einst im geschmolzenem Zustand gewesenen Erdballs, zum Theil lange vorher erstarrt, ehe die inneren Gase ausbrachen und die Erdrinde zerrissen, aufgewallt, verstürzt und zerklüftet haben, früher, ehe das in Dampfgestalt vorhandene und sich nach und nach in Regen herabstürzende Wasser in seiner jetzigen Menge vorhanden war, und die neptunischen Formationen anfingen, ehe einzelne Feuer- und Gasausbrüche die vulkanischen Formationen bewirkten? Alle mir bekannten Gründe scheinen mir zu vereinzelt, um die Feuerbildung des Granites, Gneißes zc. zu beweisen, ja Uebergänge, auf die man sich beruft, scheinen mir eher auf Mitwirkung zu deuten. Von späteren Wandlungen durch Feuer rede ich nicht.

Doch zu wenig wissend, behalte ich diese Zweifel und geogenetischen Träume für mich.

12.

23. Juli/4. August.

Heute früh Einiges zur bevorstehenden Reiseroute nachgeschlagen und die Bekanntschaft des Preußischen Justizminister v. Kamptz gemacht. Am Nachmittag nach Hof und über das Schlossel zurückgefahren und eine kleine Strecke ins Angerthal gegangen.

Herr v. Jasykof, ein ausgezeichneter Geolog, einst im Bergdienst, aber jetzt mit seinem kranken Bruder auf Reisen und begütert, besuchte mich heute. Er beschäftigt sich besonders mit der Conchyliologie Rußlands und ist der Meinung, daß unser meist flaches europäisches Rußland noch zu großen Aufschlüssen in der Geologie führen müsse, da es zu wenig bekannt, Alles mehr in seiner ursprünglichen Lage, z. B. die Kreideformation vollständig in allen ihren Successionen, ohne die Verwerfungen der Gebirgsgegenden, zeige und in den Thalrissen der großen Flüsse bedeutende Entblößungen darbiete.

Dieser ausgezeichnete, noch junge Mann kann der Wissenschaft viel nützen. Er verließ den Dienst einige Monate vor meinem Amtsantritt.

Mit Herrn v. Kamptz wurde ziemlich lange über unsere und andere Gesetzgebungen gesprochen. Er war in Verbindung mit Herrn Speransky, und fand auch, daß dessen herrlichem Talent zu viel Doctrinärschaft und Formalismus zugegeben gewesen.

Auch der anhaltische Oberfinanzrath Berg ist angekommen, den ich schon lange kenne. Es fanden und finden sich viele ansehnliche Leute hier: der Civilgouverneur von Mähren, Graf Nyarte, der berühmte Admiral v. Krusenstern, mein lang-

jähriger Freund, die preußischen Generale Rühle und Wrangel, Fürsten v. Karolath, Feldmarschallieutenant Tschoritsch, Commandirender in Tirol, der bekannte Lord Graf Roden, ein Hochtory und manche andere, zum Theil schon genannte: allein der gänzliche Mangel eines schicklichen Vereinigungspunktes hindert Annäherung, Mittheilung und Gemeinschaftlichkeit in hohem Grad, zumal bei schlechtem Wetter, und da man so eng und schlecht wohnt, daß man keine Art von Haus machen kann, wie es in unserer Absicht lag.

13.

25. Juli/6. August.

Mit Herrn v. Behr unterhielt ich mich eine Zeitlang über Landwirthschaft. Er bemerkte unter Anderm, daß im Anhaltischen eher eine zu kleine Zerstückelung des Landes unter den Bauernfamilien, als ein Zusammenkaufen zu bemerken wäre. Natürlich stellt sich unter verschiedenen Umständen die Sache anders.

Er kam auf die Lupine, eine Bohne (die blaublühende ist die beste), welche sehr geeignet ist, todten Sand in Acker zu verwandeln.

Ein Herr v. Wulfen im Magdeburgischen, am rechten sandigen Ufer der Elbe, hat sie besonders in den Gang gebracht. Sie wird gesäet, anderthalb Fuß hoch zur grünen Düngung untergepflügt, im Herbst mit Roggen besäet und giebt das nächste Jahr gute Ernte. Sie könnte in einigen Gegenden bei uns sehr nützlich sein.

Auch wurde von der Lochdüngung der Kartoffel gesprochen. Ein Mann macht mit einem dicken, spitzen Stock Löcher,

ein Anderer geht nach, wirft in jedes Loch etwas kleinen Dünger und die Saatkartoffel. Es hat seine Vortheile bei Düngermangel; doch sollen nach den Kartoffeln Erbsen gesäet werden, so muß das ganze Feld bedüngt werden.

Dies sind keine unbekannte Dinge; aber ich habe sie verzeichnet, um etwa Proben zu machen, denn nicht alles Bekannte wird angewendet, wo es gut ist.

Die falsch oder boshaft begriffene orientalische Frage scheint, den Zeitungen nach, den politischen Horizont zu trüben. Die französischen Blätter schnauben Krieg, Viele mögen ihn wünschen, ein gewisser Mann sucht ihn vielleicht herbeizuführen, um sich zu halten und zu nützen; er könnte sich täuschen. Die Napoleonische Zeit, der Rhein spuckt in manchen Köpfen, die Jugend will voran, für das männliche Alter giebt es Ruhm oder Geld; aber sollte es zum Krieg kommen, so wird sich gar Vieles anders finden, als Manche denken mögen. Auch die Franzosen sind Neulinge im Kriegen geworden, wie immer nach langem Frieden; Deutschland ist in anderer Lage; es wird viel, sehr viel Geld kosten, und dies wird, wenn auch nicht gleich Anfangs, viel Opposition, Tadel, Verdrehung bringen, besonders bei unbedeutenden Erfolgen oder gar Nachtheilen. Ob der Krieg kurz oder dauernd sein werde? Beides kann eintreten, und ich enthalte mich des unglücklichen Prophetisirens. Viel kommt darauf an, ob der Gang der Dinge in Frankreich revolutionär wird. Im gewöhnlichen Gang eines Regierungskrieges sehe ich keine überwiegend günstigen Umstände für Frankreich. Ersteres könnte indessen leicht eintreten und dann ist Vieles zu erwarten. Geschieht es nicht, so möchte schwerlich viel zu befürchten sein; denn in einem con-

stitutionellen Lande wie Frankreich, wo weder der Regent, noch das Ministerium Kraft und Zutrauen besitzt, möchte es schwer sein, mit Erfolg Krieg zu führen. Allein eben dies könnte eine revolutionäre Wendung herbeiführen.

Ob es für Europa nicht nothwendig sei, von Zeit zu Zeit einen Krieg zu haben, will ich nicht bestreiten. Aber bei den jetzigen umwälzenden Tendenzen ist er gewiß nicht wünschenswerth. In jedem Fall müssen die Nationen durch vermehrte Schuldenlasten und erhöhte Abgaben schwer belastet werden, während die Spannung und Verwickelung des gesellschaftlichen Zustandes schon so groß ist.

Uebrigens können die jetzt aufziehenden Wolken auch vorüber gehen. Jedenfalls aber dürfte die diplomatische Mißheirath zwischen England und Frankreich eben keinen langen Hausfrieden versprechen.

14.

Bad Gastein, 27. Juli/8. August.

Also heute der letzte Tag in diesem Hochthal. Ich habe ihn nicht gut zugebracht, bei häufigem Andrang zu Schwindel und bei Irritation.

Die Zeit ging unter Besuchen, Packen, einem Spaziergang ꝛc. vorüber. Viel Regen, aber feuchte Wärme. Morgen um 6 Uhr früh weiter. Ich liebe das Frühaufstehen nicht, denn ich schlafe nur schwer am Abend ein.

Jemand erzählte heut, man habe in Berlin Versuche gemacht, was destillirtes gewärmtes Wasser leiste und habe den Effekt, wie bei dem hiesigen Wasser gefunden. Es wäre dieses also ein aus Dämpfen näher an der Erdoberfläche tropfbar

und noch warm niedergeschlagenes Wasser und seine Heilkraft bestände blos in Reinheit und Wärme. Ob auch in Berlin Versuche gemacht worden, wie das warme destillirte Wasser auf die Magnetnadel wirkt, weiß ich nicht; dies wäre wichtig, denn bekanntlich wirken mehrere warme mineralische Wasser auf die Magnetnadel. Das Gasteiner, kalt geworden, reizt die Magnetnadel nicht mehr.

In Bökstein sollen alte Stollen mit Erzen wieder erschürft worden sein.

Die Russophorbie der Journale geht doch ins Wilde. Die englischen behaupten, Rußland wolle Constantinopel, während es sich den drei Mächten anschließt, welche die Integrität der Türkei schützen wollen; und die französischen stellen den Satz auf, die Integrität der Pforte würde am besten erhalten, wenn man für Mehemed Ali mehr von ihr abreiße, als die andern Mächte wollen. Freilich wäre es zu viel gefordert, von den Zeitschriften ächte Logik zu verlangen, aber den Schein sollten sie doch zu gewinnen suchen. Eine schlechte Sache muß man nicht schlecht vertheidigen, denn es lassen sich immer Scheingründe finden; wenn man auch die wahren, wie wol hier, nicht laut werden lassen kann oder will.

15.

Golling, am 28. Juli/9. August.

Heute verließen wir das Wildbad bei häßlichem Regen; späterhin wurde das Wetter wieder besser, doch gegen Abend abermals Regen.

Von Hofgastein bis nach Lend verändert sich allmählig der Gneiß, und wird glimmeriger, zuweilen, wie es schien,

mit eingesprengtem Serpentin. Dieses Verhältniß vermehrt sich und die Verwitterung wird sehr bedeutend, aber näher nach St. Johann erhalten die Berge schon einen andern Charakter, alles wird runder, bewachsner, das Thal offner, breiter. (Im Klampaß wird das Schiefrige schon sehr bemerkbar gegen das Wildbader Thal.) Weiter hin nach Werfen kommen andere Bergarten, es folgt Kalk einzeln und endlich besteht das Thänngebirge in der Hauptsache aus Flözkalkstein oder Tuff. Es ist sehr kahl, zackigt und weit herunter nur mit sparsamem Grün besprengt, welches aber auf dem Weiß des Berges einen ganz eignen schönen Effect macht. Zwischen St. Johann und Werfen fangen schon die ungeheuren Ablagerungen von grobem Kies, mit Geschieben und großen unförmlichen Stücken von tuffigem Kalkstein an. Dies deutet auf eine alte, unermeßliche Zerstörung durch Wasser. In den höheren Gegenden kommt der Kalk nur sporadisch vor.

Der Berg-Paß geht am Thänngebirge fort, aber auf der linken Seite des Flusses Salzach schien mir im Hegengebirge noch Gneiß, insoweit das Auge aus der Ferne urtheilen konnte.

Der Weg durch die beiden Päße ist wol gemacht, gut unterhalten und muß bedeutend gekostet haben. Man zählt bis Golling neun Brücken über die reißende Salzach von Holz auf Pfählen.

Bei Lend besuchte ich die Goldschmelze. Das Ausbringen von göldischem Silber ist jetzt sogar geringer, als oben angegeben worden. Man bedient sich der Krummöfen. Die Gebäude sind ziemlich geräumig, aber nicht neuerlich erbaut.

Nach St. Johann zu wird die Gegend freundlicher, fruchtbarer und wir hatten etwas Sonne.

Ungefähr eine Viertelstunde vor Werfen (dessen Namen vom römischen alpes perviae herkommen soll) wird die Gegend äußerst romantisch und anmuthig. Die Wetterwand des Thänngebirges, die man schon im Gasteiner Thal sieht, die jenseits der Salzach liegende Kirche mit einem Dekanat, der wellenschlagende Fluß, die zum Theil auf Bogen ruhende Chaussee, der Markt Werfen, das sich zusammenziehende Thal und, vor Allem, die noch erhaltene Burg Hohenwerfen, welche mitten im Thal auf einer zum Theil bewaldeten Höhe liegt, weit herabgehende Mauern und eine Art Vorburg hat, machen ein reiches, reizendes Gemälde. Auf dem Schloß befinden sich Invaliden aber jetzt keine Kanonen. Wir hatten von dieser Gegend bei der Hinreise nichts gesehen, weil es Nacht war. Diesmal traf sie uns am Ende des Passes Lueg.

Hohenwerfen wurde schon in der Hälfte des elften Jahrhunderts zuerst erbaut, und seine Chronik bietet viel Interessantes. Im Markt Werfen selbst sind mehrere sehr alte, große Häuser, und die ehemalige Industrie dieser Thäler scheint auch hier Einfluß gehabt zu haben.

Ohnweit Werfen besuchte ich das Werfener Eisenwerk. Es liefert jährlich etwa 8000 Centner Gußeisen und einen Theil Stabeisen, aus gekauften Gängen. Man hat seit Kurzem die erwärmte Luft zum Schmelzen angewendet, und erhält, wie man versichert, ein mehr flüssiges Eisen bei einem Drittel Kohlenersparniß. Deshalb wird das eigne zu weiterem Gebrauch zu feineren Gußsachen verkauft, bis die Einrichtung dazu auch hier fertig sein wird. Der Verwalter war sehr ge-

fällig. Die Erwärmung der Luft geschieht oben durch die Gicht. Man hat blos Fichtenkohlen.

Abends vor 9 Uhr kamen wir in Golling an, wo wir blieben.

16.

Salzburg, 29. Juli/10. August.

Hallein ist bedeutender, als die bisher erwähnten stadtähnlichen Orte. Wir besuchten eine Salzkothe.

Ich will mich in kein weiteres Detail über diese mir wol bekannte Sache (Salz-Sieden) einlassen. Es ließe sich vielleicht viel gegen die hiesige Art des Salzsiedens einwenden, besonders nachdem so viel Neues und Complicirtes bei dieser so einfach scheinenden und doch so viele Rücksichten darbietenden Sache eingeführt worden. Vorausgesetzt, daß aller entbehrliche Luxus bei Seite bleibt, der zwar so schön steht, aber bei Ackerbau, Fabriken, Berg- und Salzwesen und allem, was rentiren soll, dem Zweck so widersprechend ist, kommt es hier in der Hauptsache auf die Holzpreise, die Holzschonung und die Baukosten an, welche zum Zweck der Holzschonung aufzuwenden sind, wobei wol zu beobachten ist, ob wirklich Abnahme der Waldungen zu befürchten steht. Wo das Holz wohlfeil und noch auf lange da ist, sind wol die simpelsten Methoden, wie größtentheils in Rußland, die besten, weil große Bau- und Unterhaltungskosten nur Schaden brächten, und das Permsche Salz ist so schön, wie irgend eines. Noch manche Nebenumstände z. B. Arbeitslohn, ob feines oder grobes (Treib- oder Sokfalz) gefordert werde u. s. w., kommen zugleich in Betracht. Ich streite übrigens die Möglichkeit und allmäh-

lige Nothwendigkeit von Verbesserungen nicht ab und lasse deshalb Bergbeamte reisen. Ueberhaupt hat es mit der Veränderung einer einmal eingeführten Methode immer seine Bedenklichkeiten oder Schwierigkeiten. Nicht blos, weil man an dem einmal Eingeführten hängt, sondern weil das Eingeführte, so wie jede Methode, gewöhnlich sein Gutes und Böses hat, vieles von Localverhältnissen abhängt oder in der Meinung haftet, während es nicht leicht ist, vorauszusehen, wie sich das Neue stellen wird. Oft kommt man nur durch mißlungene Versuche zum Besseren.

Gegen Mittag kamen wir, uns an den vortrefflichen Lagen ergötzend, nach Salzburg.

17.

31. Juli/12. August.

Heute am Morgen fuhren wir nach dem Schloß, Garten und Park von Hellbrunn und dann nach Fürstenbrunn. Die Gegenden und die gewaltigen Bäume verschiedener Alleen sind äußerst anziehend, so wie denn alles um Salzburg zu dem Interessantesten gehört.

Hellbrunn hat einen Garten im Geschmack von Le Notre eine Manier, die ich aber durchaus nicht verwerfen will, weil solche regulären Anlagen mit einem Prachtgebäude wohl verschmelzen. Nur müssen die Kindereien vermieden werden, der Ziergarten gehört nur in die nächsten Umgebungen des Palais, und ein Park darf nicht fehlen. Die Schönwiese (pleasure ground) wird sich auch wo anbringen lassen. Einige große Wasserparthien von Hellbrunn sind ganz gut. Die Wasserkünste mit kleinen beweglichen Figuren sind armselig

und nur für Unmündige. Das Schloß ist nicht sehr bedeutend und von kleinlichem Stil, nach der Landesart der älteren Privatgebäude schmeckend. Es ist auch alt.

Hinter dem Garten liegt ein isolirter bewaldeter steiler Berg, auf dem sich eine Art Park und das sogenannte Monatsschlößchen befindet; so genannt, weil angeblich ein bairischer Herzog, als er nach Gastein reiste, bemerkt haben soll, hier würde ein Gebäude wol stehen, und ein Erzbischof das eben gedachte bis zu seiner Rückkunft in einem Monate erbauen ließ. Es ist klein, aber hoch, wird indessen nicht unterhalten. Die Aussicht über all die schönen Berge, die Salzburger Thäler und die entfernte Hochebene von Baiern ist ausgezeichnet.

Von hier kommt man zu dem in den Felsen gehauenen Theater, wo noch vor 40 Jahren gespielt worden sein soll. Es ist wirklich etwas ganz Ungewöhnliches. Der Anfang einer natürlichen Grotte, ist weiter ausgehauen worden, dann ein Felsenbogen und dann der jähe Abhang des Berges. Im Hintergrund der Felsennische ist die Scene erhöht, auf ihr befindet sich ein rauhes Felsenstück mit vielen Höhlen und Ausgängen durchbrochen und hinter ihm ist der Ankleideplatz. Diese Höhlen sind besonders originell und die herauskommenden Personen, die auf verschiedenen Höhen sich über einander gruppiren, machen einen eignen Effect. Das Publicum saß auf Stühlen unter dem erwähnten Bogen, auf einer Seite sind Rasensitze. Man hätte ein eignes interessantes Stück für dieses Theater schreiben können, oder könnte es noch für ein anderes Theater, mit dieser Felsendecoration: Das Felsentheater von Hellbrunn.

Der Felsen besteht aus Nagelflue und selbst die hohe Treppe, zum Hereinsteigen von der hintern Seite, ist aus dem lebendigen Fels gehauen. An einer oder einigen Stellen ist übrigens das Steinlager mit Mauerwerk unterstützt. An mehreren Orten tropfte Wasser vom Gestein, denn es regnete gestern.

Wer viel gesehen hat, wird gegen neue Gegenstände kälter, allein dieses Felsentheater wird ihm im Gedächtniß bleiben.

Der Park auf und um den Berg enthält weiße und braune Edelhirsche. Wir stiegen auf einer andern Seite des Berges herab, wo sich unten eine Allee von sehr großen Bäumen befindet. Besonders habe ich nie so gewaltige Fichten (pinus abies) gesehen. Es waren mehrere darunter, die nur drei Männer von uns umspannen konnten.

Von Hellbrunn fuhren wir zur Fürstenquelle einen ziemlich weiten Weg, ohne besonderes Interesse, etwa den Hof Klainig mit einem hochgelegenen Hause abgerechnet, wo ehemals eine Burg gewesen zu sein scheint. Es gehört den Erben des verstorbenen Gasteiner Badearztes Storch. Deshalb erwähne ich seiner.

Wir kamen zuerst zu einer Marmorsäge und daneben hat der Wirth eine kleine Mühle im Freien eingerichtet, wo Marmorkügelchen (Schösser, Hacker und Glucker) für Kinder verfertigt werden. Die kleinen Mühlsteine mit ihren horizontalen Rädchen und kleinen Aufschlagrinnen, machen einen kindlichen Eindruck. Man hängt einige Kügelchen den Reisenden für schweres Geld auf.

Von da stiegen wir zum Marmorbruch, aus welchem die Walhalla erbaut worden, und jetzt viele Klötze nach München,

theils zu Wasser, die schwereren zu Land transportirt werden. Der Weg ist sehr steil, voll von grobem Gerölle und geht meist auf dem Schleifweg, über welchen die Blöcke auf Schlitten herabgebracht werden. Bei der großen Hitze war das Aufsteigen nicht leicht.

Der Marmor ist graulich weißgelb, hier und da ziemlich weiß; der alte Bruch wird jetzt nicht mehr benutzt, sondern der neue. Die Natur beider gleicht sich. Es sind Tagwerke. Die Marmorbänke ziehen sich am Berg ohngefähr mit 37 Grad hinan, sind geschieden und spalten wieder lothrecht in große Stücke. Beide Spaltungsrichtungen sind deutlich zu sehen und die perpendiculäre, das heißt schief auf der Grundlinie der Bänke stehende, ist, so oft ich es bemerkte, mir besonders aufgefallen, weil sie sich nicht wol mit dem Hebungssystem verträgt. Etwa fünf Bänke sind entblößt. Als Anzeige der Marmor haben Bergwasserrinnen gedient, aber da, wo sie nicht ausgewaschen haben, ist das Gestein mit einer dicken Lage von mehrgedachtem Kies, doch mit Beimischung von vieler Erde bedeckt. In solcher Höhe bemerkenswerth! Der hierherum oft gebrauchte rothe Marmor kommt von Athrek bei Hallein, wie man mir sagte. Ueberhaupt stehe ich für solche Notizen nicht.

Bei dem Aufsteigen sieht man einen zwar kleinen aber lieblichen Wasserfall im Tuff, oder der Nagelflue. Besonders ist es und der weichen Steinart zuzuschreiben, daß er sich ein Bette ausgehöhlt hat, das an mehreren Stellen oben enger als unten ist.

Von den Halden der Brüche sind herrliche Aussichten.

Auf einem andern Wege, den wir zurückfuhren, findet

sich, in bedeutender Strecke, ein Torfterrain, nun ausgetrocknet und zu Wiesen, Krautfeldern, Hafer, selten zu Roggen benutzt, auf dem etwa vor dreißig Jahren Kolonisten angesiedelt wurden. Die Häuser stehen daher sporadisch in ziemlich gleichen Distanzen. Fruchtbäume giebt es nur wenige. Torf wird aus dem Graben gestochen. Der Weg hat sich etwas mehr gesenkt als das Land, wie gewöhnlich.

Weiterhin hat man herrliche Aussichten auf Hohensalzburg und seine schönen Umgebungen. Von Einigem, besonders dem auf den Seiten abgehauenen, oben einen breiten, tiefen, grabenförmigen Einschnitt, mit einer Brücke habenden — Rheinberg oder Ramberg vielleicht in der Folge mehr. Auch an der Hohensalzburg und den mit ihr zusammenhängenden Bergen sind ungeheure Wände senkrecht abgespitzt, alles Nagelflue mit einer Tuffbindung. Am Felsenthor zur Stadt ist auch die Architektur aus dem natürlichen Gestein herausgehauen.

Wir kamen durch das eben genannte Felsenthor, welches durch einen schmalen Felsenkamm führt, um 6 Uhr zum Mittagsessen wieder im Erzherzog Karl an, wo wir uns recht angenehm befinden.

18.

1./13. August.

Eine verunglückte Ausfahrt nach Berchtesgaden und dem Königssee nahm den heutigen Tag ein.

Bis zum Städtchen Berchtesgaden war das schönste Wetter, aber die Spitzen des kleinen und großen Wazmann bedeckten sich mit Wolken und am Königssee fing es an zu tröpfeln. Doch meinten die Schiffer, es werde besser wer-

den und wir stießen ab. Allein bald wurde das Wetter unartig, ein heftiger Wind, Regen und Kälte verfolgten uns, die Schiffsleute hielten es nicht für thunlich umzuwenden und wir waren froh, nach dem Jagdschloß St. Bartholomäi zu kommen, denn die Wellen zeigten schon Schäfchen und nirgends ist anzulanden. Hier warteten wir beinahe zwei Stunden, dann stießen wir wieder zur Heimkehr ab und kamen unter starkem kalten Regen, doch ohne bedeutenden Wind ans Ufer. Es dauerte eine Stunde, doch trotz des unhöflichen Wetters scherzten die Schiffsleute, zwei Männer und drei Frauen, ohne Unterlaß mit einander, obwol ganz durchnäßt. Ein Spaßmacher darunter gab die Kosten her. Noch 3/4 Stunden zu Lande zurück nach Berchtesgaden, um halb acht Uhr zu Mittag gegessen und nach eilf Uhr zurück nach Salzburg.

In Berchtesgaden besuchten wir die alte Hauptkirche und den sehr alten Kreuzgang mit einer Arkade von kleinen Säulen im byzantinischen oder vorgothischen Geschmack.

Die Kirche hat sehr dünne runde Pfeiler, aber noch dünnere und höhere finden sich in der Franziskanerkirche zu Salzburg.

Auch die Pfarrkirche betraten wir. Die geschnitzten Heiligen an den Altären und Wänden sind so bunt bemalt und vergoldet, wie ich es noch nie gesehen. Einige zeigen dabei sehr anochronistisch ihre Wunder.

Die Niederlage von Schnitzwerk konnten wir nicht sehen, weil es zu spät war.

Von den Schönheiten des Königssees kann ich nur insofern reden, als ich sie mit dem Verstand begriffen habe; denn sehen konnten wir fast nichts, außer dem dunkelgrünen Wasser

und den nächsten Felswänden oder Berghängen. So kamen mir die Schönheiten des Sees unbedeutend vor, sie müßten denn durch das diesmal verschleierte Hochgebirge außerordentlich gehoben werden. Mit andern ähnlichen Seen läßt sich dieser nicht vergleichen.

Auch der ganze Weg nach Berchtesgaden hat, gegen andere Thäler gehalten, wenig charakteristisch Schönes, und das ziemlich starke Flüßchen, die Albe, bietet außer einem großen Stauwehr und Holzrechen nichts Anziehendes dar. Der Weg ist nicht sehr bergig.

Kurz, man hat Berchtesgaden, wie es sich uns darstellte, zu sehr gelobt, doch liegt das Städtchen malerisch.

Das neue schön gebaute Salzwerk ist, nach Befragen, mit runden Pfannen, wie in Hallein eingerichtet und wir besahen es aus Zeitmangel nicht. Einen schönen Effect machen die sehr hohen, mit Scheiten bedeckten, symmetrisch aufgestapelten Holzstöße. Baiern mag Berchtesgaden des Salzes wegen behalten haben. Das Ländchen durchschneidet den Weg nach Tyrol, welches Oesterreich nicht angenehm sein kann. Der Reisende muß viermal seine Päße zeigen; aber die Zollstellen, zum Theil an alten Paßthoren gelegen, machen keine Schwierigkeiten.

Bald vor Berchtesgaden und fort bis zum See und auf der St. Bartholomäi-Halbinsel findet sich eine große Menge, zum Theil außerordentlich starker, wie es scheint, meist gesetzter schöner Bäume, welche die Einwohner Ahorn nennen. Aber sie sind von dem gewöhnlichen Ahorn verschieden, die Rinde ist röthlich-grau, die Blätter kleiner, die Belaubung schwächer, die Ausästungen stärker. Der Gärtner nannte

einige der Art Platanen. Ich muß mich, wenn sich Gelegenheit bietet, der Sache versichern. Bis jetzt habe ich diese Bäume noch nicht angetroffen. Noch muß ich bemerken, daß selbst an den schroffen Hängen des Königssee's sich wenig Lärchen, und neben den Fichten viel Buchengesträuch befinden, welches in den schroffen Thälern, die wir bisher besuchten, an solchen Orten, so viel ich bemerkte, (und ich beobachte die Baumarten) fast gar nicht vorkommt. Es liegt entweder an klimatischen Verhältnissen oder am Grundboden. Alles ist Nagelflue, oder compacter Kalkstein, der stellenweise in Marmor übergeht.

Wir kamen an zwei Brüchen vorbei, einem mit weißlichem und untermischtem grauen, der andere mit röthlichem Marmor. An mehreren Stellen der Albe sind Uferbauten von diesem Gestein errichtet, vielleicht zu kostbar, so wie auch die Saline.

Die Taxpreise für Fahrten auf dem See sind sehr billig, die recht guten, gedeckten und geräumigen Schiffe gehören dem Fiscus. Sie sind flach und statt des Wergs und Theers findet sich durchaus Moos zwischen den Brettern, die wie gewöhnlich durch kleine eiserne Klammern zusammen gezwängt sind. Die Ruder sind ziemlich kurz mit daran befestigten Schaufeln, und der Kahn hat kein Steuer; es geht ziemlich schnell, doch minder als mit unsern Chalouppen gleicher Größe, mit langen Rudern.

Wir kamen ermüdet in der Mitternachtsstunde in unser Salzburger Logis.

19.

Insbruck, den 3./15. August.

Ich fürchtete, der Berchtesgader Tag möchte mir irgend

ein Uebel zurücklassen, allein dem war nicht so. Ueberhaupt hat die Reise meine Gesundheit wieder bedeutend gebessert.

Am 2./14. reisten wir Morgens nach acht Uhr von Salzburg ab.

Bis nach Reichenhall bemerkten wir eben nichts Auffallendes. Näher zum Gebirge fing in der Ebene der Kiesgrund wieder an, aber mit fruchtbarer Erde hinlänglich bedeckt. Der Weg bietet überhaupt keine ausgezeichnete Naturschönheiten dar.

Das Gestein bis nach Innsbruck, so viel sich im Durchflug bemerken läßt, ist, um hier im Zusammenhang zu reden, durchaus kalkartig. Erst Nagelflue, dann ein graubräunlicher (hell leberfarbiger) dichterer Kalkstein, zuweilen schiefrig in den Zwischenlagen, und im Ganzen zu eckigten oft sehr kleinen Stücken bröckelnd, so daß viele und bedeutende Geröllschießen entstehen, weiterhin wird er abwechselnd fester und enthält Marmor verschiedener Art. Die Häuser zeigen als Mauersteine oft einen violetlich rosenfarbenen derberen Kalkstein. Ich sage rosenfarbenen mit mehr Recht, als man den ägyptischen Granit so bezeichnet, obwol die Farbe etwas schmutzig ist. Weiterhin gegen Innsbruck bröckelt der leberfarbige auch gelbliche Kalkstein an vielen Stellen zu sehr kleinen Stücken und die Geröllschießen sind noch größer. An den Gebäuden befinden sich auch derbe Steine. Stellenweis besonders bei Schwatz treffen sich starke Lager von Kies und grobe Stücke von sehr weißem bepuderten Kalkstein, welcher zum Brennen gebraucht wird. Längs des Innufers, welcher Fluß hier bedeutender ist als ich erwartete, findet man an den Mauern sehr verschiedene Steine, vermuthlich aus dem Flußbett. Es schien mir sogar hier und da Gneiß darunter. Die Hochgebirge sind

oben ganz kahl und haben die dem Kalkgebirg eigene Auszackungen. Das Wasser findet sich in weit geringerer Menge, als im Gneißgebirge, weil dieses weniger durchläßt, auch ist es schlechter und kein Vergleich mit dem herrlichen, perlenden Gasteiner Trinkwasser.

In Reichenhall besahe ich in Eile die Gradirgebäude und Siedehäuser, mit viereckten Pfannen, 20 Schuh im Gevierte. Den 40 Fuß weiten Salzbrunnen, wo sich mehrere Sool-Quellen von verschiedenem Gehalt befinden, und ein Bach durch einen Stollen herausgeleitet ist, besuchte ich aus Eile nicht und that unrecht. Die Edelquelle hält 20 oder 24 Grad, ist aber nicht wasserreich. Im Ganzen kommt die Soole zwölfgradig oder löthig zur Gradirung, ein schöner Gehalt. Die Dornwände sind zum Theil 45 Fuß hoch, und die Gradirhäuser meist einwändig, welches ich lobe. In einiges andere Detail, z. B. die Legung der Dornen, den Gebrauch der beschlagenen Ständer, die Pritschen über den Kasten u. s. w. will ich mich in kein Detail einlassen.

Die Siedehäuser liegen in der Stadt, und bekanntlich ist solche dadurch 1834 abgebrannt. Daher jetzt viele Neubauten. Das Brunnengebäude, die Siedehäuser rc. werden wol zu kostbar jetzt neu aufgeführt. In Reichenhall befinden sich nunmehr ziemlich viele Gebäude, in dem ipse fecit Münchner gothischen Stil für Privathäuser, für den sich aus dem Alterthum kein Beispiel darstellt. Man verstehe mich wol, ich rede nicht vom ächt gothischen Stil, in dem mehreres recht Gutes in München erbaut worden, sondern von einem gewissen Häuserstil, den ich ohne Zeichnung nicht näher bedeuten kann. Einige Beispiele finden sich in Wiebekings Werken.

Hinter Reichenhall sahen wir mehrmals die bekannte Traunsteiner Soolenleitung in gußeisernen Röhren. Die Römer, hörte ich in meiner Jugend, hätten die kostbaren Wasserleitungen deshalb erbaut, weil sie nicht beobachtet, daß man das Wasser in Röhren Berg auf Berg leiten könne. Allein sie haben es wol der Wassermasse und Dauerhaftigkeit wegen gethan.

Man fährt äußerst langsam bis Unken, wo wir ein recht schlechtes Mittagsessen einnahmen. Der Loserpaß, mit Unrecht so genannt, denn es sind zwei, der Kniepaß und Strubpaß, letzterer mit Ruinen einer Klause — der Loserpaß sage ich, hat einen kahlen, uninteressanten Charakter und wird bei der Schneckenpost langweilig. Wir kamen erst in der Nacht nach Waidring, und durchreisten St. Johann bei sehr schönem Mondschein. Den Weg nach Elmau und Söll machten wir bei Nacht theils schlafend und sahen Einiges, nicht Besonderes, in luciden Momenten. Zu bemerken ist indessen, daß ein anhaltender Regen und Schneefall in dieser warmen Jahreszeit, die sonst trocknen Bergwasser so ungeheuer angeschwellt hat, daß vor Kurzem ganze Strecken mit Kies überschüttet, Brücken und Chaussee weggerissen worden, besonders von St. Johann bis Elmau. Deshalb, ohnerachtet der gemachten Nothvorkehrungen, war der Weg an verschiedenen Stellen noch sehr schlecht.

Von der letztgenannten Station, besonders näher gegen Rattenberg hin, wird das Innthal sehr reizend. Dicht über Rattenberg liegt die alte Burg des Namens, die ich besuchte, und gegenüber, jenseits einer Schlucht, eine andere, mit niedrigen runden Thürmen, (Rondelen) und weiten Schießscharten,

wahrscheinlich erbaut, um das Beschießen der ersteren von dieser Stelle zu hindern. Die zweite schließt hinten an den steilen Berg an.

Auch besah ich die nicht alte Kirche, welche, was nicht gar oft vorkommt, aus zwei gleichen Schiffen besteht. Das doppelte Gewölbe ruht in der Mitte auf Marmorsäulen.

Die Aussicht über die Stadt mit ihren im Zickzack (en crémaillère) gebauten Dächern, welches sich auch in Salzburg im Gasteiner Thal und andern Orten befindet, über den Inn in die weite Ferne, ist sehr reizend, malerisch sage ich nicht, denn so ausgedehnte Aussichten eignen sich nicht für das Bild.

Von Rattenberg nach Schwatz ist die Gegend von der ausgezeichnetsten Schönheit. Eine Menge theils in Ruinen liegender, theils bewohnter Schlösser zeigt sich malerisch. Schloß Straßberg mit einem ummauerten Jagdpark; Lichtwehr u. s. w., die Ruinen mit drei Thürmen und einem Vorthurm von Kropalsberg, das mit Eckthürmchen versehene bewohnte Schloß Stratzberg. Das große Kloster Vieth bei Schwatz, an der Stadt ein großes Zwangsarbeitshaus Innbrücke, hoch am Berge ein alter Thurm und erhaltenes Schlößchen, am Schlössel genannt, angeblich einst den Grafen Freundsberg, sicherer dem bekannten Georg Frundsberg gehörig, und manch andere Gebäude nehmen die Augen und Gedanken abwechselnd und zusammen mit ihrer reichen, schönen Umgegend in Anspruch.

Von Schwatz, das man umfahren muß, um hinein zu kommen, bis Volters, wird die Gegend minder interessant, gegen Innsbruck besser, aber hier trat Regen und dann die Nacht ein.

Ich weiß nicht, ob in der Geschichte oder in einem Roman ich irgend etwas Besonderes von Schwatz gelesen habe: Ich will mich erkundigen, denn in meinen Büchern findet sich nichts über die Reiseroute nach Innsbruck, und in Innsbruck waren Feiertage und die Buchläden geschlossen.

Von Reichenhall an finden sich wieder Platanen, theils wild, theils gepflanzt, aber in geringerer Zahl und weniger groß. Gegen Innsbruck zu hören sie wieder auf.

20.

Innsbruck, 4./16. August.

Wir verweilten heute hier und besahen Mehreres von dem etwa Sehenswerthen; auch machten wir eine Rundfahrt um die Stadt.

Ich hatte die Umgebungen dieser Stadt schöner erwartet, als ich sie fand. Doch waren auch die Spitzen und Schneiden der Berge bewölkt. Nach dem Berg Isel zu, wo der tiroler Landsturm ein unglückliches Gefecht hatte, ist eine der besten Ansichten. Die früheren Erfolge jenes Landsturms beweisen die Kraft des Gutschießens, besonders in dem kleinen Bergkrieg. Jetzt haben die hiesigen Schützen überall, selbst an sehr alten Büchsen, Percussionsschlösser, welches indessen über ihren Gebrauch in Masse an sich nicht entscheidet.

Die Hofkirche mit dem Mausoleum des Kaisers Maximilian I., der sich wol mehr durch seine Persönlichkeit als Mann, wie als Regent und Krieger auszeichnete, und den 28 Broncestatuen hoher Häupter und Häuptinnen, ist ohne Zweifel das Bedeutendste in Innsbruck. Sie ist im gothischen Styl erbaut, doch vielleicht später mit vieler schlechter Stuckatur

überladen. Die 28 Statuen haben unverhältnißmäßig starke Köpfe und ausgesprochene Züge. An das Detail der Rüstungen ist viel Fleiß verwendet, aber mehrere der sehr mannichfaltigen Rüstungen scheinen zu fantastisch, um wahr zu sein. Das Erz ist zum Theil sehr dünn. Es läßt sich nicht errathen, welcher Gedanke der Auswahl der abgebildeten großen Personen zu Grund gelegen hat: König Arthur und Carl der Kühne, Theodobert, König von Burgund und Erzherzöge; und in Hinsicht der Damen ist es noch schwerer, den Grund zu finden.

Die silberne Capelle ist nicht besonders; das Grab der Philippine Welserin zu bemerken. Damals mag wol unter den reichen Stadtjungfern mehr guter Ton und gesellschaftliche Ausbildung, vielleicht ein wenig mehr Koketterie geherrscht haben, als unter den vereinsamten Fürstentöchtern.

Hofers Denkmal ist sehr gut. Das Basrelief ausgezeichnet, nur zu voll. Hofers Statue ist Portrait. Das ist nie gut, denn er hat eine sehr gemeine Physiognomie, welches übrigens für sein Thun Nichts beweist, aber dem Eindruck schadet.

Die vielen Basreliefs am Monument Maximilian I. sind mit unglaublicher Feinheit in Hoch- und Flachrelief gearbeitet. Einige, die weniger Figuren haben, kann man den Kunstwerken zugesellen, andere mit unzählbaren Figuren und weiter Perspective, wie z. B. die dargestellten Schlachten, lassen nur die überwundene Schwierigkeit kalt anstaunen.

Von dem Uebrigen will ich nur kurz sein, um nicht, wie in den Ortsbeschreibungen der Reisebücher, unwillkürlich übertriebene Erwartungen zu erregen.

Die Pfarrkirche St. Jacob ist sehr verziert. Das kleine Bild der Mutter Gottes von Lucas Kranach am Hochaltar ist schön. Unter den andern Kirchen ist der Hochaltar in dem Norbertinerkloster Widau aus Holz, schwarz lackirt mit Gold, wegen seiner Größe imposant, wenn auch nicht durchaus geschmackvoll. Die natürlichen Zeuge an Baldachinen, Heiligenbildern und Reliquien und andere kleinliche Verzierungen schaden überhaupt dem Effect der Architectur und dem Eindruck der Kirchen. Sie sind in Tirol ganz besonders gehäuft, so wie die ecce homo und Heiligenbilder an den Wegen.

Die Hofburg ist nicht bedeutend; die Bronce-Statue Leopold des Zweiten, auf einem neuen Fußgestell — nicht des Kaisers Leopold — ist viel zu klein, und hat auf dem Platz, wo sie steht, das Ansehen eines Kindes, das auf einem Ponny reitet. Sie soll anfangs auf das Portal einer Kirche bestimmt gewesen sein.

Das Schloß Ambras, das ich mir irrig als eine Hochburg (Akropolis) nahe bei der Stadt dachte, besahen wir nicht, da es nach Versetzung der Sammlungen nach Wien nichts Sehenswerthes mehr besitzt. Auch fing es von 4 Uhr wieder zu regnen an, weshalb der Abend unter Zeitungslesen hinging. Die große Kinderei Louis Napoleons in Boulogne war uns neu. Dieser Auftritt contrastirt sonderbar mit der Einholung der Asche Napoleons, und diese selbst hat etwas von dem, wie man im Mittelalter kostbare Reliquien einholte. Wenn man schon anfängt, an Monumente zu denken, lebt gewöhnlich der Mann nur noch in der Erinnerung und nicht mehr in den Herzen.

21.

Feldkirch, den 6./18. August.

In diesem betriebsamen, ziemlich großen Städtchen nächtigten wir und fuhren am Morgen weiter. Die Gegenden sind schön, besonders sobald man an den Bodensee kommt. Die Wiesengelände der Berge jenseit des Rheins malen sich gar lieblich im Sonnenschein, mit den vielen Dörfern und Wohnungen. Unter verschiedenen Ruinen fallen besonders die weitläufigen Reste des Schlosses Montfort auf. Bregenz ist ein schon bedeutender, gut bebauter Ort, und von hier nach Lindau ist das Land, eine Strecke Torfmoor ausgenommen, ein fortdauernder Garten. Wir haben die Absicht, mit dem Dampfbot morgen nach Constanz und von da nach Schaffhausen zu gehen. —

Die Zucht des gemeinen Volkes wird besser. Es ist ein wichtigerer Gegenstand, als Manche denken, die bloß mit den Meinungen und Zeitungen kämpfen, ohne auf das zu merken, was sie eigentlich gefährlich macht. Die hier, wie an andern Orten in Garnison liegenden Tiroler Jäger sind schöne, resolute und wohl dressirte Leute. Auch gilt dies von den Infanterieregimentern, die wir gesehen. Die Baiern haben sehr schöne Leute, aber weniger Dressur.

Durch den bairischen Zoll kamen wir ohne alle Beschwerde, die Beamten sind äußerst höflich.

In Oesterreich müssen für alle ankommende Waaren sogenannte Bollete genommen werden; es sind besondere Zollwege und die Orte bestimmt, wo die Fuhrleute anhalten dürfen und übernachten können; die meisten Wirthshäuser haben deshalb besondere Aufschriften. Die Beamten dürfen nicht in

die nahen Städte anderer Staaten gehen, welches seinen Nutzen hat. Jeder Verkäufer muß sich ausweisen, wenigstens über ausländischen Wein, Kaffee u. s. w., wohin die Waare gekommen, selbst über jede Bouteille Wein, unter bedeutenden Geldstrafen. Es sind dazu eigene Revisoren bestellt, die, wenn ich nicht irre, noch andere Obliegenheiten bei den indirecten Einnahmen haben. Es mag dies der Oertlichkeit wegen gut sein, aber es wird viel darüber geklagt. Bei uns wäre es nicht mit Erfolg durchzusetzen.

Im Voralbergischen sind bedeutende Baumwollenspinnereien, Webereien u. s. w. aufgekommen. Ein Mann in Dolans bemerkte, es fromme dem Lande wenig; denn die Kinder würden verdorben. Es war ein ganz schlichter, aber verständiger Mann. —

Auf dieser ganzen Reise in Süddeutschland trafen wir unter den alten Ruinen mehr viereckte Wohnthürme, zuweilen ganz einzeln, als runde Wartthürme, welche in anderen Gegenden so häufig vorkommen. —

Mit meiner Gesundheit hat es sich wieder etwas verschlechtert. Sein Leben durch quält sich der Mensch ab, für sich und andere; und könnte er nun am Ziele ruhiger sein, kommen die Infirmitäten des Alters. Dies gab mir in diesen Tagen viele schwarze Gedanken. Wozu giebt es Menschen? Als Naturzweck, als Selbstzweck betrachtet, ist die Frage schwer zu lösen, ob es nicht besser wäre, er sei nicht da. So dachte auch Johannes Müller. —

Eigentlich sind wir aus Irrthum nach Lindau gefahren, da wir hätten von Bregenz nach Schaffhausen gehen sollen.

In Bregenz und Lindau ist bedeutender Holzhandel mit

föhrenen und fichtenen Pfosten, Brettern und Latten nach Frankreich, da es in verschiedenen Gegenden bedeutende und geschonte Waldungen giebt. Das Holz geht zu Lande und Wasser in die Gegenden von Lyon und weiter, — auch sind es Stapelplätze für das schwäbische Getreide für die Schweiz. —

Zu bemerken ist, daß in Oesterreich noch die Gemeinde- und Privatwaldungen unter Forstaufsicht der Regierung stehen. Nur 40 Stämme, sagte man mir, können ohne Erlaubniß der Kreisbehörde, doch mit Wissen des Forstwarts, selbst in einem Privatwalde gehauen werden. Es hat sein Gutes, wo es durchzusetzen ist. Ich hörte Billigung selbst von wenig kultivirten Leuten. Bei uns hat der Privatmann volle Freiheit, und der Lage der Dinge wegen dürfte eine andere Einrichtung große Nachtheile haben. —

22.

Constanz, den 7./19. August.

Aus der Dampfbotfahrt wurde nichts, denn es regnete und der See war stürmisch. Wir fuhren also von Lindau nach Bregenz zurück, um den kürzesten Weg nach Schaffhausen durch die Schweiz zu nehmen. Die Chaussee nach Rheinach und Rorschach ist, wenige Stellen ausgenommen, ein wahrer Garten, mit vielen großen, schönen Häusern und guten, schönen Dörfern. Hier und da sind Weinberge und Felder, aber das meiste Land besteht aus Baumgärten und Baumfeldern. Nie sah ich größere Birnbäume, als von Lindau nach Rorschach, meist Mostbirnen, weil die Obstzucht hier hauptsächlich wegen des Mostes oder Ciders von Aepfeln und Birnen gepflegt wird.

In Rorschach, wo sich große Niederlagshäuser für Getreide befinden, aßen wir vorzüglich gut zu Mittag und fuhren im Canton Argau weiter. Jetzt vermehren sich die Weingärten oder Weinfelder, denn Berge kann man sie hier nicht nennen; aber das Land und die Wohnungen haben ein weit weniger vortheilhaftes Ansehen, vermuthlich des Weinbaues wegen. Bekanntlich mißräth der Wein manche Jahre und der Weinbauer, der keinen verhältnißmäßigen Ackerbau hat, muß Schulden machen. Wenn das Getreide schlecht geräth, wird es auch theurer und dies ersetzt großen Theils den Verlust des Kornbauers; der neue Wein hingegen wird nicht gerade theurer, denn man trinkt die alten Vorräthe.

Der Tag war uns durch Regen ganz verdorben und wir konnten von den schönen Aussichten und dem See beinahe Nichts wahrnehmen, besonders in der zweiten Hälfte des Tages. Doch bei gutem Wetter hätten wir uns vielleicht über die unschuldigen Bäume am Wege geärgert, welche fast überall die Aussicht hemmen und gerade dann, wenn man etwas recht angelegentlich sehen will, uns so zu sagen die Thüre vor der Nase zuschlagen. Ein Uebel auch aller Alleen. — Die Chaussee im Canton Thurgau ist ohnerachtet des ungewöhnlich hohen Chausseegeldes schlecht unterhalten. — Wir sahen unterwegs einige einzeln gehende Schweizersoldaten, schöne gut equipirte Leute.

Wollen wir frei über die Lage der Schweiz sprechen! Als die schweizerischen Landleute (die bösen Bauern, nannte sie Jemand) sich gegen einen Druck erhoben, der meist fabelhaft ist, weil mehrere andere Motive sie dazu vermochten, unter anderen Uebermuth und die Unbestimmtheit ihrer Lage hinsicht-

lich des Reichs und Habsburgs — zu der Zeit zeigte es sich zuerst, was eine kräftige, drauf losgehende Infanterie vermag und nun gar gegen die unbeholfene schwere Reiterei der Ritter; wobei gelegentlich zu bemerken, daß großentheils Schweizer gegen Schweizer fochten. Dazu kommen die Vortheile eines mehrentheils unwegsamen Terrains und gänzlicher Mangel an Kriegskunst bei den Habsburger Herren, die nach damaliger Gewohnheit nur Duellschlachten verstanden. Das hat sich Alles geändert. Die Schweiz ist mit Chausseen durchzogen, das Volk durch Fabriken verweichlicht; die Reicheren, denn höhere Stände giebt es nicht, zu sehr mit materiellem Gewinn beschäftigt; das Kriegführen hat sich gänzlich geändert, und keine Landesbewaffnung kann ohne ein bedeutendes stehendes Militair so kriegsfest werden, daß sie, auch bei dem besten Willen und größten Muthe, einem eingeübten Heer, bestehe es auch zum Theil aus Landwehr, lange stehen könnte. Hierzu kommt noch der einer solchen Landesbewaffnung natürliche Mangel am Vertrauen in sich und die Führer, wo, wie Nord-Amerika und die Schweiz mehrmalen gezeigt, sich bei dem Haufen gleich die Idee des Verrathes durch die Führer einmischt, weil man sie nicht näher und von lange kennt, noch nicht erprobt hat.

Die Lage der Schweiz ist also sehr problematisch; sie wird immer das Kriegstheater der Franzosen und Deutschen werden, weil die Lage der Grenzländer es so mit sich bringt. Eine bewaffnete Neutralität kann von ihnen nicht wol geschont werden, weil man dabei nicht sicher ist.

Hieran sollten die Schweizer ernster denken, als an ihre

inneren Verfassungen und kleinen Streitigkeiten, wo am Ende nichts Wesentliches herauskommt.

Aber wie wäre dem zu helfen? Es ist allerdings schwer, vielleicht unthunlich. Hätte die Schweiz sich dem deutschen Bunde angeschlossen, so wäre ihre Lage vielleicht etwas fester bestimmt, wenn sie auch immer zu fürchten hätte, ein Kriegstheater zu werden. Aber so etwas läßt sich nicht erwarten, und am Ende, was ist der deutsche Bund selbst? Palliativmittel; das Uebel mindernde Maßregeln möchte es wol geben; aber es ist nicht meine Sache, sie zu entwickeln.

Abends halb zehn Uhr kamen wir in Constanz an.

Doch ich habe nichts von Lindau gesagt. Man sieht es der Stadt wol an, daß sie noch Gewerbe hat. Wir besahen nur einige Straßen, den Hafen und die Heidenmauer. Es ist dies ein von zwei Seiten sichtbarer, viereckter, nicht hoher Thurm aus großen, wenn auch nicht kyklopischen Quadern, die einst quadrirt gewesen. Innen sollen einfallende Gewölbe; oben, wo ein neuerer Maueraufsatz ist, befindet sich ein Gärtchen. Da man jetzt am Abreißen alter Thürme in Lindau ist, möchte doch nicht gleiches Schicksal diesen Ueberrest treffen, der gar wol aus der Römerzeit sein kann.

Die Umgegend von Lindau ist gar angenehm und lieblich.

23.

Schaffhausen, den 8./20. August.

In Constanz dem man seine ehemalige Bedeutenheit und Conciliumswürdigkeit wol ansieht, besehen wir den Saal des bekannten Conciliums von 1415, den ich schon vor etwa 45 Jahren gesehen. — Leider haben unterdessen die Franzosen

die Tafelung der Wände und die Bretterverkleidung der Decke weggerissen und zu Bivouaken verbraucht oder verbrannt, wovon die Reste in verschiedene Hände gekommen sind. Der Saal sieht also jetzt wie ein rohes, großes Packhaus oder Niederlagsplatz aus, was er ursprünglich auch sein mochte, und der vielleicht nur für das Concilium besonders eingerichtet wurde; die Größe des Raumes mag zur Wahl des Ortes beigetragen haben. An den die Decke tragenden Pfosten hat man angeschrieben, welche fürstliche Personen den Saal besucht haben, worunter sich auch der närrische Louis Bonaparte befindet.

In einem besondern Verschlag hat man Alles gesammelt, was das Concilium angeht und noch von Merkwürdigkeiten in der Stadt existirt: den Doppelthron Kaiser Sigismund's und des Papstes, dieser zur rechten, den geschnitzten Hochaltar aus dem Münster, vor dem der Papst officiirte, das geschnitzte Kästchen mit Fächern und Aufschriften, germanici, hispanici u. s. w. überhaupt fünf, und dabei runde Löcher zum Einstecken der Zettel, endlich mehrere andere, zum Theil fremdartige Alterthümer und Bücher, mehrentheils wenig bedeutend. Auch Gemälde und Rheinkiesel sind da, Einiges zum Verkauf. Wir nahmen etwas von letzteren mit, deren eigentliche Natur mir unbekannt ist.

Die Cammeralistik hat aus dieser Sammlung ein Pachtstück gemacht. Jede besuchende Person zahlt einen Frank, wie es auch auf dem Verzeichniß gedruckt ist, und der Cicerone — (so sagte er) hat die Einnahme gepachtet, und das Geld bekommt die Stadt. Diese Art von Leibzoll ist etwas hoch angeschlagen.

Man zeigt in der Kirche die große Bodenplatte, auf der Huß degradirt worden. Hier fällt mir bei, daß im Verschlag des Conciliensaals auch drei Wachsfiguren in Lebensgröße stehen: Hussen, Hieronimus von Prag und eine einen Dominikaner vorstellend; ein elender Gedanke. Auch zwei Wände und die Thür von Hussens Gefängniß sind aus dem Franziskanerkloster, nun eine Fabrik, hierhergebracht worden.

Den Verbrennungsplatz Hussens, den ich vor 45 Jahren auf einem Baumfeld gesehen, kann eigentlich Niemand mehr genau angeben, und die ganze Sache scheint die katholische Stadt wenig mehr zu interessiren; überhaupt ist die äußere Erscheinung des Katholicismus hier in Berührung mit Protestanten ganz anders: weniger Heiligenbilder an den Straßen, weniger läppische Verzierungen in den Kirchen u. s. w. Wie ganz anders in Tirol, welches auch Salzburg, einst eine geistliche Herrschaft, überbietet.

Alles hat sich seit jenem Concilium geändert. Hussens verstärkte Lehre ist in großen Ländern herrschend geworden, die Klöster werden Kasernen oder Fabriken. Es ist traurig, zu denken, daß um zweier Täuschungen willen man einen Mann verbrannte und dieser sich hochherzig, wie sein Abschiedsbrief zeigt (eine Abschrift im Conciliensaal), verbrennen ließ. Aber die Aufopferung bleibt gleich groß, für was sie auch statthabe.

Von Constanz fuhren wir bei behangenem Himmel längs den reizenden Gestaden des oberen Sees, bis zu dem Städtchen Rudolfzell, wo die alte Kirche reparirt wird.

Weiterhin nach Singen zu sahen wir bald die hohe Kuppe mit den Ruinen des im französischen Kriege gesprengten Ho-

hentwiels, und in der Ferne die Bergspitzen mit Hohenstaufen, Hohenkrähen und Hohenstoffeln.

Hohenstaufen, dieser in der deutschen Geschichte ehrwürdige Name, zeigt nur einige Mauerwände, wenn das Perspectiv nicht trügte; auf den übrigen Spitzen sieht man nichts mehr, oder es ist im Walde versteckt. Wie hat doch der gute, kleinliche Deutsche sein Vaterland seit den fränkischen und schwäbischen Kaisern herunterkommen lassen!

24.

Schaffhausen, 9./21. August.

Schaffhausen hat etwas Schmutziges, Vernachlässigtes, einen Mangel an Bewegung, was mißfällt. Auch schien mir die Landbevölkerung schlechter bekleidet, als ehemals. Es soll viel Stockreichthum in der Stadt sein, wie in allen Schweizerstädten, wo es keinen eigentlichen Beamtenstand giebt und der Geist des Thesaurirens, des Zusammenerbens und Zusammenheirathens herrscht. Hier aber werden die Kapitalien nicht viel zur Industrie verwendet und man genießt die Zinsen.

Heute am Morgen besuchten wir den Rheinfall und fuhren über Kloster Rheinau zurück.

Der größte Feind des Rheinfalls sind die übertriebenen Beschreibungen. Ich habe ihn nie so außerordentlich gefunden. Er giebt die Idee eines großen Stauwehrs. Die Felsen in seiner Mitte sind zu klein, um zu imponiren. Das Schönste bleibt die dunkle, blaugrüne Farbe des Wassers. Das Gestein ist eine harte Nagelflue.

Am Nachmittag erstiegen wir die Akropolis Unnoth und den hohen Thurm, auf den eine nicht jähe Rampe für das Geschütz hinauf führt.

In Langres ritt ich, 1814, einmal mit einem Paar Kosaken so eine Rampe in einem bedeutend größeren Thurme hinauf und ließ mein Pferd durch die Schießscharten gucken. Das mit vielen Arbeitern besetzte Feld brach in lautes Geschrei aus.

Unnoth ist ein sehr großes Rondel, um dessen Plattform eine Brustmauer mit Schießöffnungen geht. Von der Plattform gehen vier runde Oeffnungen in eine ungeheure, gut gewölbte Kasematte mit starken Pfeilern, welche das ganze Rund einnimmt. Auch ist ein Brunnen da. Unter der Kasematte ist noch ein Umgang an dem Graben. Das Innere füllt hier der Berg. Der Graben oder Zwinger hat eine gemauerte Scarpe.

Auf den Thurm führt weiter hinauf eine Wendeltreppe in die Wohnung des Thürmers, welcher Feuer und die Ankunft großer Schiffe anzeigt.

Im Jahr 1799 hielten die Franzosen Unnoth, verließen es aber wieder nach einer Kanonade.

Diese Hochfeste ist in der That etwas Großes in ihrer Art und für ihre Zeit. Die Montelembertschen und Linzer Thürme sind Modificationen solcher alten Bauwerke, nach den Bedürfnissen der neueren Kriegskunst.

Morgen reisen wir über Zürich in die Schweiz. Für sieben Pferde sind täglich 70 Franken zu zahlen. Wenn die Schweiz keine oder wenige Postanstalten hat, so kommt es aus Rücksichten, die zwar nicht gut klingen, aber nicht ganz ohne Grund sind. Die Lohnkutscher würden leiden, die Reisenden zu schnell durchgehen, die Fremden könnten also nicht gehörig exploitirt werden. Letzteres ist im Grund herrschende

Tendenz und man muß es nicht so übel nehmen, wenn man die Lage des übervölkerten Landes bedenkt.

25.

Bülach, 10./22. August.

Da mir das Ausruhen der Pferde hier Zeit giebt, komme ich auf Gedanken über Fortification.

Vor etwa 18 Jahren hatte ich ein Werk über Strategie und Taktik der Festungen angefangen und ziemlich weit fortgeführt. Meine Ernennung zum Finanzminister hinderte die Beendigung; auch fing es an, mir zu mißfallen, weil es in einem polemischen Ton, etwas leidenschaftlich gegen die französische Festungsoffenbarung, gehalten war. Und dieser Ton taugt nichts.

Ich will mir jetzt die Hauptideen zurückrufen:

1) In der älteren Zeit diente die Befestigung der Städte eigentlich nur, um sie selbst zu halten. So treffen wir es schon im alten Testament, so mit einigen Ausnahmen bei den Griechen; um so mehr, da die Städte selbst die Staaten waren, und ihre Eroberung über die Existenz nicht bloß des Staates, sondern oft des Volkes selbst entschied.

2) Bei den Römern erhielt die Sache schon eine andere Wendung, und höhere Kriegsideen kamen ins Befestigungswesen. Zwar blieb die Befestigung als individueller Schutz, doch hauptsächlich nur an den Gränzen. Dagegen dienten Festungen als Waffenplätze gegen Parther, Germanen und andere Völker; befestigte Colonialstädte halfen mit einzelnen Burgen (robura), Thürmen u. s. w. die eroberten Länder in Zaum zu halten, in denen die Einnahme der befestigten Städte

den Römern so viel Zeit, Blut und Kunst gekostet hatte. Endlich wurden in den entgegengesetzten Theilen des unermeßlichen Reichs ganze Linien zum Schutz gegen die Einfälle der Barbaren errichtet, die freilich nichts mehr halfen, als die Brust des Römers sie nicht mehr schützen konnte.

3) Das Mittelalter war durch die Zeitumstände wieder auf die Idee des speciellen Schutzes der Städte und Burgen zurückgekommen. Strategische Ideen bildeten sich indessen nach und nach, doch sehr langsam aus, obwol man es nicht so nannte. Größere Heerführer übten sie in den folgenden Jahrhunderten, aber ohne Nachahmer; man dachte noch an kein System. Auch die Festungen wurden später mitunter in den Kriegsplan hineingezogen.

4) Mit Ludwig XIV., diesem den Großen nicht übel agirenden König, trat eine wichtige Veränderung ein. Die Lehren des dreißigjährigen Krieges über große Operationen gingen nun verloren und man war in den Festungskrieg hineingekommen; nahm im Sommer einen oder zwei feste Plätze, lieferte, insofern es dazu nöthig, Schlachten und ging, wenige Fälle ausgenommen, nach geringen Erfolgen in die Winterquartiere. Vauban trat auf, ein großer Name und ein hochbedeutender Mann; nur schade, daß man aus seinem System eine Art Ingenieur-Religion gemacht hatte.

Jetzt wurde um Frankreich, einige böse Lücken ausgenommen, ein dreifaches, höchst kostbares Halsband von Festungen verschiedenen Ranges gezogen, in der Idee, es sei höchst unwahrscheinlich, daß der Feind in einem Sommer neun Festungen nehmen könne; eine Zahl, die man zu einem erfolgreichen Einbruch für nöthig hielt. Diese Idee war auch

der Voraussetzung nach ganz consequent, wenn der Feind eben dieser Voraussetzung folgte; allein hier war die Frage.

Von jener Zeit an, durch alle Kriege, den unstrategischen, aber sehr taktischen siebenjährigen eingeschlossen, lag den Feldzügen mehr oder minder die Idee des Festungskrieges unter; doch im erwähnten Kriege vermehrte sich das zwecklose Schlachtenschlagen.

5) Der Revolutionskrieg brachte nach und nach ganz andere Ansichten, andere Erfahrungen. Die große Idee der Endziele wurde entwickelt und endlich herrschend. Man sah ein, daß der Festungskrieg nichts entscheide, daß man seine Kraft nicht in Festungen zersplittern dürfe, daß bei schneller Bewegung der Feind zu andern gelangen könne, als den gehörig besetzten, endlich daß Festungen außer ihren Wällen und einem kurzen Umkreis keine bewegliche Kraft haben und man sie sogar mit untergeordneten Streitkräften in den meisten Fällen blokiren, bewachen, ihnen eine Nase drehen und sie neutralisiren könne. Außerdem zeigte sich in manchen Fällen, daß das Schicksal einer Festung zu sehr von einem Mann, dem Commandanten, abhänge; und die so seltenen besten Generale kann man doch nicht in Festungen vergraben. Das Hauptendziel des Krieges (mehrentheils die Hauptstadt) richtig ins Auge zu fassen, es mit aller Anstrengung schlagend zu erreichen und so den Krieg zu enden oder doch den Feind in den höchsten Nachtheil zu setzen: dies wurde jetzt Hauptgrundsatz und muß es immer bleiben.

6) Also in diesem Sinn muß jetzt gearbeitet werden.

26.

Zürich, am Abend.

Es ist also Hauptgrundsatz, die Festungen in Verbindung mit den Operationen zu denken, so daß sie sich wechselsweise nützen und schützen. In andern Hinsichten kommt der Nutzen der Festungen, wenn sie wirklich etwas leisten können, nur secundär in Betracht.

Dies nenne ich die Strategie der Festungen.

Die Taktik der Festungen theilt sich in zwei Theile, die jedoch in den engsten Beziehungen gegen einander stehen und in Vielem der Strategie untergeordnet werden müssen: die Formation und die Vertheidigung und den Angriff, oder den militärisch-technischen und den militärisch-operirenden Theil.

7) In strategischen Hinsichten lassen sich also folgende Arten von Festungen denken:

a. Waffenplätze, möglichst nah an der Grenze zur Sicherstellung von Kriegsvorräthen für offensive Operationen. Man kann sie auch Offensivfestungen nennen.

b. Locale Defensivfestungen, um dem Feind an gewissen besonders geeigneten Punkten das Eindringen zu erschweren, als: Brückenköpfe, Klausen in Bergpässen, Forts an ähnlichen Stellen, Deckung von Seehäfen u. s. w.

c. Stützfestungen, zugleich innere defensive Waffenplätze, um einer im Nachtheil stehenden Armee beim Rückzug Anhalt zu geben und sie mit den nöthigen Vorräthen zu versehen. Diese Festungen, die wichtigsten im Kriege, müssen natürlich staffelweise auf den hauptsächlichsten Operationslinien liegen und zu ihrem Zweck mit verstärkten Lagern u. s. w. gehörig versehen sein. Sie

können theils zur directen Entgegenstellung, theils zu den so wichtigen Lateralstellen dienen. Es versteht sich zugleich, daß im Voraus für die rückliegenden Festungen, die man verlassen muß, in so weit es möglich, der Plan von Offensivwirkungen mit Hülfe eines Landsturmes auf die Communication des Feindes angeordnet sein muß. Dem Feinde bleibt also zur Erreichung seines Zweckes nichts übrig, als die rückliegenden Festungen zu blokiren oder auf irgend eine Art zu bremsen, seine Communication nach Bedarf anderweit zu decken und die Armee von ihren Stützfestungen wegzuschlagen. Es kann ihm dies allerdings gelingen, aber auch mißlingen, während für eine wohlgeschlagene Armee im bloßen freien Feld wenig Probalität der Rettung ist.

d. Die Festung aller Festungen, d. h. die Befestigung des natürlichen Endzieles des Landes, meist der Hauptstadt, wo dieses thunlich, widrigenfalls ein fester Ort, wohin sich die Regierung begeben und die unumgängliche Centralisation fortwährend erhalten kann.

e. Ein Refugium, wohin sich eine Armee begeben kann, wenn das Meiste, ja das Endziel verloren ist, um sich wieder zu stärken und zu organisiren; eine Landfeste, wenn eine solche möglich ist. (Siehe darüber mein Werk über die Militärökonomie.)

f. Schutzfestungen für einzelne Städte. Man hat in neuerer Zeit eine Menge solcher Festungen, freilich viele schwache oder überhöhte, entwaffnet oder geschleift, theils weil man immer nur sehr starke Festungen im Sinne hatte, theils weil man glaubte, die Städte litten

mehr durch eine Belagerung, als durch Einquartierung und Erpressungen. Dies ist aber im Grunde ein Nachgeschmack von dem System der Festungskriege, wo immer belagert wird.

Der Feind kann ja nicht viele feste Orte belagern, wenn er im Sinne der echten Strategie den Krieg führen will, und handelt er anders, so sind ihm viele Festungen ein Hinderniß.

Unter der Voraussetzung, daß eine Festung durch neue Formationen und einen Landsturm oder eine wenig organisirte Nationalgarde mit Hülfe der Einwohner und eines kleinen Theils fertiger Soldaten gegen einen schwachen Angriff vertheidigt werden kann, ist es also recht gut, in jeder Provinz einen Zufluchtsort der Art zu haben, wohin sich die Verwaltung begeben, Manches geflüchtet und dem Feind die volle Beherrschung der Gegend erschwert werden kann. Solche Orte sind am besten außerhalb der Operationslinien. Ja ummauerte Orte halten wenigstens Streifpartheieen und Marodeurs auf.

Aber noch weit wichtiger sind solche Festungen für ein kleines isolirtes Land, wie z. B. die Schweiz, weil sie hier das einzig mögliche und in der That kräftige Mittel sind, das Land zu halten. Der Feind bekommt wenigstens die Hauptmuskeln des Landes nicht sobald in seinen Besitz.

Freilich, wenn man die großen Kosten der Erbauung und Unterhaltung von Festungen in Betracht zieht, so wird das oben auseinander gesetzte System durch das Maaß der Thunlichkeit bedingt. Indessen können oft schon verhandene Festungen den geforderten Dienst leisten, und man wird un-

ten noch einige Bemerkungen finden, welche die Sache erleichtern.

8) In taktischem Betracht möchten wol folgende Grundsätze gelten:

a. die Ingenieure haben die natürliche Tendenz, auf das Höchste in ihrer Kunst zu raffiniren, d. h. möglichst starke Festungen zu erbauen. Allein dies ist nach höheren Kriegsansichten in den allermeisten Fällen ein falscher Grundsatz, weil es zu viel kostet und zu große Besatzungen hinwegnimmt. Nur solche Festungen müssen sehr stark sein, welche der Feind durchaus nehmen müßte, und dies dürfte selten vorkommen. In den allermeisten Fällen ist es genug, wenn die Festung nicht ohne Belagerungsgeschütz genommen werden kann, weil in den außerordentlichen Schwierigkeiten der Herbeischaffung desselben und des Schieß- und Schanzbedarfes eben die Hauptstärke einer Festung liegt, um so mehr, wenn sie von der Gränze entfernter liegt und der Transport gar auf der Operationslinie geschehen muß. In Verbindung mit den Operationen und bei Zufluchtsorten wird es oft genug sein, wenn die Festung sich auch nur gegen Zwölfpfünder eine Weile halten kann. Aufenthalt und dessen Folgen, Mangel an Verpflegung, Verbrauch des Schießbedarfes, Zeitgewinn für die in der Vertheidigung stehende Armee, endlich Krankheiten sind gar mächtige kritische Hindernisse für einen Offensiv-Feldzug, und schwächen gewaltig die Probabilität der Erfolge. Sich aber bloß auf den defensiven Feldkrieg zu verlassen, wie Bonaparte 1814 und 15, ist immer mißlich.

Durch obigen Grundsatz über die bedingte Stärke der Festungen wird aber ihre Erbauung und Unterhaltung sehr erleichtert.

b. Nicht sowol die absolute Stärke eines Befestigungssystems ist in Betracht zu ziehen, als Neuheit, Mannigfaltigkeit und möglichste Geheimhaltung. Zwar muß nichts absolut Schlechtes erbaut werden; allein in Werke neuer Art wird sich der Feind mit der Attake nicht so bald finden, gesetzt, er hätte auch den Plan der Festung. Die Chance ist immer groß, er werde einen falschen oder doch nicht den besten Weg des Angriffs einschlagen, besonders da man nicht immer die geschicktesten Ingenieure in jedem Falle bei der Hand hat.

c. Es muß Grundsatz sein, immer den Sturm abzuwarten, wenn die Garnison nicht gar zu schlecht ist; denn bei einer resoluten Gegenwehr wird man mit dem nid de pie nicht fest sitzen bleiben, oder vielmehr gar nicht dazu kommen. Ausnahmsweise, wenn es nicht auf verzweifelte Gegenwehr ankommt, kann aber dem Commandanten besonders vorgeschrieben werden, in welchem Zeitpunkte er capituliren soll. Die kräftige Vertheidigung zerrüttet gar sehr die regelrechte Methode des Angreifers.

d. Festungen müssen gegen waghalsige Escaladen geschützt sein. Es giebt ein Mittel, über das ich mich nicht auslassen will, weil es technisch ist und zu weit führen würde.

27.

Baden, den 11./23. August.

Gestern am Abend kamen wir in Zürich an und konnten noch einen Spaziergang auf den von der Demolition der Festungswerke übrig gelassenen Theil des Walles oberhalb der Limmat-Brücken machen, der zu einem Spaziergang mit sehr schönen Linden eingerichtet ist und eine herrliche Aussicht gewährt. Vor 45 Jahren fing man an hier zu pflanzen; jetzt sind die Bäume groß, aber der Jüngling ist ein Greis.

Das Münster ist ganz im byzantinischen Geschmack erbaut; nur die zwei Thürme sind gothisch und oben in Form von Papstkronen geschlossen. Ein Kaiser sitzt an dem einen der Thürme; es soll Karolus Magnus sein. Schade, daß von der beschädigten Krone nur zwei Reifen übrig geblieben sind, über jedem Ohr einer. Diese Thürme sind gar schön und an den Capitälen der Säule in der Kirche selbst und an einigen Simsen schöne Verzierungen, auch Basreliefs mit verkrüppelten Figuren. Der Tempel steht übrigens ganz in der Nacktheit des Zwinglianismus da, ohne Orgel; doch schöner Gesang. Die Seite, wo der Hauptaltar war, ist häßlich durch einen Bretterverschlag abgetheilt, vor dem eine Emporkirche und in der Mitte die Kanzel angebracht ist. Zum Altartisch dient, wie es scheint, ein ehemaliger runder Taufstein. Diese Art, die Kanzel hinter dem Altartisch anzubringen, ist offenbar die beste, ja die einzig passende; da aber die Lutheraner den Altar beibehalten haben, so geht dies nicht. Die Kirche fängt hier um 8 Uhr an und war sehr leer; um 11 Uhr ist Kinderlehre und da sah ich eine andere Kirche sehr voll. Um 2 Uhr ist Nachmittags- oder für viele gute Leute Schlafpredigt. Es ist

nicht verständig, die Kirche so früh anzufangen. Besser, die Nachmittagspredigt zur Kinderlehre gemacht.

Vor 45 Jahren wohnte ich auch in Schwerdt; es befiel mich hier plötzlich durch Erhitzung dasselbe Uebel, woran ich kürzlich neun Monate litt, und zum Unglück blieb mir der Wechsel durch Mißverstand aus. Eine Fürstin von Lippe-Bückeburg, geistreich und Wittwe, deren Bekanntschaft ich kurz vorher, noch gesund, gemacht hatte, erfuhr Letzteres zufällig und ließ mir durch ihren Begleiter, Herrn von Knes, eine Summe als Darlehn anbieten. Doch am selbigen Tage kam der Wechsel und ich zahlte zurück. Ich habe sie nie wieder gesehen. Dies ist das einzige Mal in meinem Leben, daß mir Jemand hat Gutes thun wollen; Alles ist mir schwer geworden; erst in späteren Jahren ist mir das, was man gewöhnlich Glück nennt geworden, doch auch bei beständigem Ringen und Aufwand aller Kräfte. — Auch bei Lavater war ich gern gesehen und correspondirte mit ihm eine Zeitlang. Der Mann ist von Vielen verkannt, von Manchen aus Mode bespöttelt und von elenden Kritikern mißhandelt worden. Er hatte seine Schwächen, aber es war viel Edles, Schönes in ihm.

28.

Baden, den 12./24. August.

Wir fuhren also gestern nach Tisch nach Schweizerbaden auf der nach Bern gewählten Route. Der Weg war unglaublich belebt mit Fußgängern und Fuhrleuten aller Art. Diese alle Erwartung übersteigende Frequenz kam von einer dreifachen Ursache, dem Lager bei Wettingen, dem Kinderschießen in Zürich auf heute, und dem Sonntagsbesuch des Ba-

des. In Baden selbst wimmelte es von Menschen; Soldaten, Bürgern, Bauern, alten Weibern und mitunter hübschen Landmädchen. Der Menschenschlag schien mir größer und besser, wie bisher. Vielleicht Täuschung.

Das Kinderschießen ist ein ganz artiger Zeitvertreib für Kinder und Eltern; als Kriegsvorbereitung freilich von geringem Betracht. Die Kinder waren auf große Wagen verpackt und einförmig in Zwilch gekleidet, auch mit egalen kleinen Flinten versehen. Mit solchen kindlichen Anstalten wird aber die Schweiz kein Militär erzwecken.

Die Soldaten, zum Theil schöne Leute und wohl gekleidet, ermangelten natürlich der Dressur und grüßten zuweilen uns wohlgekleidete Civilisten militärisch. Dte Offiziere nahmen sich sehr gut aus; mehrere ritten sehr gute Pferde; nur wünschte ich die einäugigen Epauletten weg. Im Lager waren wir nicht und von einem Tag der Freude und des Weines und der Begegnung Einzelner läßt sich nicht auf die Haltung einer Truppe schließen. Doch kann ich nicht umhin, zu wiederholen, daß es nicht gehen kann, wenn Offizier und Gemeiner mit einander gesellschaftlich spazieren, an einem Tische speisen und pokulieren, mithin außer dem Dienst der Unterschied nur darin besteht, wer theurer bezahlen kann und ins beste Wirthshaus geht, oder nicht. Der Mensch ist nun einmal kein so abstraktes Wesen, daß ihn bloß verständige Principien regieren könnten. Der militärische Gehorsam will Abstand und Angewöhnung. Ein nationales Freundschaftsband der Gleichheit ersetzt hier nichts und schadet vielmehr, weil es die Art von Nimbus, die ein Militäroberer haben muß, noch mehr enttäuscht. Man führe mir die alten Schweizerkriege

nicht an; hier bedurfte es keines Commandos im Einzelnen; es waren Schlägereien mit Waffen, wo die kürzere (wie recht) den Sieg behielt. Eher könnte man den französischen Revolutionskrieg anführen; allein es ist hier von Normalzuständen die Rede, nicht von außerordentlichen Verhältnissen, wo leicht das Unwertheste und Unwahrscheinlichste geschehen kann. Auch ging die Fraternität von Offizier und Soldat bald vorüber, und in Frankreich war der alte Soldatengeist noch mächtig.

29.

Lausanne, den 16./28. August.

Der Weg von Freiburg nach Lausanne über Peterlingen und Moudon ist ziemlich bergigt und die Tagereise mit Hauderern ziemlich schwer. Man nimmt auch Vorspann zu ungeheuren Preisen. Das Post- und Brückengeld ist in der Schweiz sehr bedeutend, doch in den verschiedenen Kantonen nicht gleichförmig; die Wege sind meist gut. Der Reisende erhält keinen Zettel über die Bezahlung; so kann nach Willkür gefordert werden, welches, wie mir schien, einigemal der Fall war. Warum aber das Geld unter dem Namen Postgeld gefordert wird, weiß ich nicht, da es doch keine Extraposten giebt, wie in andern Ländern, obwohl man auch Extraposten wechselt, wovor man mich aber warnte; ob mit Recht, bleibt dahin gestellt. Die Wirthe halten es mit den Miethkutschern, und Alles stimmt zusammen, dem Reisenden was Tüchtiges abzunehmen.

Wer nicht besondere Rücksichten hat, oder zu Fuß reist, gehe nicht in die Schweiz. In den Salzburger Alpen kann er beinahe dasselbe sehen, Manches schöner, um Vieles wohl-

feiler und unter guten, freundlichen Menschen, während man hier den Fremden, ich möchte sagen, wie ein wildes Pelzthier ansieht, auf das man Jagd machen muß. Ich sage dies nicht aus eignem Verdruß, denn ich war gefaßt, viel ausgeben zu müssen. Ich wundre mich übrigens nicht, daß die Engländer Alles in den Gasthöfen erst behandeln; die Schweiz mag ihnen Anlaß dazu gegeben haben. Das hohe Fordern geschieht übrigens nicht sowol auf den Tisch, außer an kleinen Orten, als auf andere Dinge.

Die Gegenden von Freiburg nach Peterlingen haben nichts Besonderes, so wie auch die nach Moudon. Vom Kanton Freiburg an scheinen die Wohnungen der Landleute schlechter, auch der Landbau mit weniger Genauigkeit betrieben zu werden. Der Boden schien nicht eben besonders gut. In früheren Zeiten war bekanntlich ein merkbarer Abstand zwischen protestantischen und katholischen Ländern; ob dies zum Theil noch der Fall ist, will ich nicht entscheiden. Indessen scheint es so und schon die größere Menge von Feiertagen mit ihren Folgen muß einen Unterschied begründen.

Leider muß ich bemerken, daß die alte malerische Bauart der Bauernhäuser in der Schweiz allmälig verschwindet, wenigstens in gewissen Gegenden. Die neueren Häuser sind mehr städtisch, meist von Stein und im Mauermeistergeschmack errichtet, ohne eine gefallende idillische Originalität.

Man sagte uns in Zürich, die Einwohner des Berner Kantons wären grob; wenigstens kann ich dies, je näher nach Lausanne, desto gewisser behaupten. Die Männer im pays de Vaud sind ein großer, starker Schlag Leute; die Frauen sehr im Nachtheil, wie auch die Französinnen auf dem Lande.

Nach Moudon kommt ein langes, wenn auch nicht jähes Bergan. Höher hinauf sahen wir mehrmalen die Alpen des Oberlandes, wol aber nur die vorderen näheren, Blümlialp u. s. w., aber im Duft, nur durch ein Fernrohr etwas näher erkennbar. Längs dem Wege streckt sich ein ziemlich bewaldetes Bergland hin, das nichts darbietet, was heraus zu heben wäre. Es macht die Wasserscheide für kleinere Bäche.

Näher nach Lausanne zu wurde es dunkel, und herzlich satt der getäuschten Erwartungen, des langsamen Fortschneckens, der Hitze, ja der Schweiz selbst, kam ich am Abend gegen neun Uhr in Lausanne im Falken an.

Bei verschiedenen Gelegenheiten erfuhr ich Eines und das Andere über das schweizerische Finanzsystem, sowol des Bundes, als der Kantone, aber zu wenig, um mich darüber auszusprechen. Doch wenn ich eine Vergleichung zwischen würtembergischen und badischen Gegenden, Städten und Dörfern anstelle, die dicht an der Schweiz liegen oder von ihr enclavirt sind, so sehe ich keinen Unterschied zwischen den bedeutend und den kaum belegten Landstrichen, zumal wenn ich bedenke, wie große Summen durch Reisende in die Schweiz gebracht werden. Man sieht wohl an der Menge von Landhäusern und sonstigen größeren Gebäuden auf dem Lande, daß die wohlhabendere Klasse in der Schweiz besitzlicher ist, während der deutsche Adel sich meist ruinirt hat; aber bei der großen Masse ist wenig Unterschied. Dies kommt wol daher, daß bedeutende Abgaben, wenn sie nicht übermäßig oder zu schlecht vertheilt sind, einen Turnus des Gebens und Nehmens mit sich führen, welcher die Thätigkeit spornt und den Erwerb erleichtert.

30.

Genf, 17./29. August.

Schon aus unsern Fenstern im Falken zu Lausanne bot uns der Genfer See heute früh, mit seinem dunkelblauen Spiegel und den malerisch gezackten Kalkbergen der Savoyischen Seite, ein herrliches Schauspiel dar.

Gegen halb zwei Uhr fuhren wir nach Ouchy', um mit dem Dampfboot (bateau à vapeur) nach Genf überzusetzen, leicht, wie wir gingen und standen.

Die Ufer des schwäbischen Meeres (Bodensees) mögen ein fruchtbareres, reicheres Ansehen haben, da sie keine oder wenige kahle Berge bieten; aber der Genfersee (Leman) ist lieblicher und poetischer, vielleicht auch, weil er Erinnerungen an Rousseaus Heloise hervorruft. Das Wasser war himmelblau, kaum ins Grünliche spielend; nur nahe bei Genf wurde es grüner. Die Schweizerseite bietet Wein- und Wiesengelände und eine unzählbare Menge von Städtchen, Dörfern, Höfen, Schlössern, Landhäusern, Weinbergshäuschen u. s. w. dar.

Einer der minder gut gelegenen Orte ist Coppet, den Nachkommen Neckers gehörig, wo seine Asche und die seiner Angehörigen in einem Park ruht, das Herz der Frau von Stael aber in einer schlechten Kirche, nicht werth einer so hochherzigen, nur etwas eiteln Dame. Ich habe Mehreres von dieser merkwürdigen Frau gelesen, das mich sehr angesprochen hat, Anderes nicht. Daß sie in kindlicher Pietät ihren Vater so sehr überschätzte, kann, weil es ganz von Herzen kam, nicht getadelt werden. Necker war indessen als Finanzminister ein staatsmännischer Kaufmann und als Minister überhaupt ein kaufmännischer Staatsmann, und dabei, sich selbst überschätzend,

immer aber ein merkwürdiger Mann. Ein sehr bedeutender Bankier sagte mir einmal, man müsse einen Kaufmann über die Finanzen (Finanzen, nicht einzelne Theile derselben) nie zu Rathe ziehen, denn er werde sicher falsch urtheilen. — Der Vorwurf, Necker sei Schuld an der französischen Revolution gewesen, hat keinen Sinn; sie mußte kommen. Aber als Financier überschätzte er den Credit; denn durch Schuldenmachen kann kein Staat in Friedenszeiten gehen. Es muß Alles daran gesetzt werden, die Bilanz mit den natürlichen Einkünften zu decken. Eine andere Frage ist die, ob er es konnte.

31.

St. Aubin am Neuenburger See,
den 19./31. August 1840.

Wir verließen heute Lausanne ziemlich früh bei Zeiten und schneckten uns den langen Berg auf der Route nach Yverdun (Ifferten) langsam mit Vorspann hinauf. Dafür wurden wir an freieren Stellen durch herrliche Aussichten belohnt. Mehrmalen zeigte der Montblanc sein Brustbild uns klar und hell über den Vorbergen am Leman. Auf der linken Seite übersahen wir einen Theil der Ufer des Sees und das diesseit des Juragebirges liegende Niederland. Alles ist mit Wohnplätzen jeder Art übersäet. Morges, Rolle und andere größere Orte, am Ufer und im Land, liegen wie bunte Kartenstiche da; die kleineren Orte und einzelne Schlösser, Landhäuser und Höfe geben sich, ich möchte sagen, wie ein beblümter Kattun, oder wie ein mit Schäfchen besäeter Himmel, kurz, es ist eine reizende Aussicht.

Doch bald verschwindet das schöne Gebilde und das folgende Land bietet dem verwöhnten Auge beiweitem nichts so

Reizendes dar. Es wird dazu allmälig schlechter, ein magerer Lehm; die Fruchtbäume sind sehr mittelmäßig, oft kümmerlich und schlecht gehalten; viel Hafer steht auf den Feldern; an Wald ist wenig und der vorhandene sehr unregelmäßig bestanden. Näher nach Ifferten wird es etwas besser.

In Yverdun machten wir Mittag. Diese kleine, ganz wohl beschaffene Stadt liegt niedrig am See, dessen hochgrünes Wasser an einigen Stellen zu sehen ist. Ein großes Schloß mit vier Eckthürmen von bedeutendem Durchmesser liegt mitten in der Stadt. Einst war hier Pestalozzi's Institut, und ich denke, hier wohnte auch als Professor unser vielgeschätzter Pfarrer Muralt, mein Freund. Jetzt dient es, wie man sagte, als Collège der Stadt, d. h. zum öffentlichen Unterricht. Der untere Stock besteht aus Gewölben; oben durchgingen wir die jetzt leeren Corridore. An einem Ort bemerkte Jemand von uns die Aufschrift Prison, und wir fanden hinter einer durchlöcherten Thüre in einem halbhellen Raume drei eingesperrte, lärmende Knaben, die ganz lustig erzählten, sie hätten bêtises gemacht. Man sollte Knaben nicht zusammen einsperren.

Von hier fuhren wir über Granson, das, sich am See herabsenkend, mit seinem Schloß einen besonders malerischen Effekt macht. So wichtig die bekannte Schlacht bei Granson war, so konnten wir doch aus Mangel an Zeit und den nöthigen Beschreibungen in keine Besichtigung des Schlachtfeldes eingehen, das übrigens nicht groß sein kann. Die Mauern des Schlosses sind ungemein hoch. Die Schweizer hatten zu dieser Fehde gereizt und waren überhaupt damals durch Successe übermüthig geworden. Die Nachkommen haben das Widerspiel erlebt.

Jetzt fangen Weinberge an, man übersieht einen großen Theil des Sees und die Gegenden werden besser; doch muß ich gestehen, daß sie meinen Erwartungen nicht entsprachen, vielleicht, weil wir zu Lande am Berghang fuhren und das entgegengesetzte Ufer zu fern liegt. Ueberhaupt ist jetzt nicht die günstigste Zeit für Naturschönheit: die Wälder sind dunkel, die Fruchtbäume neigen zum Herbst, die Weinberge sind einförmig und das Grün der Matten wird fahler; dazu kommen die schmutzig gelben Felder und Felsen und das Monotone, Unpoetische des Jura.

Noch muß ich anführen, daß wir in Ifferten einen Baron Gigantś oder Chicantś trafen, der ehemals Adjutant von Potemkin und Premiermajor war und im 81. Lebensjahre steht. Alle Personen, deren er sich erinnerte, sind todt, und der gute alte Greis steht nun allein auf der Erde, ein Bild der Vergangenheit und die Erinnerung einer Zeit, die der jetzigen in Rußland so sehr entgegengesetzt ist.

Die ganze Gegend, die wir heute durchfuhren, hat viele Nußbäume; allein erst hinter Granson fangen die größeren an. Die Blätter bräunen sich schon. Viele Bäume sind hier mit Epheu umwachsen und lange Mauern mit dieser und andern Schlingpflanzen überwuchert. In dem Maße habe ich es noch nicht gesehen; sollte es vom kalkartigen Boden herkommen?

Noch muß ich erwähnen, daß ich in Yverdun an verschiedenen Orten nicht uninteressante Anschläge der Regierung des Leman-Kantons bemerkte. Einer betraf die Modalität der Anlage und Beitreibung der Hundesteuer für 1840. Sie beträgt 20 Batzen, 1 fl. 20 kr., oder beinahe 3 Franken für

den Hund, keinen ausgeschlossen. Nun traf es sich, daß eine Frau mit einem Hunde uns um ein Almosen ansprach; da rief der Kutscher „eine Person mit einem Hund kann nicht im Zustand sein, betteln zu müssen“, und die Frau ging beschämt. Auf Wagen und Pferden liegt ebenfalls eine Steuer. Die auf die Hunde ist mit großer Fiskalität eingerichtet. Ich lasse mich über das Wesen dieser Art von Industrie-Luxussteuer nicht weiter aus. Eine andere Verordnung betraf die Uebereinkunft mit Neufchatel über verschiedene Erleichterungen im Zollwesen; denn auch die Schweiz hat kantonweise ihre Zölle, die aber die Reisenden nicht befragen und wo die Zollsätze unbedeutend sind. Ein dritter Anschlag betraf die Bevollmächtigung einer gewissen Stelle, in diesem Jahre über den Fischfang die Aufsicht zu führen, für verbotene Fanggeräthe Geldstrafen einzuziehen u. s. w.: eine Sache, die im Kleinen wol nöthig sein kann, bei unsern ungeheuern astrachanischen Fischereien auch obschwebt, doch aber zweiseitig ist.

Die absurdeste constitutionelle Idee ist übrigens die, die Abgaben nur für ein Jahr zu bewilligen, da doch Jedermann weiß, daß sie fortdauernd unentbehrlich sind, und die jährliche Formalität der Bewilligung nur zu unnützen Streitigkeiten, Zeitverlust und allerlei Manövern des Privatinteresses Gelegenheit giebt. Vermehrung der Auflagen, Ausgabenbudgets, darüber streite man; dies ist natürlich.

20. August/1. September.

Die Petersinsel, einst Rousseaus Zufluchtsort, besuchten wir nicht. Theils lag es nicht im Plan, theils hätte uns der herannahende Sturm gehindert. Ich habe sie vor 45 Jahren

gesehen. Welcher junge Mann kann seine Heloise ohne die tiefste Bewegung des Herzens lesen, wenn er nur etwas poetischen Sinn hat? Frauen finden wol weniger Gefallen an dieser Poesie. Sie haben in der Mehrzahl mehr Sinn für das Reelle und Geschichtliche im Roman, besonders für das, was für das verschönerte gewöhnliche Leben paßt, und so muß es sein.

Ob Rousseau, wie andere große frühere Dichter, noch viel gelesen werde, wage ich nicht zu entscheiden. Als Philosoph hat er viel aufgeregt, Manches keck aufgestellt, was später als irrig berichtigt worden, große Wahrheiten angedeutet, aber zu schroff ausgebildet; viel genützt und mehr geschadet; des Rechten und Wahren ermangelt er daher, weil zu viel Poesie und Leidenschaft in seinem Philosophiren ist. Als Dichter hat er alle Tiefen des Herzens ausgebeutet, nur vielleicht zu beredt, zu breit in Worte gekleidet.

32.

Basel, 22. August/3. September.

Der Weg von St. Aubin am Neuenburger See nach Liechstall geht in einem nicht hohen, aber charakteristischen Theil des Jura. Viele, nicht große Felswände, zwischen kräftiger Vegetation, plötzlicher Absturz der Berge und tiefe Einschnitte für die Bäche bilden dieses Eigenthümliche des Hauensteins. Der Weg ist neu geführt und ein bedeutendes Werk. Man zahlt zwar ein ziemlich bedeutendes Weggeld; doch dies ist hier in der Ordnung; für die Postmeister nichts.

Wir kamen an den weitläufigen Ruinen des Schlosses Falkenstein vorbei, das sich von verschiedenen Seiten mit seinen

stark verwitterten Mauern recht malerisch giebt. Es liegt isolirt, wie alle Burgen zwischen zwei Einschnitten, und hat mit seinem runden Wartthurm ganz den Charakter einer deutschen Burg; die inneren Wände von den Wohngebäuden solcher Burgen waren oft von Holz und daher die häufig einzeln stehenden Mauerreste. Wohl nicht von hier hat die berühmte Clara von Falkenstein (Montefalcone) ihre Abstammung, die in Thümmels Reisen mit ihren drei Blasensteinen eine so artige Rolle spielt. Es giebt viele Falkensteine.

Wie doch echte Poesie, natürlicher Humor, classische Sprache nicht altern! Jetzt, ich denke beinahe nach 50 Jahren, lese ich dieses Buch nochmals mit dem größten Interesse. Die Sprache ist, als ob es gestern geschrieben wäre. Schade, daß es mitunter zu breit ist.

Wir kamen nun durch verschiedene längs des Weges zerbrockelte Dörfer; die Berge wurden niedriger, die Thäler breiter, die Gegend öffnete sich und, vorbei dem Bubendorfer Bad, kamen wir zum Mittag nach Liechstall (Lichtstall). Das Wort Stall deutet auf einen Burgstall (so Heristall). Es sind aber bei Ballstall und Liechstall keine Ruinen von Schlössern, so viel mir bewußt.

Liechstall, jetzt die Hauptstadt des Cantons oder Halbcantons Basel-Landschaft, ist ein schlechter Ort, selbst auf der besten Straße; die anderen sind ein Bild von Schmutz und Elend. Die unbedeutende Kirche ist mit kläglichen Häusern ganz umbaut, so daß man nur durch Thorwege zu ihr gelangen kann. Ein großes neues Haus steht indessen in der Stadt, und davor zerstreut am Wege liegen mehrere gute Häuser. Das Stadthaus ist ein wahres Diminutivum. Man

macht jetzt ein Trottoir an der Hauptstraße und scheint der Capitale des Cantons Ehre machen zu wollen.

Die Geschichte der Trennung von Stadt-Basel und Basel-Landschaft ist ein betrübtes Ereigniß für die Schweiz und ein böses Beispiel oder Omen. Was hindert, daß nicht andere Cantone sich ebenfalls zerstückeln und Partheisucht, falscher Liberalismus, irrige Ansichten oder Mangel an Einsicht der Sache Vorschub leisten? Nach der reinen Principiologie hätte allerdings jeder Theil eines Staates das Recht, sich von den andern abzutrennen, um ein eigenes Ganzes zu bilden; aber was würde aus der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Nationen bei solcher Zerstückelung werden?

England befindet sich, beiläufig gesagt, hier in einem widersprechenden Dilemma. Es giebt seinen Colonieen Provincial-Parlamente und nennt es Rebellion, wenn sie nicht mehr unter England stehen wollen.

Von Liechstall abgereist, kommt man in eine offenere Gegend, bald an den grünen, immer reizenden Rhein und sieht die Berge zweier so lange streitender und künftig noch streiten müssender Nationen: Feuer, Thatkraft und Geschicklichkeit, aber zu beweglich, mit Nachdenken, Ausharren und ruhiger Kraft, aber meist zu schwer, im Kampf.

Möchten doch die Deutschen wol beherzigen, wie es jetzt aus Frankreich ursachlos herüberschallt und sie würden sich über ihren ewigen Feind nicht täuschen. Nationalfreiheit ist das Erste, constitutionelle Freiheit nur ein Zweites, ja oft ein Letztes.

33.

Baden, 27. August/8. September.

Das Aufhören der Spielhäuser in Paris zieht viele Franzosen im Sommer hierher; auch unsere Russen spielen leider viel. Es sind für die Roulette und das trente et un zwei Haupttische und ein Reservetisch, wo man mit Silber und Gold spielt. Um die Kosten der Entreprise zu decken, soll im Jahr ein sehr bedeutender Gewinn erforderlich sein. Die Gesellschaft hat gegen 500,000 fl. verbaut und zahlt 44,000 fl. Pacht; die Verbindlichkeit ist auf 15 Jahre.

An und für sich wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn ein wohlhabender Mann mit Maß, Ziel und Vorsicht spielte, um die Langweile eines Bades zu tödten. Allein in dem verführerischen Reiz zum Uebermaß und in der Anlockung Solcher, die nichts zu verlieren haben, liegt das große Uebel. Ich spiele nicht, aber mag eine Zeitlang dem Ding wol zusehen, wenn es nicht zu toll wird. In welcher Spannung sind die leidenschaftlichen, nach Gewinn oder Ersatz lechzenden Spieler? Wie stolz und triumphirend wird ihre Miene, wenn sie einen guten Gewinn gemacht, und wie niederschlagend, hadernd, ja grimmig werden sie, wenn in wenigen Secunden der von Neuem gewagte Gewinn und noch mehr verloren geht. Doch bald bekommen sie wieder ein Herz zur Fortuna. Spiel und Trunk, wie leicht ist anzufangen und wie schwer aufzuhören!

Die französischen Zeitungen, ja der Moniteur selbst, wissen nicht recht, wie sie sich aus dem Memorandum Lord Palmerston's herauswickeln sollen. Im Ganzen wollen sie Krieg, das linke Rheinufer quand même. Aber ein Fluß ist die

schlechteste Gränze, wäre es auch nur der Zölle und Pässe wegen. Das linke Rheinufer ist auch keine Gränze ohne Belgien und einen Theil von Holland. Aber alsdann kann Holland nicht bestehen, man muß es haben. Hier ist aber wiederum keine feste Gränze, da liegt Hamburg. Aber auch hier ist keine natürliche Scheidung; die Elbe auch nicht: also, wo soll das enden? — Es ist kaum glaublich, wie sich überhaupt die Franzosen düpiren lassen. Man kann ihnen die größten Inconsequenzen über Rußland und England gar nicht ausreden. Wenn es nicht wahr ist, so sollte es doch sein und wir brauchen es; anders lassen sich die Diatriben der Zeitungen nicht erklären.

34.

Baden, 29. August/10. September.

Wir erhielten aus Frankfurt am Main eine ziemliche Menge Briefe, die unser dort gewartet hatten. Es befand sich nichts besonders Unangenehmes in ihnen, was ich bei Eröffnung von Briefen gewöhnlich fürchte. Einige oberflächliche Nachrichten von meinem ältesten Sohne am Kaucasus, der sich gut gehalten und gesund ist.

Ich hatte Gelegenheit, Herrn von Haber aus Karlsruhe kennen zu lernen, einen sehr unterrichteten, interessanten Mann, Bruder des mit Don Carlos in Verbindung gestandenen. Wir sprachen viel über den Zollverein, seine Wirkung auf die deutsche Nationalität, die getäuschten Erwartungen seiner Urheber, die wachsende süddeutsche Industrie, die Wohlhabenheit in demselben, die Uebersiedlung von Fabriken und Capitalien aus der Schweiz und dem Elsaß, die schwankende Lage der französischen Industrie, durch die Begebenheiten in Nord-

Amerika, die häufigen Unruhen und die daraus entstehende Unsicherheit, von Runkelrübenzucker, dem nachtheiligen Zollvertrag mit Holland, dem allzugroßen doctrinären Wesen in B**, besonders auch vom Bergwesen und den Kobaltwerken im Badischen und daß seit Langem keine praktischen Fortschritte bei dem Kobaltwesen gemacht worden. Manche meiner früheren Errathungen fand ich bestätigt.

Hier erfuhr ich auch, daß nach englischen Geologen, nach Buch und Humboldt, die Formationen in hiesiger Gegend auf nicht großen Distanzen ganz ungemein mannigfaltig, zerworfen und unter einander gewirrt sind. Der Schloßberg hat oben Porphyr, weiter unten Gneuß, aus dem die warmen Quellen kommen; der Merkuriusberg gegenüber hat rothes Todtliegendes, jenseit der Oos ist Kohlensandstein, in einiger Ferne bunter Sandstein (der rothe und weißliche), der zum Steinhauen gebraucht wird. Wegen dieser Abwechslungen und des metallischen Gehaltes des Schwarzwaldes sollen die hiesigen Gegenden für den Geologen besonders studierwürdig sein.

35.

Baden-Baden, 31. August/12. September.

Der Tag ging fast ganz, wie gestern, herum; am Abend besuchte ich auf kurze Zeit eine Soirée musicale, wo sehr viele Menschen, aber wenig Musik war. Ein Sänger Ricciardi, sonst ganz gut, und ein Piano sind zu einförmig für eine große Gesellschaft. Große Versammlungen machen mich ohnedies leicht melancholisch. Mittheilung ist hier schwer; die Engländer sind kalt, einseitig, abstoßend, wenn auch höflich; die

Franzosen anmaßend, elegant-ungeschliffen; die anderen Nationen sind jetzt zu wenig zahlreich und die Eingebornen zu nachgiebig, um Farbe zu machen. Die Bärte geben zugleich das Gefühl eines Widerspruchs zwischen Rohheit und Civilisation. Der Mensch ist ein Civilisierthier, das die Mißbildungen oder Urbildungen des Naturstandes allmälig ablegen soll. Darum kleidet er sich, scheert den Bart, reinigt sich u. s. w. Daher bei hoher Civilisation das Aergerliche der Wiederaufnahme eines Theils des rohesten Naturzustandes. Man wird übrigens leicht einsehen, daß hier nur von einem Bartwalde, nicht von kleinen Abzeichen der Männlichkeit die Rede ist. Kleinigkeiten, höre ich sagen. Mit nichten! Hier spricht sich eben das große Zerwürfniß aus, an dem jetzt die französische Nation und zum Theil andere Nationen leiden: Mangel an richtigem Gefühl, an Sittlichkeit, an Urbanität, Incohärenz des ganzen Wesens bei hoher Civilisation, ein Zustand, wo der Geistesbildung zu viel, des Herzens zu wenig, an gesundem Menschenverstand Mangel, an Religion nichts, an alten, guten Gewohnungen kaum Etwas ist, wo die Moralität schwankt oder ausfällt, der Geist der Ordnung und Unterordnung erlischt, der Charakter farbenarm schillert, der Ehrgeiz, die Selbstsucht, die Gierde nach Reichthum und Wohlleben alles Höhere überwuchern, die eitle Selbstüberschätzung unübertreffbar ist: ein Zustand, dessen Gefahr mehr als gut durch das Lächerliche maskirt wird, das ihm in so reichem Maße beiwohnt. Nur ein gewaltiger Monarchismus könnte die Nation wieder in einen besseren gesellschaftlichen Zustand, eine Revolution mit ihren Gräueln, ein Aufstehen der Provinz gegen das Pariser parasitische, usurpatorische Ninive das Volk eine Zeitlang

zur Ruhe bringen. Aber was könnte daraus für Europa entstehen? Schade für die sonst herrliche Nation!

Soll Europa durch daß Uebermaß der Civilisation fallen, wie einst Rom? Aber, wo sind die erfrischenden Barbaren? Ich sehe keine. Aber kann nicht ein Volk dem andern Barbar werden? Kann ein inneres Zurückfallen in Barbarei die Nationen nicht wieder regeneriren? Oder geht Alles im Wechsel des Zeitgeistes sinkend und steigend vorüber? Das sind träumerische Fragen, die jedoch beim Nachdenken unwillkürlich auftauchen.

36.

Baden, 3./15. September.

Ich besuchte mit meinen Töchtern Seebach, wo Herr von Otterstedt ein Landhaus erbaut hat und dessen Gegend man mir besonders anrühmte.

Der Ort liegt bedeutend hoch, am Anfang des verengteren Waldgebirges. Das Haus ist einfach, ohne alle schöne Architektur; die Anlagen gar anmuthig mit mancherlei Fern- und Nahsichten. Schade, daß der Grund so felsig ist, daß zwar wol die angelegten Weinberge gerathen, große Bäume aber schwerlich gedeihen dürften. Doch würden sie hier nur die Aussicht hemmen. Diese ist in der That ganz außerordentlich schön, der vom alten Schloß vorzuziehen, weil sie einen engeren natürlichen Rahmen hat. Sie gehört in ihrer Art mit zu dem Schönsten, was ich je gesehen habe. Zwischen Waldgebirgen sieht man durch das ganze lange Thal, mit Lichtenthal und vielen Dörfern und Häusern (Baden selbst ist durch einen Rebenberg bedeckt), weithin über die Rhein-

ebene bis an die blauen Vogesen, des jetzt so jämmerlich entdeutschten Elsasses, wo eine elende Partheisucht ein allbekanntes Faktum als nicht geschehen gerichtlich aussprechen konnte.

Dies bringt mich auf die Jury, dieses angeblich herrliche, wiedereroberte Institut der Freiheit, das doch weiter nichts ist, als ein wieder aufgewärmter Nothbehelf vergangener barbarischer Zeiten, welches man damals fallen ließ und durch vernünftige Gerichte ersetzte, wo es richtige Einsicht und Umstände erlaubten, und in England beibehielt, weil dort überhaupt nichts für ein besseres Gerichtswesen, wie sattsam bekannt, gethan worden, einige Verbesserungen in den letzten Zeiten ausgenommen. Eine Menge von Beispielen und der elende Gang der Processe in Frankreich beweisen nun auch in der Wirklichkeit die Armseligkeit und Schädlichkeit eines Instituts, das so oft Verbrecher durchläßt und Andere nicht nach richterlichen, sondern individuellen Ueberzeugungen oder gar Ueberredungen, vielleicht unschuldig, verdammt. Aber der Spectakel, der Scandal, die Seligkeit, sich reden zu hören, halten diesem Institut jetzt mächtig die Stange. Merkwürdig ist jetzt der Proceß der Madame Lafarge, der in einen traurigen Abgrund von Leichtsinn und Verdorbenheit bei vielen der Betheiligten sehen läßt, und zugleich die Fahrlässigkeit der ersten Instruction, die Unwissenheit oder Leichtfertigkeit der Experten zeigt.

Heute las ich auch wieder etwas über den Judenproceß in Damascus. Ohne irgend eine Meinung bestimmt auszusprechen, muß ich doch bemerken. daß sich unter den Hebräern gar mancherlei Secten befinden, und daß man aus dem mosaischen Verbot des Blutessens und aus Stellen der Mischnah

und Gemara (des Talmudes) keinen Beweis gegen den Aberglauben einzelner Secten hernehmen kann. Der Hergang der Sache ist wirklich bedenklich. Hinsichts der polnischen Juden hat sich nicht selten ähnlicher Verdacht ergeben. Sie sind besonders durch Secten zerrissen.

Doch ich komme auf Seebach zurück. Ein bemerkenswerther Umstand bei den Waldungen ist der, daß alles Nadelholz auf den gar nicht hohen Bergen der Umgegend großentheils aus Weißtannen, besser Weißfichten (pinus picea), einem schöneren Baum, wie die Rothfichte, bestehen, während im Hochgebirge von Gastein keine oder höchstwenige vorkommen, ich keine in Tirol und der Schweiz gesehen habe, sie also sicher nicht häufig sind, und sie in Rußland nur im hohen Norden, bei St. Petersburg, aber nur als gezogene Parkbäume, vorkommen. Cirbeln, die sibirische Kedra (pinus cembra) und Lärchen habe ich hier noch nicht getroffen. Welche Verhältnisse des Klima's oder des Bodens, ob die Unterlage von Sandstein und Porphyr, wie Einige behaupten, diese Eigenheit begründen, ich weiß es nicht. Das Klima ist doch so mild; viele exotische Bäume finden sich im Thal; unter den Weißfichten stehen Eichen und bei Eberstein geben zahme Kastanien zur Noth reife Früchte, ja die Rebe steigt hoch an den Bergen an, und in Gastein giebt es keine Eichen. Hier muß ich noch bemerken, daß am alten Schloßberg, der aus Porphyr besteht, auch bloß Weißfichten vorkommen.

In den Forstbüchern, deren ich manche gelesen, habe ich über die Frage des abnormen Vorkommens der Holzarten nichts Befriedigendes gefunden, so wie über so viele andere tiefere Fragen, selbst die höchst wichtige, in welcher Epoche des

Wachsthums ein Wald die größte Masse Holzes giebt, welche freilich in der Praxis von dem Bedarf bedingt wird. Das Verfassen eines Compendiums oder Handbuches aus zehn früheren hat in Deutschland bei mehreren Erfahrungswissenschaften dem tieferen Eindringen ins Wesen sehr geschadet.

37.

Baden-Baden, 4./16. September.

Ich las heute Pablo Pebrer's Project, die englische Staatsschuld zu tilgen. Der gute Mann, dem es an Logik fehlt, schlägt vor, in zwei Jahren und in acht Terminen 500 Millionen Pfund Sterling durch eine außerordentliche Abgabe vom Capital alles Vermögens in Großbritannien, den Colonieen und Ostindien zu erheben uud für diese Summe Staatsschulden al pari zu tilgen. Ohne in die vielen Monstruositäten dieses Planes, in der Luft schwebende Berechnungen, sanguinische Erwartungen und materiell unübersteigliche Schwierigkeiten einzugehen, ist vor Allem zu bemerken, wie es dem Manne weder selbst eingefallen, noch er es in den simulirten Einwürfen erwähnt hat, daß die Zahlung entweder aus vorhandenem Capital oder durch Anleihen oder durch Verkauf von Eigenthum geschehen müßte: also die Zahler die Interessen jedenfalls verlieren, also die Interessenlast auf der Nation bleiben würde, aber in größerem Maß, als die Hebungskosten und Mißbräuche bei den zur Zinszahlung nöthigen Abgaben betragen können, weil die Interessen für Privatanleihen aller Wahrscheinlichkeit nach sehr bedeutend steigen müßten, schließlich auch die verlornen Zinsen auf die Production und Preise der Dinge nothwendig zurückfallen würden. Gesetzt

aber auch, die Zinsen stiegen nicht, so würde schon der bloßen Verschuldung der Einzelnen wegen die Last höchst ungleich vertheilt werden, wenn es auch möglich wäre, die Summen aufzubringen, mithin das Uebel größer werden, wie bei den jetzigen Abgaben.

Es giebt, wie schon oben gesagt, gegen die erdrückende Last übermäßiger Staatsschulden nur ein Mittel, ein Mittel unvermeidlicher Noth: die successive Reduction der Rente, sei es auch nicht civilistisch gerecht; denn Salus publica suprema lex esto. Früher habe ich mehr darüber gesagt und füge nur hinzu, daß sich der allmälig entstehende Ausfall für die Rentiers im Laufe der Generationen durch neuen Capitalerwerb und erhöhte Production ausgleichen kann. Mache man daher keine Schulden ohne wahrhafte Noth, an der wir unschuldig sind.

38.

Baden-Baden, 6./18. September.

Die Franzosen wollen Paris befestigen. Sieht man es wie Frankreichs militärisches Endziel eines Defensivkrieges an, so kommt die Idee in Betracht. Eine andere Frage ist es, ob es im gegebenen Fall wirklich nützlich ist, politische Ideen bei Seite gesetzt. Ohne einen Plan läßt sich militärisch allerdings nicht über die Stärke der Befestigungen selbst urtheilen, obwol eine Umfassung von 11 Lieues zu monströs erscheint; aber außerdem bleibt immer die Hauptfrage, ob sich die Einwohner von Paris, die doch die Hauptstärke der Garnison ausmachen müssen, zu einer hartnäckigen Vertheidigung hergeben würden,

wenn sie auch taktisch dazu taugten.*) Die vorgerückten Werke können genommen, die Stadt bombardirt, feindlich behandelt werden: Gründe, die bei der Anbietung von guten Bedingungen der Uebergabe und bei mangelnder Erwartung einer Entsetzung durch überlegene Macht, an der es bei so einem Extrem doch fehlen würde, entscheidend auf ein Bürgermilitär wirken können. Doch es gehört Zeit dazu, ehe so eine Befestigung fertig wird, und mehr als Hundert Millionen.

Was über die Verproviantirung der Stadt gesagt wird, ist irrig. Man braucht keine Circumvallation, sondern nur leichte Cavallerie, um die Zufuhr für eine so ungeheure Bevölkerung, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch fast bis Null zu erschweren, und an die Wirksamkeit von Convoys ist gar nicht zu denken; man wird sie überall mit überlegener Kraft angreifen und die langen Wagenreihen sprengen. Ohnedies läßt sich eine Menge von Bedürfnissen zu Convoys gar nicht zusammenbringen. Dies ist nur für größere Bedürfnisse möglich.

Wenn man Beispiele einer hartnäckigen Vertheidigung bei allen Entbehrungen anführen wollte, wie das von Paris zur Zeit der Ligue, so paßt dies nicht auf die jetzigen Verhältnisse und Bevölkerung. Es gehört dazu ein Enthusiasmus, eine Aufopferung, die sich zwar unter ganz besonderen Umständen denken lassen, aber heutigen Tages bei dem Zerwürfniß der

*) Man kann die französische Nationalgarde durchaus nicht mit der Landwehr anderer Länder vergleichen. Sie ist ein ganz unmilitärisches Institut, wie die alten Bürgerwachen in deutschen Städten. Die pariser hat zwar einige Uebung, aber unbedeutend für einen regulären Krieg, und keine Officiere.

Meinungen und den viel mächtigeren und verwickelteren materiellen Interessen nicht wahrscheinlich sind, am wenigsten, wenn der Angreifende gute Vorschläge macht.

Das Badepublikum fängt an, sich stark zu lichten und bei dem schlechten Wetter wird es hier langweilig.

Baden-Baden, 7./19. September.

Der Proceß Lafarge hat eine neue Phase erhalten. Orfila mit den Pariser Chemikern hat Arsenik im Körper gefunden. Das Nähere muß in diesen Tagen kommen. Er ist also an Gift gestorben; allein die ganze verworrene Procedur giebt noch nicht den geringsten, streng-juridischen Beweis, wer das Gift gegeben, zumal die Identität der materiellen Beweismittel, die in fremden Händen waren und unversiegelt geblieben, nicht dargethan werden kann, also eine Verwechslung oder Beimischung von dem Vertheidiger als möglich vorgeschoben werden kann. Selbst die Beklagte, die allerlei Pulver unordentlich und sorglos aufbewahrte, konnte die fameuse Gummischachtel unabsichtlich mit Arsenik versetzt haben. Mit dem Verdacht und der Wahrscheinlichkeit ist es eine andere Frage; aber ohne eigenes Geständniß sollte nie Jemand hingerichtet, nur im Gefängniß gehalten werden. Man muß das Weitere in dieser kläglichen Procedur erwarten.

Baden-Baden, 8./20. September.

Es ist rein toll, was die Franzosen über die orientalische Frage schreiben. Sie sind weder bei der Frage noch bei den Thatsachen und träumen sich eine Theilung der Türkei, wo sie leer ausgehen sollen. Dies zeigt nun auch, wie gefährlich

die zügellose Presse nicht bloß für die inneren, sondern auch für die äußerlichen Verhältnisse eines Landes werden kann. Die Masse im Innern glaubt, was man ihr täglich wohlgeschrieben vorsagt und wird zum Krieg gereizt, das Ausland aber erbittert. Das achte deutsche Armeecorps soll sehr gegen die Franzosen aufgeregt sein. In Italien regt es sich in anderm Sinne; dort ist indessen nicht die eigentliche Entscheidung der Sache.

Ich bin begierig, welche Wendung nun die Journalisten nehmen werden, da die Originalstipulationen des Quadrupelvereins bekannt geworden.

39.

Baden-Baden, 13./25. September.

Madame Lafarge ist zur Ausstellung und ewiger Zwangsarbeit verurtheilt. Aber keine juridisch bündigen Beweise sind da. Der Mann ist an Arsenik gestorben. Mag sein. Aber wer hat es gethan? Eine Unterschiebung war möglich oder auch eine unabsichtliche Vermischung; die vorgebrachten Substanzen ermangeln aller gerichtlichen Gewißheit der Identität. Die Advocaten haben, so viel aus den Zeitungen zu schließen ist, nicht auf die rechte Art vertheidigt, zu viel von moralischer Unwahrscheinlichkeit gesprochen, zu wenig juridisch gegen die vermeinten Beweise protestirt. Es ist möglich, sie hat ihn vergiftet, die Briefe an ihre Bekannten geschrieben, um es zu verdecken, obwol es stark ist; aber überwiesen ist sie nicht. Selbst die fast unglaubliche Teufelhaftigkeit, die bei ihr, und bloß auf moralische Ueberzeugung, vorausgesetzt wird, macht das Factum bedenklich. Die Geschwornen, statt zu sagen, es

fehlt an vollen Beweisen, finden mildernde Umstände: — wo sind diese, wenn sie vergiftet hat? Konnte nicht Jemand im Hause Arsenik mit Gummipulver vermischt haben, unabsichtlich, sich dessen nicht mehr erinnernd oder es aus Furcht nachher verschweigend? Lassen sich nicht andere Möglichkeiten denken? Schwer gravirt, hochverdächtig ist allerdings die Frau; aber war sie schuldig, so konnte sie nicht bloß zur Zwangsarbeit verdammt werden; war es nicht gehörig bewiesen, so war auch dieses zu viel. Auch die Rolle der Mutter Lafarge ist häßlich: die Erbrechung des Schrankes, die Civilklage. Er selbst ein Falsarius. Die Briefe aus Algier hinsichts der Madame Leontad sind auch eine sonderbare Sache. Die ganze Geschichte ist häßlich, die Instruction fehlerhaft, die Vertheidigung zweifelhaft, das Verhandeln fraubasenmäßig und das Juryinstitut ein Jammer!

40.

Baden-Baden, 14./26. September.

Ich endigte Nebenius Schrift über die Herabsetzung der Zinsen (1837). Eine gute Uebersicht, welche auch bei Männern vom Fach die Ideen über diesen Gegenstand erfrischen kann. In einigem bin ich aber nicht gleicher Meinung mit dem Verfasser. Auch im Pebrer fuhr ich fort, wo das Geschichtliche interessirt. Es ist aber irrig, wenn man die große Krise von Nord-Amerika den Maßregeln des Präsidenten Jackson allein zuschreibt. Sie mögen zu schnell, zu schroff, in Einigem nicht ganz richtig gewesen sein, aber das Hauptübel lag in der zügellosen Papiermacherei der Privatbanken, dem Gegenstück von übermäßigen Papiermachen mehrerer Staaten

in der vergangenen Epoche. Dieses zügellose Bankunwesen wurde durch den wagsamen, schwindlerischen und, wie bekannt, eben nicht delicaten Charakter der Nordamerikaner gespornt und gestachelt und durch die ungünstige Handelsbilanz auf die Spitze gestellt. Ein großer Theil des Uebels fällt auf England zurück, weil es seinem untreuen Freund Jonathan Credite aller Art über das Maaß gegeben hatte und fortgeben mußte und muß. Daher das Uebel, dem in jedem Fall gesteuert werden mußte, aber in der Wurzel nicht gesteuert ist. Die Subtreasury=Akte, d. h. die Einführung eigener Staatskassen mit strenger Verantwortlichkeit, sichert nur die Staatsgelder, aber dem Bankunwesen ist, so viel mir bewußt, durch kein gründliches Gesetz gesteuert und ähnliche Krisen können wieder vorkommen. Allerdings ist es schwer, hier die Scheidelinie zwischen Nutzen und Schaden zu ziehen. Die Banken können allerdings viel zum Aufkommen eines Landes beitragen, besonders eines neuen, wo viel Capital productiv angelegt werden kann, und die Forderung der Capitalien weckt die Banken und verstärkt sie. Aber ob die Forderung zum Guten oder Bösen sei, wer kann dies meistern? Und selbst wol gegründete Banken können schädlich werden, wenn die geforderten Capitalien schlecht angewendet werden. Es ist übrigens ein Zeichen einer matten Verwaltung, daß erst jetzt in Amerika Staatskassen (außer der Hauptkasse nämlich) eingeführt worden, und das bei großer Opposition. Eine gehörige Regulirung des Bankwesens dürfte, der individuellen Interessen wegen, gar nicht durchzusetzen sein und so bleibt das Land immerfort auf einem Pulverfaß sitzen. Dazu die großen Schulden der einzelnen Staaten und da habt ihr das

hochgelobte Amerika, die wohlfeile Regierung, die nichts regiert.

Die drei kategorischen Imperative von zehn zu zehn Tagen in der Sache Mehemed Ali's haben mir gleich Anfangs nicht recht gefallen wollen. Jetzt hat er, so viel man weiß, einen verstreichen lassen und macht hinterdrein annehmliche Bedingungen; aber nun ist wieder eine Schwierigkeit.

Die ostpreußischen Stände haben sich recht kläglich benommen; ich denke, sie konnten an Frankreich, Belgien u. s. w. genug haben, um des Constitutionswesens satt zu sein. Die Antwort des Königs ist bewundernswerth.

Wenn man doch einmal ganz liberal werden wollte, dann würde das herrschende, einseitige Liberalismuschen bald zu Ende gehen. Aber es ist zu viel gefordert.

41.

Baden-Baden, 17./29. September.

Alle die aus Frankreich und dem Elsaß kommen und nachdenken, klagen über die Mängel der Erziehung. Die Primärschulen, ohne auf Religiosität und Moral zu wirken, helfen den Leuten nur die Zeitungen zu lesen und sich den gesunden Menschenverstand verdrehen zu lassen. Es ist ein Fehler, ein sehr großer, den untern Schulunterricht von der Kirche abzutrennen*). Abermals eine Folge des Halbliberalismus.

---

*) Man könnte hier einwerfen, die Verschiedenheit der Religionen in einem Staat könne dies hindern. In wenigen Fällen kann dies wahr sein, in den meisten nicht. Uebrigens muß die Regierung allerdings ihren Einfluß dabei erhalten.

Im Nachhall von Voltaire und Andern fürchtet man den Einfluß der Geistlichkeit, dessen Mißstände längst vergangen sind, und bedenkt nicht, daß man ein weit Schlimmeres zu fürchten hat, die Depravation und Wildheit der Massen. Alle Regierungskunst, in Republiken und Monarchieen, hat von jeher zum Hauptziel gehabt, die Velleität und die antisociale Widerstrebung des rohen Haufens, ein Erbübel der Gesellschaft, im Zaum zu halten. Es ist viel Mißbrauch von Seiten der Macht geübt worden: daher Sclaverei, Leibeigenschaft, Unterdrückung anderer Art. Aber nun will man die Macht dem Haufen vindiciren, trotz der schon gemachten Erfahrungen, und man wird Mißbräuche furchtbarer Art sehen. Ohne Sitte sind die Gesetze ohnmächtig, ohne Religion hält sich die Sitte nicht, und nur mit schonungsloser Gewalt, mit tyrannischem Herrschen kann der wüthend gemachte Elephant wieder in Zucht gebracht werden, wenn er nicht gar zu Grunde geht.

Wie ich hier erfahren, haben die Franzosen an Eisenmunition nicht einmal den Friedensfuß, und es wird Hals über Kopf bestellt und gearbeitet.

42.

Baden-Baden, 19. Septbr./1. Octbr.

Die Nachricht, die ich in Zeitungen fand, welche Antwort man in Frankreich dem deutschen Bund gegeben, wird als falsch angegeben; meine obigen Bemerkungen waren also zum Theil voreilig.

Nach der Meinung Einiger können die Franzosen vor Neujahr nicht gerüstet sein. Hoffentlich ist dann die Sache mit Mehemed Ali aus. Es scheint beinahe, als ob Herr

Thiers den Krieg wolle und nicht wolle. Es möchte aber gefährlich sein, die Kriegslust der Franzosen zu wecken, bloß um Komödie zu spielen. Allerdings vervollständigen die jetzigen Rüstungen so Vieles was fehlt und nicht hätte fehlen sollen, und geben Gelegenheit, Paris mit geschlossenen Forts in einer Enceinte zu umgeben, wovon man, wie mir däucht, gar keine militärischen und sehr problematische politische Resultate erwarten kann.

Bei einem wirklichen Krieg dürften übrigens die Kosten bloß eines Feldzugs schon ungeheuer sein und, wenn keine Revolution erfolgt, die Meinung der Contribuablen bald mürbe machen. Erfolgt aber jene, dann sind die Consequenzen oder Inconsequenzen nicht zu berechnen.

Ich spreche von ungeheuren Kosten, weil nach dem Beispiel des Friedens an der Taffna, bei dem jetzigen Zustande der Dienstmoralität und bei einer Regierung, wo kein eigentlicher Wirth ist, die Alles beweisen soll und keine discretionäre Macht besitzt, wenig Oeconomie zu erwarten steht.

Baden-Baden, 20. Septbr./2. Octbr.

Ich habe nun das Allermeiste um Aurelia — Baden (die Römer nannten sie bekanntlich Aurelia aquensis) gesehen, bis auf den Mercuriusberg und Geroldsau mit dem unbedeutenden Wasserfall. Dieses kann ausbleiben, da ich übermorgen abzureisen gedenke.

Die unverbürgte Nachricht, daß eine russische Flotte von 18 Kriegsschiffen nach dem Mittelmeer gehe, hat die französischen Zeitungen aufgeschreckt. Hatte man denn die Möglichkeit nicht vorausgesehen? Aber auch verschiedene englische

Zeitungen halten es für unmöglich, daß ihre Regierung so etwas zugeben könne. Die Eifersucht der Engländer auf Alles, was nur Flotte heißt, geht nicht selten bis zum Komischen. Uebrigens sind die englischen Zeitungen in Hinsicht Rußlands wo möglich noch ungerechter, inconsequenter und ignoranter, als die französischen.

Der Proceß von Louis Bonaparte, dessen Anfang ich heute gelesen, bietet kein Interesse dar. Es sind der Inconsequenzen und Mattheiten zu viel, ein Schülerstreich.

Die hiesige sogenannte allemannische Sprache ist, bei aller Achtung für Hebels schöne allemannische Gedichte, ungemein widerlich und mit dem österreichischen oder schwäbischen Dialect nicht zu vergleichen. Der schweizerische mit all' seinen mancherlei Spielarten ist der gröbste von allen oberdeutschen, doch noch besser, als der hiesige. Genau betrachtet ist es eine Uebergangssprache von reinerem Oberdeutsch in das Niederdeutsche, das sich einerseits in das Plattdeutsche und Holländische, andrerseits in das Thüringische und in die sächsische, etwas slavonisirende Kolonistensprache ausästet, aus welcher die Schriftsprache genommen worden. Man kann diesen Uebergang stufenweise verfolgen, wenn man die Spracharten von Basel, Freiburg, Altbaden, der Pfalz, Hessen-Darmstadt, Wetterau, Kurhessen und so weiter verfolgt. Es beweist dies etwa auch, daß die deutschen Gauen schon vor langem nicht von reinen Volksstämmen bewohnt worden, oder daß in der Folge Mischbevölkerungen entstanden sind, wozu es Gelegenheit genug gab. Die Namen des Tacitus sind ohnedies, wie bekannt, großentheils nur von Orten und Gegenden hergenommen.

So mag sich auch durch Mischung der plattdeutsche Name Catten, Chatten, in Hatten, Hässen (wie man es dort ausspricht) und Hessen umgewandelt haben.

Doch möchte ich in Deutschland noch einen Hauptdialect den lispelnden, einen weitläufigen Verwandten des angelsächsischen, dänischen, schwedischen annehmen, der auf das Plattdeutsche zurückgewirkt hat, aber auch seinerseits modificirt worden und eigentlich nirgends in seiner Reinheit vorkommt, aber seine Spuren in Westphalen, im Hannoverschen und an der unteren Elbe hat.

Am Rhein mußten die meisten Vermischungen vorkommen, weil hier Alles am meisten durch die Kriege untereinander geworfen ist.

43.

Baden-Baden, 21. Septbr./3. Octbr.

Morgen wird abgereist; also schreibe ich wol zum letzten Mal in dem herrlichen Baden. Bekanntschaften haben wir nur mit mehreren Landsleuten gemacht; es führt auch nichts dazu, leicht Bekanntschaften zu machen. Eben die Menge von Fremden und der Reichthum an Unterhaltung verursachen, daß sich die Einzelnen isoliren. Russen waren nicht gar viele mehr hier, die Engländer, sonst sehr achtbar, sind erst Engländer und dann Menschen, und es kommt nicht leicht zur Bekanntschaft; die Franzosen, abgesehen von den Zeitumständen, sind zu sehr von sich eingenommen und neumodisch unhöflich, als daß man sie aufsuchen sollte; von Deutschen trafen sich keine Personen, mit denen ich nähere Bekanntschaft besonders zu wünschen Ursache gehabt hätte. Außerdem besteht der größte

Theil der Anwesenden aus Passanten und es war schon spät in der Saison. Bis heute sind 19,351 Badegäste und Anreisende im Badeblatt aufgezählt.

Es ist ein herrliches Land, dieses Großherzogthum Baden, den sandigen Strich um Karlsruhe ausgenommen; ganz gut verwaltet, aber leider auch von dem Constitutionswesen heimgesucht und mit einigen halbliberalen Theoristen geplagt. Die Polizei in Baden ist bei wenigen Mitteln und ohne sich bemerklich zu machen sehr gut; auch in Hinsicht der Ordnung und Verläßlichkeit bei den Hazardspielen, der Roulette und dem trente et un. Ich habe indessen verschiedene Personen gesprochen, die behaupten, dieses Spiel bringe dem Lande in pecuniärem Betracht mehr Schaden, als Nutzen, weil viele Anreisende ihr Geld bald verspielen und weggehen, da sie sonst länger geblieben wären, der Hauptvortheil aber einer fremden Gesellschaft zufiele. Ich lasse es dahingestellt sein, da vielleicht Viele auch gar nicht gekommen wären, besonders aus Frankreich. Von traurigen Fällen, die durch das Spiel entstanden wären, habe ich eben nicht viel gehört. Die Spieler sind Reisende, die nicht ohne Geld kommen; ein Hazardspiel für Ortsbewohner, wie es in Paris war, ist natürlicher Weise viel gefährlicher, weil es auch Solche lockt, die nichts zu verspielen haben.

Man tadelt auch den Spielcontract, nach dem viel zu wenig gezahlt und geleistet werde und die Gesellschaft einen unmäßigen reinen Gewinn habe; bis jetzt soll er 1,300,000 Franken betragen. Es scheint in der That so; doch möchte ich aus Mangel an genaueren Daten nichts entscheiden. So viel ist sicher, daß Baden, wenn das Spiel aufhörte und nicht

zugleich in den Taunus- und andern Grenzbädern geschlossen würde, sehr viel verlieren müßte; denn als Sanitätsmittel dürften die böhmischen Bäder, wo kein Spiel geduldet wird, doch einen bedeutend höheren Rang behaupten.

An Aerzten hat Baden keinen Mangel. Besonders herausgehoben wird der Hofrath Dr. Gugert, den auch ich brauchte und dessen tiefdringende Kenntnisse mit Scharfsinn und einem vollen Liberalismus, wie ich ihn meine, ich in manchen Gesprächen Gelegenheit hatte, kennen zu lernen.

Das Wetter wird schon kühl, doch fangen sich die Waldbäume erst an zu bräunen; die wilde Rebe an Mauern geht in ein dunkleres Roth über; die Weinberge sind noch grün und die Wiesen, nach kaum gemachtem Herbstgrummet, smaragden; die Eichen und Buchen werfen ihre Eicheln und Eckern ab, mit welchen sie in diesem Jahr übersäet sind; die Obstbäume sind aber schon alle und die Felder großentheils leer. Es ist hohe Zeit, an unsere Rückkehr zu denken.

44.

Frankfurt, 26. Septbr./8. Octbr.

Ich habe, wie Andere, nicht selten bemerkt, daß Personen, die lange nicht in einem Lande oder Orte gewesen, welche sie interessiren, sich, wenn sie es wieder besuchen, in ihren angenehmen Erwartungen getäuscht fühlen und meinen, es sei Alles schlechter geworden.

Es ist natürlich; sie finden Alles verändert, das Lebende wie das Todte, und erkennen oft ihre Lieblingsorte gar nicht mehr. Nicht selten bin ich in einem gleichen Fall gewesen, und so hat es mich in Baden vermissend angesprochen, daß

ich die Aeolsharfe nicht mehr fand, die ich einst im Wald auf einer Ruine, die weiter unter dem Schloß stand, tönen hörte. Doch will ich nicht in den Fehler fallen, darum Alles zu tadeln, und also sagen, daß die äußeren Partieen von Frankfurt gar sehr gewonnen haben.

Das kalte Wetter, bei den kurzen Tagen und der daher nöthigen frühen Abfahrt auf dem Rhein, bewog uns, die projectirte Rheinreise ganz aufzugeben. Ich fuhr daher auf der Eisenbahn über Kastel nach Wiesbaden, um diesen Koryphäen aller Rheinbäder kennen zu lernen, wo in diesem Jahr 28,000 Badefremde und Passanten gezählt werden.

Das Fahren auf einer Eisenbahn hat, wenigstens für mich etwas Verdrießliches. Die möglichst grade geführten Bahnen durchschneiden natürlich leere Gegenden, wo noch weniger gebaut und angepflanzt worden, wie an großen Landstraßen, und auch kein Beweggrund dazu vorhanden ist; die Schnelligkeit der Bewegung, wo Alles im Flug verschwindet, das Maschinenmäßige der Sache, wo man selbst zur willenlosen Sitzmaschine wird, Alles das mag jenes Mißgefühl verursachen. Im Ganzen genommen müssen auch die Eisenbahnen zur Folge haben, daß die Menschen gegen fremde Umgebungen kälter werden und im Geschmack an der Natur verlieren. Auf einer anderen Seite trägt diese Reiseart zur Nivellirung der Stände bei, worüber sich im Interesse der so nothwendigen gesellschaftlichen Hierarchie Manches sagen ließe.

Die Taunus-Eisenbahn soll in einigen Hinsichten nicht zu den besten gehören, welches ich nicht entscheiden kann; wenigstens sind die Bahnhäuser und besonders auch die hölzernen Schuppen, wo die Wagen halten, recht elegant, und die

Bewegung der Wagen ist ziemlich sanft. Mehrere Personen, auch die Wirthe, scheinen die Eisenbahnen nicht zu loben: die Leute blieben nirgends, die Equipagen würden selten und kurz bleibende Reisende wären den Gasthäusern, schon der täglich zu wechselnden Wäsche wegen, minder nützlich. Man müßte aber auch die Gegenparthei hören.

Wir kamen an Höchst zu weit vorbei, um die weitläufigen Bolongaroschen Anlagen, die ich in meiner frühen Jugend bewunderte, näher zu sehen. Sie sollen jetzt ziemlich verlassen stehen, da die Tabaksfabrik nach Frankfurt verlegt worden. Zu seiner Zeit war dieser Bolongaro, ein armer Italiener, der durch einen von ihm erfundenen und zur Mode gewordenen Schnupftabak einen sehr großen Reichthum erwarb, ein vielbesprochener Mann. Wenn ich nicht irre, so baute er in Höchst das große Quadrat mit einigen Straßen, weil man ihn in Frankfurt nicht als Bürger zulassen wollte oder als Katholiken nicht zulassen konnte.

45.

Lützen, 3./15. October.

Wir reisten am 1./13. October Mittags um 12 Uhr von Frankfurt ab, fuhren die Nächte durch und konnten doch nicht früh genug in Leipzig ankommen, um bald Quartier zu finden, weil es der Messe und der aus den Bädern kommenden Durchreisenden wegen sehr besetzt sein sollte. Wir blieben also zur Nacht lieber in dem elenden berühmten Lützen.

Die Ebene von Frankfurt und Hanau ist jetzt, wo Alles kahl und todt wird, nicht reizend. Doch das gute Wetter, einige schöne Aussichten nach den Höhen, mehrere Landhäuser und Schlösser machten sie unterhaltend.

In Hanau bin ich 1774 am 26. November im wilden Mann (so hieß das Haus damals) geboren; 1815 stand es noch wenig verändert; jetzt sah ich es nicht. Später wurde mein Vater, nach Schicksalen, deren zu erwähnen hier nicht am Ort wäre, nach Rußland berufen, ich aber, leider oder nicht, in Deutschland erzogen. Etwa 7 Jahre alt, kam ich von Hanau, erinnere mich aber mancher Kleinigkeiten noch aus geringeren Jahren.

Wir besuchten das Wilhelmsbad, das mein Vater erbaute. Es war eine Liebhaberei des damaligen Erbprinzen, später Landgrafen von Kassel, Vater dessen, der vor mehreren Jahren abdicirte. Durch Kempf, Leibarzt, in Ruf gebracht, blieb es eine Zeitlang in der Mode; aber nach Eröffnung eines Steinbruches versiechte die wenig bedeutende, etwas nach Dinte schmeckende Quelle, und jetzt ist Wilhelmsbad ein Spazierort. Ich fand Alles wohl erhalten im Zustand, wie ich mich aus meiner Kindheit erinnere.

Es war schon Nacht, aber herrlicher Mondschein, als wir in Gelnhausen ankamen; dennoch besuchte ich, nach 1815 zum zweitenmal, die Ruinreste der Burg Friedrich Barbarossa's. Sehr Vieles hat sich in Gelnhausen dadurch verändert, daß man die Chaussee, um die bösen Gassen der Stadt zu vermeiden, an dieser vorbeigeführt hat: ein bedeutendes Werk, wodurch aber das Defilé, welches, wie man behauptet, Wrede im Jahre 1813 hätte besetzen sollen*), sehr geöffnet worden. Man kommt also auf ganz anderem Wege zu den Ruinen,

---

*) Ob er es gekonnt und nicht fürchten mußte, die Franzosen zu verfehlen, ist eine andere Frage.

und wir sahen daher die alte byzantinische Kirche, mit den wunderlichen schiefen Thürmen, nicht. Die Städte Deutschlands müssen doch elend gewesen sein, daß sich Friedrich bei Gelnhausen anbaute. Die Lage der Burg ist weder fest noch besonders schön, noch ist die Gegend durch etwas Anderes ausgezeichnet. Wollte man etwa der Elbe näher sein? Ziemlich central ist allerdings die Lage.

Die Ruinen, wie fand ich sie! Ach, lieber Gott! Herr Buderus von Carlshausen (ein bekannter Lieblingsminister) hat unter anderm die prächtige Hauptmauer mit dem sonderbaren Altan einreißen lassen, um aus den Materialien auf einem Gute ein Wirthschaftsgebäude zu erbauen. So erzählte betrübt der Cicerone, ein armer Bürgersmann. Noch steht die entgegengesetzte Mauer mit dreifachen byzantinischen Fenstern; aber die Rückseite des Kaisersaals ist weg und mit ihr das wenige Ensemble, welches noch auf etwas schließen ließ. Man hat indeß eine gute Beschreibung mit Kupfern, und der Cicerone sagte, es heiße, Alles solle wieder, wie früher, hergestellt werden.

Herr von Carlshausen verdiente, nach gehöriger Verificirung, für die klägliche, dummdreiste Zerstörung eines Nationalmonumentes an den Pranger der Publicität gestellt zu werden.

Die uralte byzantinische Kapelle am Schloß, über einem Thorthurm, den wir mit einer Laterne besuchten, ist noch in ihrem alten Zustand. Außer dem Altar hat sie nichts besonders Ansprechendes.

Neben diesem Thorthurm steht angebaut ein anderer inwendig hohler, der von Römerbauart zu sein scheint: er steht

an seiner Stelle ganz zwecklos, ist also ein Rest. Indessen weiß ich nicht, ob noch so weit östlich römische Burgen gewesen. Ist dies nicht der Fall, so ist er fränkisch. Er mag wol mit Ursache zur Wahl dieser Stelle gewesen sind.

Am folgenden Morgen, den 2./14. October, fuhren wir mit Tagesanbruch aus Fulda und bemerkten im Vorbeifahren mehrere der ansehnlichsten Hauptgebäude der ehemaligen gefürsteten Abtei, auch das Schloß mit dem schönen Park. Jetzt dienen diese Geräumigkeiten zu anderen nützlichen Zwecken. Eine lange Vorzeit mit mancherlei Geschichtsveränderungen hat für alte Länder den Vortheil, daß im Laufe der Jahrhunderte eine Menge Gebäude aufgeführt worden, die mannigfaltig genutzt werden können. Besonders ist dies in dem einst so zerstückelten Deutschland der Fall, während in jungen Ländern, die sich rasch civilisiren, wie Rußland, Nordamerika, zu großer Beschwerde Alles in kurzer Zeit neu errichtet werden muß, aber freilich auch seinen Zwecken specieller angepaßt werden kann.

Den Tag über kamen wir durch lauter unbedeutende Orte und Gegenden und erst in der Nacht nach Eisenach. Von hier über Gotha und Erfurt erreichten wir Weimar am frühesten Morgen und fuhren weiter, da ich mich in Abwesenheit des Herrn Großherzogs und der gegen mich sehr wohlwollend gesinnten Großfürstin Maria Pawlowna nicht aufhalten wollte, um so mehr, da bei den kurzen Tagen ein eintägiger Aufenthalt zu Nichts führt. Doch machte ich einen kleinen Ausgang, um das sich hübsch darstellende Schloß mit seinen freundlichen Umgebungen wieder in meinem Gedächtniß aufzufrischen.

Göthe ist nicht mehr; er wäre größer geblieben, hätte man ihn nicht größer machen wollen, als er war. Seine Werke scheinen mir in der letzten Ausgabe verloren zu haben. Es ist zu viel daran getiftelt, zu viel eingeschoben worden, das einen Commentar braucht. Nicht alle haben mich bei späterer Lectüre so angesprochen, wie „Meisters Lehrjahre“ und „Dichtung und Wahrheit“, „Meisters Wanderjahre“ und den zweiten Theil vom „Faust“ — ich gestehe es, habe ich nicht auslesen können. Viele seiner kleinen Sachen haben eine wundervolle naive Wahrheit und Menschlichkeit.

Eckermann's Briefe über Göthe sind höchst interessant und der sprechende Göthe war vielleicht mehr, als der schreibende.

Vach, wo wir gestern Mittag machen mußten, ist ein gar elendes Städtchen und hat sich von der Retirade der Franzosen und deren Plünderung 1813 noch nicht ganz erholt. Was in diesen kleinen deutschen Städten, leider auch in großen, besonders widerlich wird, ist das Heraushängen des geschlachteten Viehes an die Straße. Sollte die Polizei kein Einsehen haben? Wenigstens könnte es auf die Hausflur beschränkt werden.

Bei Eckartsberga, einem unbedeutenden Städel, steht die ziemlich große Eckartsburg, meist Ruine, wo eine herrliche Aussicht bis Gotha sein soll. Auch auf der Höhe hinter dem Städtchen ist sie sehr schön.

Zu Naumburg besahen wir die alte byzantinische Domkirche, 1034 erbaut, mit zwei später angebauten gothischen Chören, eins das bischöfliche, mit schönen bunten Glasfenstern, aber schon sehr zerstört und einer neuen Einsetzung in Blei

oder Messing und der Ergänzung bedürftig. Die Kirche hat auch eine Krypta, ist mittelmäßig groß und zeigt nichts besonders Merkwürdiges oder Ansprechendes. Doch werden einige restaurirte und der Restauration bedürftige Gemälde gezeigt, die Lucas Kranach zugeschrieben werden. Der mittlere Theil eines Altarbildes mit Thorflügeln möchte wol echt sein. Zwei große Tafeln, die Heiligen Catharina und Barbara vorstellend, sind es vielleicht nicht, aber schöne restaurirte Bilder.

Durch Weißenfels kamen wir schon in der Dämmerung.

Nun einige allgemeine Bemerkungen. Zwischen Fulda und Eisenach haben die Gegenden nichts besonders Anziehendes, besonders in der jetzigen farbenlosen Jahreszeit und bei wenig Wald. Die Bergkuppen sind basaltisch, auch die sehr gute Chaussee aus Basalt; das am Wege zu Tage Ausgehende ist bunter Sandstein. Von Weimar aus wird der Charakter verschieden. Statt des basaltischen Gebirges kommen lang aufgewellte, sanfte Höhen, von denen nur die bei Eckartsberga durch Höhe und Steilheit eine Ausnahme macht. Die Chaussee ist aus Kalkstein, der um Naumburg so weich ist, daß der Chausseeschlamm wie Kalk aussieht und der Weg an mehreren Stellen neu gemacht wird. Die Aussichten sind etwas monoton, meist wenig Wald, ungeheure Stoppelfelder oder frischer Acker, nicht viele Wiesen, wenig Bäume, seltene, aber große Dörfer. Es ist ein gutes Land, das bei viel Färbung einen angenehmen Eindruck machen kann.

Im Ackerbau scheint die Dreifelder-Wirthschaft zu herrschen; ob deswegen, weil sie den Körnerbau bei gutem Boden begünstigt, wie Manche behaupten, ich weiß es nicht. Einzeln kommt auch Vielfelder-Wirthschaft oder ein Gemüsefeld vor.

Der Boden ist meist gut und besonders von Weimar an bis Eckartsberga (ich spreche von dem, was ich sehen konnte) ausgezeichnet gut. Baumfelder keine, ziemliche Baumgärten, auch einzelnes schlechtes Land mit Baumstücken von Zwetschen besetzt. Nach Gelnhausen hören die Weinberge auf und fangen bei der Saline Kösen, die ich, wie die Schulpforte, aus Eile diesmal nicht sehen konnte *), wieder an. Stoppelrüben, Kleefelder und Futterbau wenig; daher die großen Fluren von Stoppeln; die Kartoffeln noch zum Theil etwas grün. Vom 1. auf den 2. schon bedeutender Nachtfrost und Reif; vom 2. auf den 3. wärmere Nacht, gegen Abend Regen. Das Klima wird schon nördlicher; doch säet man noch Wintersaat.

Der Menschenschlag verändert sich allmälig; er wird etwas feiner, länger, minder flau, gespannter, wie am Rhein; die Frauen hübscher. In Markfuhl, wo Kirmeß und Tanz war, gab es mehrere hübsche Bauermädchen und alle waren in ihren Bewegungen leichter. Wir nahmen auf Einladung etwas am Tanz Theil. Die Musik war voll und ganz gut.

Die Sprache verändert sich auch allmälig aus dem pfälzer-rheinischen, frankfurter und wetterauischen Dialect in den thüringischen, ein Mittelding zwischen fränkisch und sächsisch, und geht immer mehr in den hellen, singenden sächsischen über. Niederhessisch, das ein Uebergang zum Hannöverschen ist, kommt nicht vor.

Die schwarze Nationalhaube mit dem Jäckchen der Frauen ist herrschend, während am Rhein in manchen Gegenden sich

*) Ich sah sie 1813; man machte damals auch Sonnensalz.

schon Alles zu einer Art Modetracht neigt; doch nicht bei den Schwarzwäldern und Uferbauern des Rheins.

Mich interessiren solche Dinge, die sonst Vielen unbedeutend scheinen können. Ich habe überhaupt auf dieser Reise mehr Mancherlei beobachtet, als auf früheren, wo mich andere Gedanken und Pflichten einnahmen. Jetzt nahm ich auch das Kleine auf, um meine Gedanken zu beschäftigen.

46.

Dresden, 4./16. October.

Wir reisten recht früh von Lützen ab, bei häßlichem, kalten Landregen, wie es nur immer um diese Zeit in St. Petersburg sein mag. Es geht über das Schlachtfeld, wo Gustav Adolph fiel.

Der unbedeutende Irrstein (Granitgeschiebe), der seit Altem diese Stelle bezeichnet, ist mit einer gothischen Gloriette von Gußeisen überbaut, ein Blumengärtchen und das Haus eines Wächters nebenan. Die zwei Monumente für die Schlacht von Großgörschen liegen seitwärts.

Gustav Adolph starb, ehe sich seine Pläne entwickelten, und es ist wol wahrscheinlich, daß er in Deutschland Erwerbungen machen wollte, ja, vielleicht mehr.

Näher nach Leipzig kommen die Erinnerungen an die Retirade der französischen Armee, 1813, nach der Leipziger Schlacht: die gesprengte Brücke, das Monument Poniatowsky's, das böse Defilé. Wenn jener Sergeant wirklich ohne Befehl die Brücke sprengte, so hat er der französischen Armee einen großen Dienst geleistet; sie gewann Zeit, die Verfolger verloren sie. Die Franzosen taugen nicht für Retiraden nach einer verlornen Schlacht.

Ich könnte Manches aus jener Zeit erzählen? aber was soll es hier? Doch kann ich die Idee Bonaparte's nicht unberührt lassen, sich mit einem schwierigen Defilé im Rücken zu schlagen. Es scheint mir sich dadurch zu erklären, daß er in dem ihm eigenen Selbstvertrauen, welches nach einem Mißlingen so sonderbar wankte, die Vortheile, aus der Mitte nach der Peripherie zu schlagen, so hoch nahm und so viel auf sich und seine Armee und die Fehler seiner Feinde vertraute, daß er ein Fehlschlagen für unmöglich hielt.

Dresden, 5./17. October.

Der heutige Tag gab wenig Stoff. Mein erster Gang war nach der Terrasse am Brühl'schen Palais, auf welche Fürst Repnin in den Kriegsjahren, als er Sachsen verwaltete, eine ungemein breite Treppe von 40 Stufen aus Sandstein bauen ließ, der sich schon bedeutend ausgetreten hat. Die sehr schöne Treppe hat indessen den Fehler, daß ihr Absätze mangeln.

Ich erinnere mich hier einer Vorfallenheit. Im Jahre 1813, bei der Retirade nach der Lützener (Großgörschener) Bataille, nach angenehm verbrachter Nacht, vom Trommelschlag geweckt, verließ ich Dresden, als schon die Avantgarde durchgezogen war und begab mich jenseits der Brücke, wo der, von den Franzosen ohne alle Raison gesprengte und aus Holz wiederhergestellte Bogen mit Stroh und Granaten farcirt war, um, wie es jetzt Raison war, vernichtet zu werden. Ich besuchte in der Neustadt zum Abschied meinen sehr beunruhigten Freund, den später gemordeten Gerhard Kügelgen (auch Karl war es) und fand, daß alle Straßen der Neustadt mit der

Reserveartillerie und Pulverkasten, die sich verfahren und gestopft hatten, so angefüllt waren, daß alle Bewegung aufhörte. Nach einiger Zeit ging ich wieder zur Brücke, um das Verbrennen der Rothbrücke zu sehen. Der Rauch fing an heraufzuqualmen, die Granaten fingen an zu platzen, als ein, wie es schien, weinseliger Pope oder Diakonus auf einem mit Heu und Stroh belegten Vorspann daher kam und den Knecht nöthigte, noch über den Bogen zu fahren. Doch jetzt platzten die Bomben stärker, das Feuer stieg hier und da über die Brücke, der Vorspann fing Feuer und die erschrockenen Pferde rannten daher. Wir standen etwas entfernter. Schuhmacher! rief ich einem, nun todten, jungen Beamten von ungewöhnlicher Courage, und wir Beide verrannten den Pferden den Weg und fielen ihnen in die Zügel. Der Knecht zerschnitt mit raschem Entschluß die Stränge und jagte davon; der geistliche Herr war verschwunden und der Wagen verbrannte auf der Brücke. Wäre dies brennende Fuhrwerk unter die Artilleriekasten gekommen, das Pulver hätte gefangen: welches unabsehbare Unglück wäre über die Neustadt und welcher Verlust über die Armee gekommen! Natürlich blieb dies Factum unbekannt; nicht viele Zeugen der Stadt waren da, und diese wußten vielleicht die Gefahr nicht; ich habe aber darüber nichts rapportirt. Mit welcher Behaglichkeit erinnert man sich solcher Züge aus längst vergangener, schwerer Zeit.

Dresden, 6./18. October.

Wir besuchten heute früh die katholische Hofkirche, wo an Sonntagen Kirchenmusik ist. Sie war vorzüglich. Indessen reicht die katholische Kirchenmusik lange nicht an die russisch-

griechische, die keine Instrumente zuläßt und von Ausländern als ein Höchstes anerkannt wird. Die Ursache liegt eben in der Abwesenheit aller Instrumente, also auch der Orgel, und einem strengeren Kirchenstyl, ohne Opernprunk und Concertschwierigkeiten. Doch gilt dies nur von Hauptkirchen, wo ein hinlänglich gutes Sängercorps aufgestellt werden kann. In anderen Fällen hat die Orgel ihr Gutes.

Die Silbermann'sche Orgel in der genannten Kirche ist sehr gut und hat die diesem Instrument eigene, an den Boden drückende Tonmacht. Aber immer bleibt die Orgel der größte Schreihals in hohen Tönen unter allen Instrumenten, und bei Kirchenmusiken muß sie sich in den Baßtönen halten, die weit besser sind.

Der Tempel ist von bedeutender Größe, im Rococo-Geschmack erbaut. Es ist ein rechtes Zeichen unsrer matten Zeit, daß dieser Geschmack wieder Mode werden konnte. Abgesehen von diesem Ungeschmack ist die Ordonnanz der Kirche im Innern ganz gut. Auf den Seiten sind Hallen, nur etwas zu niedrig; dann ein Gang, über dem die Bogen; dann das Schiff, geräumig und hoch; nur das Gewölbe hebt sich nicht genug. Unter den Bogen befindliche elliptische, verschnörkelte Arken verunzieren den Bau besonders; sie sind überhaupt nicht zulässig, aber ohne große Veränderung in der Anordnung hätten sie nicht vermieden werden können. Der sehr durchsichtige Thurm hat eine ungemein leichte, schlanke Gestalt und nah auf dieselben Umrisse könnte ein Thurm in gutem Geschmack gezeichnet werden.

Das Altarblatt von Mengs ist wenig beleuchtet; auch die Farben schon sehr trocken. Im unteren Theil der Him-

melfahrt schien mir etwas Verwirrung zu herrschen. Ich fragte einmal einen Kenner, woher es doch käme, daß die Bilder des berühmten Rafael Mengs so wenig ansprächen. Er antwortete mir: weil es ihm am eigentlichen Genie gefehlt. Ich maße mir kein Urtheil an, zweifle aber doch. Die Größeren sind in Farben etwas flau ausgesprochen.

Nachher ein Spaziergang über die Terrasse und Boulevards. Wir sahen das Landschaftshaus, ein großes Privathaus; denn wo keine bedeutend vorspringenden Säulen sind, da ist keine schöne, höhere Architektur oder nur ausnahmsweise, und in alten Städten fehlt gewöhnlich der Platz.

Dann kam ich am sogenannten Zwinger vorbei, einem barocken Viereck von Gebäude. Unfern ist die neue Hauptwache, angeblich nach Schinkels Plänen beendigt. Das Peristil wäre ganz gut, doch ohne die viereckten Ecksäulen; sie sind nicht zuläßig und wenn sie Vitruv selbst dahin gesetzt hätte. Die Dachfrontons auf den schmalen Seiten sind übertrieben, ich möchte sagen, zum Lachen niedrig; die Zahnschnitte unter dem Gesims zu groß und ohnedies eine nicht sehr lobenswerthe Zierde. Doch das Alles geht nur auf ein mehr oder minder Schönes und kann zum Theil vom individuellen Geschmack abhängen. Aber was schlechterdings schlecht, ja unbegreiflich ist, das sind die in der Mitte quergetheilten, ohnedies zu breiten Fenster, die wieder in der Mitte kleine perpendikuläre Steinpfeiler haben. Sie sind auch am Theater zu Berlin, aber gradezu ein architektonisches Nonsens. Die gedoppelten byzantinischen Fenster, so schlecht sie sind, können dagegen Schönheiten heißen. Daß hier nicht von den sogenannten italienischen Fenstern die Rede ist, versteht sich von selbst.

47.

Dresden, 8./20. October.

Am Morgen besuchte ich die Gemäldegallerie nach einiger Vorbereitung vermittelst des Verzeichnisses. Ich nahm vorerst die innere oder italienische Gallerie vor, und muß von vornherein bemerken, daß den Landständen die Erbauung eines geräumigeren, würdigeren Lokals vorgeschlagen war, welches aber verschoben worden. Jetzt, da die Beleuchtung nicht überall günstig genug und die Gemälde größtentheils von Schmutz und Rauch verdüstert sind, kann man die oberen, selbst mit Hülfe eines kleinen Perspectives, nur sehr unvollkommen sehen. Das Reinigen wäre besonders nöthig. Allerdings muß man das Beste nicht wegwaschen und wegbeizen, wie an mehreren Bildern in Paris geschehen; allein es giebt eine Mittelstraße.

Ich werde auch hier meinem Hang zum Kritisiren folgen, mich Solöcismen hingeben und einen Unterschied zwischen guten und glücklichen Gemälden machen. Es kann das Bild eines großen Meisters tadellos in der Erfindung und Ausführung sein, ja, große Schwierigkeiten können überwunden sein, ohne daß das Gemälde sich glücklich darstellt, d. h. gefallend, entsprechend, ergreifend, in den Beschauer hineindringend. Dagegen trifft man zuweilen von Meistern minderer Bedeutung sehr glückliche Gemälde. Es hängt dies hauptsächlich von der Wahl des Gegenstandes und dessen gelungener Auffassung und Ausführung ab. Oft hingen auch die Meister in der Wahl von Anderen ab.

Von Rafael ist das Hauptbild oder vielmehr das Einzige die Madonna del S. Sisto. Zum Lobe Rafaels etwas zu sagen, wäre so gut, wie die Tugend loben; also lieber

Kritik. Das genannte unvergleichliche Bild bietet nämlich dem Momus etwas zu viel Fleischigkeit, ja — steinigt mich nicht! — bäurische Stämmigkeit dar.

Aber es ist doch über Alles! Gerhard Kügelgen hat nach jahrelangem Fleiß eine Copie hervorgebracht, wo das Bild erst recht in seinem ganzen Zauber erschien. Es ist an die Herzogin von Curland zu hohem und verdientem Preis verkauft worden; 1813 sah ich es. Gute Meister sollten eigentlich fleißig die Bilder der Malerkoryphäen copiren; denn Rafaels Bilder sind schon über drei Jahrhunderte alt und müssen endlich alterschwach werden.

Von Correggio sind mehrere sehr große Pracht- und Hauptbilder da; aber ich gestehe, so ein großer Mann er sein mag, mein Mann ist er nicht. Alle seine Frauen und Kinder haben an Nase und Mund etwas Gezwungenes, Geziertes, ein zugespitztes, zuweilen ins sardonische, ja faunische übergehendes Lächeln, das an die spätere französische Schule erinnert, die die Natur verbessern wollte. Die Madonna in seiner „Nacht" gefällt mir gar nicht. Sie hat mit dem Kind etwas Schwaches, Kränkelndes und doch ich möchte sagen Kokettirendes. Der Hirtenknabe, der mit dem Finger in Extase auf die Krippe tippt, wie Kügelgen sagte, scheint mir das Beste. Doch mein Urtheil wird diesen gewaltigen Prachtwerken nicht schaden.

Von Tizian, diesem herrlichen Meister, den man nicht eigentlich Rafael nachsetzen kann, besitzt die Gallerie höchst glückliche Werke.

Seine Venus (Nr. 65) halte ich beinahe für das Vortrefflichste, was ich je gesehen habe: die höchste Vollkommen-

heit des Körpers ist mit dem allerlebendigsten Colorit und einem wunderschönen Kopf mit blondem Haar und braunen, nicht zu feurigen, nicht zu schmachtenden, aber bezaubernden Augen vereint, und dazu die schönsten Hände. Sehr nahe besehen, sieht das Bild wie eine Schmiererei aus; man sieht an größeren Partieen des Körpers die Striche des Borstpinsels.

Die Dame als Venus (Nr. 64), halbe Figur, welcher Amor einen Spiegel vorhält, hat Leben sprühendes Fleisch und schöne Hände. Die Figur ist stark.

Das bekannte Bild: il Christo della moneta (Nr. 62), wo ein brauner Pharisäer dem Heiland den Zinsgroschen fragend vorhält, ist ein Ausdruck des reinen und doch nicht leeren Christuskopfes und im Charakteristischen des Pharisäers, der das Geldstück mit zusammengekniffenem Daumen recht jüdisch an der Kante festhält, einzig zu nennen.

Die heilige Mutter (Nr. 60), vor ihr ein verschämtes, junges Weib in guter Hoffnung. Dieses Bild hat bei starken Figuren unnachahmlich edle Gesichter. Was will die Frau? Sich Trost erholen? Ist sie eine arme Gefallene oder eine verschämte erste Mutter, der vor dem neuen Zustand und der Erwartung bangt? Ich weiß es nicht. Aber Alles ist vortrefflich: das erhabene Mitleiden der Mutter Gottes mit etwas Ernst tingirt, die Verschämtheit der Frau mit dem edel geschnittenen Profil, Alles, Alles; denn der heilige Hieronymus, der (ein gewaltiger Anachronismus) ein kleines Crucifix mit dem Erlöser in der Hand hält, macht keine Störung gegen die Macht des Eindrucks. Das Colorit der Köpfe ist bräunlich, abweichend von anderm Fleisch Tizians. War es Absicht, damit das Bild nicht zu fleischlich erscheine, den Kopf in den

Schatten zu stellen, oder, wie ich fast glauben möchte, fehlt die letzte Uebermalung? Ich bin zu wenig Kenner, um es zu entscheiden.

Tizians vermuthete Geliebte (Nr. 66) ist trotz der blendenden Weiße gar nicht schön, ganz platt. Zog ihn vielleicht die Hautfarbe allein an? Noch weniger reizend ist seine Tochter Lavinia (Nr. 67), die einer geputzten Magd gleicht. Ueberhaupt findet man in den meisten alten, besonders männlichen Portraits etwas Ungebildetes in den Zügen, aber mehr Kraft und Selbstzufriedenheit, gegen unsere Zeit gehalten, wo die Gesichter bei viel mehr Ausbildung die Souci's des schwer und complicirt gewordenen Lebens aussprechen. Die alten weiblichen Portraits zeigen sich zwar minder roh, aber geputzte Bürgermeisterfrauen haben oft Hände, wie Küchenmägde, ein Zeichen damaliger Lebensart. Schöne Hände sind überhaupt in Gemälden und in der Natur ziemlich selten; denn nicht alle weißen, wohl cultivirten sind es, und mit den modischen langen Nägeln giebt es fast nur noch schöne Krallen.

Dresden, 9./21. October.

Ich zeichne von Paul Veronese, diesem kräftigen und reichen Meister, folgende Gemälde besonders aus: Nr. 110, der Hauptmann von Capernaum; viel Kraft; nur ist der Hauptmann nicht recht römisch costümirt. Nr. 111, die Findung Mosis, glücklich; nur ist die Manier des Künstlers überhaupt etwas hart in den Umrissen. (Nr. 112), Susanna im Bad; etwas zu braun. Nr. 122, die Anbetung der Weisen, glücklich. Nr. 123, Christus zu Emaus, glücklich. Nr. 124, die Hochzeit zu Kana, mit einem Diener, der abgewendet

von den Gästen nach schlechter Bedientenart verstohlen trinkt; ein reiches Bild. Ueberhaupt hat Veronese eine große Mannigfaltigkeit in seinen Köpfen, wenn auch darum weniger Idealisches. Er scheint häufig Studien gemacht zu haben. Nr. 150, die Darstellung des Kindes Jesu im Tempel, und Nr. 153, eine Madonna, angeblich mit der Venetianischen Patricierfamilie Cocina; beide glücklich. Ich muß übrigens bemerken, daß ich nicht die Prätension habe, in diesen Notizen immer das Beste aufgefunden zu haben. Zudem ist Manches nicht gut zu sehen, und mein starkes Binocle vergrößert zu sehr und macht grob.

Die Sachen von Tintoretto sind gewaltig geschmiert, aber großartig; die Umrisse etwas zu hart maskirt, vielleicht durch das Nachdunkeln. Ich hebe aus Nr. 119, die heilige Jungfrau mit dem Kinde in einer Mondsichel sitzend, die heilige Catharina und Barbara, ein großes mächtiges Bild. Nr. 120, der Sturz der gefallenen Engel, confus, wie der Gegenstand selbst.

Von Annibale Carracci, diesem bedeutenden Meister, finden sich Bilder in ziemlicher Anzahl. Seine Art kennt man. Mir fielen auf: Nr. 248, der Genius des Ruhms; etwas trocken in der Farbe, und für eine fast isolirte, schwebende Figur die Leinwand zu klein. Man fürchtet, sie möge sich am Rahmen eine Beule an den Kopf schlagen. Dies gilt überhaupt von manchen Bildern der Art, die nur wirken, wo viel Feld ist und viele Figuren zusammen kommen. Nr. 249, ein Hauptbild in großem Format. Maria schien mir zu nonnenhaft. Beiläufig bemerke ich, daß ich die kleinen italienischen Gemälde gar nicht betrachte. Zu solchem Format passen nur die feingearbeiteten holländischen Gemälde. Die Schmier-

technik geht nur im Großen. Nr. 250, der heilige Rochus, Almosen austheilend; etwas confuse Zusammenstellung. Nr. 251, Brustbild eines Malers, sehr lebendig; so wie denn Portraits aus natürlichen Ursachen immer fleißiger ausgeführt sind, als große historische Bilder. Nr. 267, die Himmelfahrt der Maria. Sehr kräftig, aber wenig ansprechend.

Von dem bedeutenden Meister Luca Giordano sind viele Stücke hier, die meisten von Verdienst. Nr. 369, Susanna im Bade schien mir unter anderen ansprechend, doch die Stellung nicht graziös. Der herannahende Schluß erlaubte keine fleißigere Beschauung. Ohne Zweifel sind mir in der inneren Gallerie, soweit ich sie durchgegangen, viele Hauptwerke entschlüpft; aber der Reichthum an herrlichen Sachen ist so groß, daß sorgfältige Betrachtung, Würdigung oder Kritik viel Zeit erfordern würden und mehr solide Kenntnisse, als ich von der Malerei besitze. Etwas Geschmack und Sinn für's wahrhaft Schöne, glaube ich, darf ich mir anmaßen. Habe ich mich mehr bei Gemälden aufgehalten, wo schöne Frauenbilder sind, so ist dies ganz natürlich; denn man weilt gern beim Schönsten. Morgen weiter und in die äußere Gallerie.

Dresden, 10./22. October.

Der Maler Holbein hat viel Verdienst. In Nr. 79 hat die Madonna eine erhabenere Schönheit, als gewöhnlich die alte deutsche Schule giebt, die nur fromme, liebliche Spitzenklöppelmädchen darstellt. Ich bin kein Freund von ihr. Mag sie zu ihrer Zeit sehr verdienstlich gewesen sein, aber ich mag Dinge nicht, wo man sich durch Beschreibungen, Lob,

wechselseitiges Anhetzen und Patriotismus montiren muß, um sie gut zu finden.

Von Albrecht Dürer habe ich nichts Historisches gefunden, das mir gefallen hätte; ohnedies sind nur kleine Bilder da.

Von Lukas Kranach hebe ich Nr. 163 Adam und Eva, und Nr. 166 Judith und Lucretia heraus; Alle nackt. Die Gesichter sind ganz lieblich, die Tinte des Fleisches etwas bräunlich und undurchsichtig; aber die Frauenleiber dieser alten Meister sind wie Wespen, oben zu kurz und schmal, unten zu lang gespaltene Beine und starke Hüften. Ich kann es mir nicht recht klar machen, warum diese und andere Figuren der Art so nackigt aussehen, während man an einer Venus des Tizian, einer Magdalene des Battoni nicht bemerkt, daß sie nackt sind.

In der guten Angelica Kaufmann ist nichts Englisches; alle ihre Bilder sind hausbackene Physiognomieen mit sentimentalem Anstrich; die Kleidung oft siegwartisch. Doch war sie zu ihrer Zeit Mode und hat noch ihr Verdienst.

48.

Dresden, 11./23. October.

Ich machte einen ziemlich weiten Gang. Ich wollte den Weg von Bautzen sehen, auf dem wir 1813 mit einem beinahe triumphalen Empfang nach Dresden zogen, um nur zu bald durch dasselbe zu retiriren. Es sprachen mich, die Hauptstraße der Neustadt und die Gegend im Allgemeinen ausgenommen, keine Reminiscenzen an. Die Aussicht auf die langgestreckte Höhe am rechten Ufer der Elbe ist auch jetzt im Spätjahr noch sehr reizend. Sehr viele Weinberge und weiße Gebäude jeder Größe. Von einer Erhöhung sah ich hinüber

zum großen Garten nach dem Dorf Recknitz, wo ich stark in ein Kanonenfeuer kam, und gedachte in peinlicher Erinnerung des ausgeführten, mißrathenen Angriffs auf Dresden im selbigen Jahr.

Von da besah ich das neue Theater, ein großes, massives Gebäude. Ins Innere konnte ich nicht eindringen; auch hätte es wol nichts genützt, da es zu dunkel sein muß. Die äußere Ordonnanz besteht aus einem dreistöckigen Arcadenbau, mit Wandsäulen und Wandpfeilern in jeder Arcade oder Fensterreihe. Der hintere Theil ist abgerundet und auf den Seiten, zwischen den Hauptvorsprüngen und den Unterfahrten und an der Abrundung ist die oberste Etage weggeblieben oder vielmehr zurückgezogen und es bildet sich ein flacher Umgang. Ueber den drei Arcaden befindet sich noch eine Mezzanine mit liegenden Fenstern und reichen Verzierungen, im Geschmack der Renaissance, um die Fenster und auf dem Feld der Zwischenpfeiler. Die Unterfahrten zur Seite sind auch Arcaden und an den Deckengewölben gemalt.

Ueber die innere Paßlichkeit des Theaters kann ich nicht urtheilen und dies ist die Hauptsache. Ueber das Aeußere Folgendes. Es gehört viel Entschluß dazu, ein Gebäude in Arcadenform d. h. mit Fenstern in Form von Arcadenbogen zu wählen. Durchsichtig, wie das Colosseum, ist es eine Frage; aber eine andere, undurchsichtig. Es sieht immer wie aufeinandergesetzte Wagenremisen aus. Doch abgesehen von dieser Wahl, ist Folgendes nicht zu loben oder ganz zu tadeln: 1) die Etagensäulen, die immer wackelig, kindisch und kleinlich aussehen, wie ein Zuckerbäckeraufsatz. 2) die Verzierungen an den Mezzaninen und die Füllungen und andere Verzierungen

an anderen glatten Theilen des Gebäudes, so daß kein Feld für die Figuren bleibt und das Ganze kattunartig aussieht. 3) die kleinliche Rustik am Untersatz. 4) unklassische Solöcismen an den Modillons des unteren Simses, die überhaupt gar zu weit vom Kranz zurückstehen. 5) das kastenartige Ansehen des Ganzen, weil keine Säulen durchgehen.

Eine Person in hoher Stellung soll gesagt haben, sie wisse nicht, was abzubrechen wäre, das alte oder das neue Theater. Das alte hat das Ansehen eines zweistöckigen Privathauses, mit einem ungeheuer hohen, unförmigen Mansardendach. Wenn ich nach einem Blick ins Innere des neuen Theaters urtheilen darf, so ist sehr viel, vielleicht mehr als nöthig, von Holz, sogar Thürfrontons.

Von da gingen wir durch die nahe schöne Parkanlage und stiegen auf eine abgeböschte Terrasse hinter den Zwingergebäuden und von dieser in den Hof hinab.

Der Zwinger, ein großes, an einer Seite nicht ausgebautes Viereck mit einer anderthalbstöckigen Arcadenstellung und an den Ecken und der Mitte mit Pavillons, ist ein sehr barockes, an Sculpturen überreiches, mit Springwerken versehenes Gebäude, das angeblich einst der Vorhof zu einem neuen Palais werden sollte. Er muß bei den vielen Sculpturen große Summen gekostet haben; und der hiesige Sandstein ist nicht durchaus haltbar, einzelne Blöcke verwittern und dies macht große Reparaturen nöthig. Es ist unmöglich, ein zweckloseres Gebäude zu denken. Nur als Feenpallast in einer Theaterdecoration wäre es entsprechend; denn selbst das Innere, bei den vielen Bogenfenstern, ist für dieses Klima wenig zu irgend einem Gebrauch geeignet. Indessen haben

wir die Sammlungen noch nicht gesehen. Kurz, der Zwinger ist ein echtes Bild der älteren Zeit Sachsen's: zwecklose Verschwendung, die jetzt bei den Ständen in zwecklose Kargheit überzugehen scheint.

49.

Dresden, 13/25. October.

Ich habe heute die Frauenkirche besucht, auf die Friedrich II., der den Anfang machte, Königthum, Religion und Tugend wegzuphilosophiren, so viele Bomben fruchtlos werfen ließ. O hätte man Fr. v. Raumer nicht die Archive geöffnet, so kännte man die tiefe Schlechtigkeit dieses Mannes nicht, und welche Albernheit, die alten Blößen der Regierungen, seien es auch fremde, aufdecken zu lassen! Als hätte das Princip der Ordnung nicht schon natürliche Feinde genug und als könnte man die Regierungen besser glauben, als sie die Zeiten bringen und die Menschen machen. Doch zur Sache.

Das königliche Schloß bildet in der Hauptsache ein Viereck mit einem ziemlich großen Hof an dessen vier Ecken sich Treppenthürme befinden, ganz artig im Anfangs-Geschmack der Renaissance, mit Laubwerk und Schnörkeln verziert. Es gleicht dieser Hof denen der Burg in Wien; nur sind diese größer. Außerdem befinden sich mehrere Nebentheile bei dem Schloß (Burg ist zu wenig und Palais zu viel), in deren Beschreibung es unnöthig wäre einzugehen; auch die jetzige Bildergallerie gehörte einst zu den Stallgebäuden. Was ich von dem Innern des Schlosses, bei meiner Vorstellung, gesehen habe, ist geräumig und hoch, aber sehr einfach decorirt. Dieses Gebäude scheint des Landesherrn nicht würdig; man wollte

früher, wie schon bemerkt, ein neues Palais bauen, aber weil man zu Viel gewollt, hat man Nichts gethan. Es ist indessen so übel nicht, wenn die Regenten in den angestammten, alten Behausungen ihrer Vorfahren bleiben; die Reminiscenzen des Althergestammten dürften mehr wirken, als das Angaffen eines neuen Luxus; denn dieser liegt in der Macht des Geldes, jene kann man sich nicht geben. Und am Ende hält die große Masse doch mehr an Herkunft, als die Radicalen glauben möchten. Ich spreche unpartheiisch, denn meine Herkunft ist unbedeutend.

Das Erzgebirge, wie man heute erzählte, soll viel durch den Zollverband gelitten haben, besonders Chemnitz. Die näheren Ursachen sind mir unbekannt.

Großer Reichthum ist in Dresden nicht, aber man lebt nicht schlecht. Der König, dem die Stände beinahe Alles genommen, hat eine Civilliste von nur 500,000 Thalern, ein Minister 4000 und der des Auswärtigen und der Finanzen 6000; so sagte man. Der Nachtheil einer so großen Sparsamkeit, während die Finanzen, wie bekannt, Ueberschuß haben, für die Circulation zwischen Stadt und Land, ist nicht schwer zu beweisen.

Dresden, 16./28. October.

Gegen Mittag machte ich eine Ausfahrt nach dem Dorfe Recknitz und dem darüber liegenden Monument des Generals Moreau; sodann von da in den großen Garten.

Bei dem Angriff von 1813 auf Dresden befand ich mich auf der Höhe von Recknitz, und übersah (mit welchen Hoffnungen!) das schöne Dresden mit der originellen Frauenkirche

und die ganze, damals doppelt ansprechende weite Aussicht umher. Rechts liegt der große Garten, in dem damals ein heftiges Tirailleurfeuer knatterte und unterhalb Recknitz war die große Schanze, mit vielen Batterieen unterstützt. Die österreichische Artillerie defilirte den Hohlweg hinab und griff rasch die Schanze an; allein der Angriff war zu wenig unterstützt, der damals ummauerte große Garten hielt zu fest und wurde zu matt angegriffen, die Zeit verging, Napoleon kam heran und wir machten die miserable Retirade, zu der noch am Abend starker Regen kam. Schuhmacher, ein junger Buchhalter, dessen Namen ich schon erwähnt, war damals mit Anderen bei mir und bat mich, ihm zu erlauben, zum englischen Garten zu reiten, um das Feuer mit anzuschauen. Ich verbot es natürlich, aber er ritt mit einem Umwege heimlich dahin. Nachdem er zurückgekommen, war er voll Enthusiasmus, wie schön das gewesen, wie die Schüsse gerollt, die Kugeln an die Bäume angeklatscht hätten. So hat auch der Krieg seinen Reiz.

Später begab ich mich, um einige Geschäfte abzuthun, in ein hohes Haus im Dorfe, wo man zugleich Alles übersehen konnte, als plötzlich, ich kenne die Ursache nicht, die französischen Batterieen einen Hagel von Kugeln im Bogenschuß auf das Dorf schleuderten, wovon mehrere in das Haus schlugen und uns vertrieben. Es mochte gegen Mittag sein.

Wann Moreau verwundet worden, entsinne ich mich nicht; ich habe aber an dem Tage den Kaiser Alexander mit seinem Gefolge nicht gesehen. Ich glaube, es war früher, als ich herkam.

Das Monument Moreau's steht unter drei schon ziem-

lich herangewachsenen Eichen. Ein Cubus von Granit, auf dem ein Helm von Bronce, mit Lorbeerkranz und Schwert ruht. Die eingehauene Schrift besagt, daß hier der Held Moreau an der Seite Kaiser Alexanders gefallen. Schade, daß der Cubus auf einem zu Tage ausgehenden Fundament von Sandsteinen ruht, die verwittern müssen; also kein aere perennius.

Was Moreau betrifft, so war sein Erscheinen bei den Alliirten zwar im Interesse Europa's; doch wenn Bonaparte in einem Tagesbefehl seine Verwundung als die verdiente Schickung für einen Abtrünnigen vom Vaterland anzeigte, so hatte er wenigstens einen passenden Vorwand. — Auch würde Moreau wenig genützt haben. Kommandiren konnte er nicht und ein rathender Neben-Feldherr schadet gewöhnlich mehr, als er nützt.

Ich erkannte vollkommen die Ortslage, obwol die Schanze längst eingeebnet ist; aber das Haus, wo ich gewesen, fand ich nicht. Es soll abgebrochen worden sein. Wie gern man sich nach 27 Jahren solcher Tage erinnert!

Der große Garten ist ungefähr noch in dem früheren Zustand, steif und einförmig. Die Centauren am Eingange, welche Frauen raubend davontragen, machen gute Parade. Das Palais im Postroccoco-Geschmack, ungefähr in der Manier von Neufforge, ist in seiner Art kein übles, nicht gar großes Gebäude. Ueber dessen äußere Umrisse und Vertheilung der Fenster könnte man mit einigen Abänderungen ein Project in reinem Geschmack entwerfen: eine Möglichkeit, die ein Hauptkriterium einer guten Ordonnanz im antiken Geschmack ist, sei übrigens der Zeitgeschmack, welcher er wolle.

Einige Pavillons im Garten werden im Sommer theuer vermiethet. Ein Paar Wirthshäuser verstehen sich von selbst.

In Sachsen scheint, nach manchen Anzeichen, ich will nicht sagen Sympathie für die Franzosen, aber doch mehr Gleichgültigkeit bei den jetzigen Umständen zu herrschen, als in anderen deutschen Ländern. Es ist begreiflich.

Nachdem die Sachsen im französischen Krieg so große Opfer gebracht und thätig mitgefochten, ist für den Fehler ihres Königs und nicht der Nation, die uns freudig aufnahm, das Land zerstückelt und gedemüthigt worden, und die Erinnerung daran ist noch nicht verwischt.

Morgen geht es weiter; das Wetter ist zum Glück noch schön geworden. Wir haben uns in Dresden recht wohl befunden und solche Orte verläßt man nicht gern. Doch es mahnt mich schon kräftig, das dolce far niente zu endigen.

50.

Berlin, 20, October/1. November.

Gestern fiel mir hier „Ranke, die Päpste des 16. und 17. Jahrhunderts" in die Hände. Ich sage über die Haupttendenz des Buches nichts; bemerke nur, daß Luthers Hartsinn, geistlicher Stolz und Satansriecherei ein großes Hinderniß einer Ausgleichung des Schisma durch Nachlassen von beiden Seiten war, daß aber eine solche Ausgleichung an sich nur ein frommer Traum war. Denn wo hat man entgegengesetzte Parteien und Interessen je wirklich vereinigt, Republikaner und Absolutisten wie hier? Wobei besonders die Ersten Alles verloren hätten und die Katholiken nicht wenig. Letzteren war es offenbar rathsamer, lieber einen Theil ganz zu

verlieren, das Uebrige ganz zu behalten, und durch die später erfolgte neuere Tendenz des Katholicismus zu kräftigen, als durch Nachlassen in Halbheit und Inconsequenz zu verfallen, durch eigene Schuld am allmäligen Weitergehen Vorschub zu thun und endlich Alles zu verlieren. Diese neuere Tendenz hat hauptsächlich drei Seiten, die bestimmtere, strengere Feststellung des Katholicismus in Form und Dogma durch das Concilium von Trident, eine successive sittliche Besserung des Klerus mit Abschaffung mancher Mißbräuche und endlich eine feine conservative Politik, um den Katholicismus zu halten und von Neuem zu verbreiten.

In der Lehre von der Rechtfertigung war es doch, wie Anfangs gemäßigte Katholiken behaupteten, ganz vernünftig, gute Werke auxiliär zuzulassen und die starre Verwerfung derselben von Seiten Luthers ist für die Moralität untergrabend. Das Uebel lag nur darin, daß die katholische Kirche fremde Werke Anderen zuzueignen, sich befugt hält. Doch wozu in diese Spitzfindigkeiten eingehen?

Was die Jesuiten betrifft, so konnte zwar Loyola sein Werk in der Hauptsache noch selbst weiter bilden und beenden; allein nicht im Sinne seines ersten Gedankens und der ersten Grundzüge der Ordensreorganisation. Er wollte ursprünglich für das Volk einen gereinigten Orden von regulären Kanonikern bilden, mit militärischer Organisation und Abschneidung alles mönchisch Uebertriebenen, Hinderlichen und Unnöthigen. Aber es zeigte sich in der Erfahrung bald, daß ein solcher geläuterter Orden sich weit mehr für die gebildetere Klasse der Gläubigen eignete. Indem er ferner seine erste Idee, einige Collegien bei verschiedenen Universitäten zu stiften, später dahin

erweiterte, einen Theil der Jesuiten, die neu angeordneten Coadjutoren, die geistlichen zur Lehre, die weltlichen zur Oekonomie, zu einem Werkzeuge einer allgemeinen katholischen Erziehung mit guten Lehrmethoden zu bestimmen, erweiterte er den Plan des Ordens und die Mittel zur Macht in dem Grade, daß derselbe etwas ganz Anderes wurde, als Anfangs im Sinne lag. Spätere Erweiterungen betreffen wol mehr die Tendenzen der Glieder und den Geist des Ordens oder Mißbräuche und Verirrungen, als die Form der Sache.

Die so schwierige, ja unthunliche, aber oft verlangte Reformation an Haupt und Gliedern, im Grunde eine schöne Phrase, verwirklichte sich allmälig, mit verändertem Geist der Zeit von selbst, wenigstens zum Theil, und wurde besonders durch die Jesuiten, als würdige, gelehrte, gebildete Repräsentanten des Katholicismus befördert, welche zugleich die oben erwähnte conservative Politik aufs Höchste steigerten. Die Katholiken müssen es bedauern, daß in der dem Orden bereiteten Macht der natürliche Keim zur Ausartung lag, so daß er zuletzt gewissermaßen ein eigener Staat im Papstthum und eine Triebfeder im weltlichen wurde, ja sich sogar dem Handel ergab. Daher, hatte er lange den Katholilismus gehalten, so trug er zuletzt dazu bei, ihn wankend zu machen. Die Wiederaufweckung des Ordens kann wenig nützen; denn Zeiten, Umstände und die Feinde des Katholicismus haben sich geändert.

Ob es aber überhaupt nicht besser gewesen wäre, der illuminatisirende Orden hätte gar nicht existirt, das ist eine andere Frage und ich bin nicht gemeint, ihm eine Lobrede zu schreiben.

Berlin, 22. October/3. November.

Humboldt hat mich heute zweimal, doch nur auf kurze Zeit besucht; ich konnte also dem höchst merkwürdigen Mann nicht viel abgewinnen. —

Er schickte mir den Rapport der Herren Dumas und Colmont an die Commission, der die Frage wegen der neuen Kupfermünze und andere Verbesserungen im französischen Münzwesen vorliegen. Zugleich die Kritik eines Herrn Mendelssohn, die vieles Oberflächliche im Rapport aufdeckt.

Es ist ein schwerer Gang mit solchen Commissionen; sie sind in constitutionellen Staaten wol nothwendig, aber auch ein eigenes Impediment. Es ist doch arg, wie lange man schon in Frankreich das Verschwinden des Goldes und ein heilloses Wesen von Scheidemünze duldet. Letztere wäre ganz leicht zu erneuern.

Wenn Frankreich wirklich die angegebene große Quantität von Metallgeld, gegen drei Milliarden Franken, besitzt, so ist dies offenbar ein zu großer unproduktiver Werth, der zum Theil durch Papierwerthe ersetzt werden konnte. Nur bei dem thesaurirenden Charakter der Nation läßt sich übrigens das Festhalten einer so übertriebenen Masse von metallischem Circulationsmittel denken. Wenn man indessen den angegebenen jährlichen Zuwachs an Silbergeld mit dem Verlust an Gold vergleicht, so müßte Frankreich eine so erstaunlich günstige Handelsbilanz haben, wie sich nicht denken läßt; aber diese Vergleichung fehlt im Rapport. Die jährliche Ausmünzung kann aus den Münzregistern allerdings berechnet werden; aber kann man für die Ausfuhrlisten der Zölle stehen?

Die eigentliche Ursache des Verschwindens des Goldes

geht aus dem Rapport nicht einwurfslos hervor. Dieses Buch hat mich indessen auf mehrere Gedanken gebracht. —

51.

Berlin, 23. October/4. November.

Außer Besuchen und kleinen Geschäften wurde in Ranke und dem Münzrapport gelesen.

Die Geschichte des mehrmalen verlegten, stockenden und endlich so erfolgreichen Tridentinischen Conciliums ist sehr interessant. Mit Recht kräftigte es das Pabstthum als monarchische Regierungsform der Kirche. Jede constitutionelle Beimischung wäre höchst schädlich für das Wesen des Katholicismus gewesen. Waren unter früheren Päpsten Gräuel ohne Maß gewesen, so kam dies von Zeiten, Menschen und Umständen; und welche constitutionelle Beschränkungen haben noch Wirkung, wenn der rechte Mann kommt, ein Heinrich VIII., ein Napoleon? Daher giebt es nur einen echten Katholicismus, den ultramontanischen, versteht sich mit Abschneidung des Unnöthigen und zu viel Angemaßten. Jede Abweichung führt zur Schwächung und Lauheit, wie dies in einigen deutschen Staaten wol zu merken ist. Ein Katholik, ein gemeiner Mann, erzählte mir spöttisch die Kasteiungen der Markgräfin Sybilla, und auf meine Frage, ob er auch so sprechen könne, antwortete er, heutzutage sei man über dies Alles hinaus. Wenn ich dieses schreibe, kommt es nicht aus Vorliebe zum katholischen Bekenntniß, sondern nur, um die Sache in ihrem vollen Wesen zu zeigen.

Aus dem Rapport habe ich mich besonders überzeugt, daß der Rand der etwas größeren Münzen nichts Anderes als Schrift

haben müsse, um das Zersägen oder Einsägen der Münzen und Einbringung eines anderen Metalls höchlich zu erschweren. Der Vorschlag, concave Münzen zu schlagen, hat das wider sich, daß die Stempel zu sehr leiden würden. Sehr saubere Confection der Münzen ist zwar nützlich und angenehm, aber doch kein unbedingtes Mittel gegen die Prägung falscher Münzen aus anderem Metall, seien es plattirte oder aus Neusilber verfertigte, weil auch die falsche Kunst jene Vollkommenheit großen Theils erreichen und die große Masse (wie bei Papiergeld) die Abstufungen nicht unterscheiden kann.

Uebrigens sieht man aus dem Rapport, wie schlecht auf falsche Münzen in Frankreich vigilirt wird. Auch eine ziemliche Anzahl schlechter Silbermünzen (billon) giebt es noch in Frankreich aus verschiedenen früheren Epochen. Wir schlagen jetzt unsere silberne Scheidemünze, wie in Frankreich von demselben Korn, wie die grobe Zahlmünze; aber manche Personen hängen an dem in Deutschland allgemeinen System, die Scheidemünze von successiv geringerem Gehalt zu schlagen. Es hat allerdings die große Bequemlichkeit eines bedeutenderen Umfangs, weshalb besonders der gemeine Mann solche Münzen für seine starren Hände vorzieht. Allein die Gefahr des Nachmachens ist zu groß. Münzen der Art, die um 10, ja 20 Procent deteriorirt sind, also einen ungeheuren Gewinn geben, sind, auch nachdem sie abgegriffen und roth geworden, schwer zu unterscheiden. Ja, es ist ein Vortheil, solche minderhaltige Münzen bloß nachzuschlagen. Zudem ist für die Regierung selbst der Gewinn zu lockend und man macht solcher Münzen leicht mehr, als gut. Die gleichhaltige Scheidemünze könnte zwar auch etwas schlechter oder ganz falsch fa bricirt werden

aber dies ist schon Anfangs leichter zu erkennen und, wenn sie nur etwas abgegriffen sind, ganz in die Augen fallend; auch zeigt die Erfahrung meines Wissens keine Beispiele der Art in bedeutendem Maß; man schlägt lieber falsche große Stücke. Dagegen weiß man, welche große Massen schlechthaltiger preußischer Groschenmünze in England geschlagen und verbreitet worden.

Eine andere Frage, ob nicht das Gold als Hauptmünze (standard), wie in England, anzunehmen sei, hat auch ihre Verfechter. Ich halte es für irrig und gefährlich. Die große Transportabilität des Goldes ist Ursache, daß sein Werth nicht seltenen Oscillationen in den verschiedenen Ländern unterworfen ist und in weit höherem Grade, als das Silber, weshalb sich Gold weniger zur Grundmünze schickt. Ferner kommen außerordentliche Zeiten, z. B. Getraidemangel in England, so geht das Gold mit großer Leichtigkeit und Schnelligkeit aus dem Lande, es fehlt am baaren Circulationsmittel, die Banken kommen mit ihren baaren Grundfonds ins Gedränge, wenigstens entsteht Schrecken. Dagegen könnte das Silber in einem solchen Falle nicht so schnell und in Massen ausgeführt werden. Das vorhandene Hülfsgeld in Gold wird zwar bald hinausgehen; aber von der großen Masse von Silber bleibt noch genug zur nothwendigen Circulation zurück und man sucht nothgedrungen die Saldos zu verzögern und sich aus der Verlegenheit auf verschiedene Art zu helfen. Endlich können auch ohne außerordentliche Conjuncturen Oscillationen im Goldpreis mehr Goldgrundmünze aus dem Lande durch Speculation locken, als gut ist. Uebrigens bedürfen Veränderungen im Münzwesen großer Behutsamkeit und man muß auf das

Bestehende fußen, so lange es nur immer möglich, um nicht in revolutionäre Maßregeln zu verfallen. Ich rede hier nicht vom Papiergeld.

Um auf die Bemerkung zurückzukommen, wie schwer der Gang solcher Commissionen, wie die französische, ist, führe ich nur an, daß ich in ein Paar Stunden den Plan der jetzt in Rußland in vollem Gang stehenden Veränderung der Kupfermünzen entworfen habe, während jene Commission wer weiß wann zu Ende kommt.

52.

Berlin, 24. October/5 November.

Ich besah sehr cursorisch die Ausstellung der Embleme der verschiedenen Gewerke die bei der so glänzenden Huldigungsfeierlichkeit, welche einen so mächtigen Eindruck hinterlassen, gebraucht worden. Sie befanden sich in dem Brettergebäude, wo Ball gehalten worden, sind recht glänzend, oft sinnreich, und geben eine interessante Zusammenstellung so vieler Zweige der menschlichen Bedürfnisse und Gewerbsfertigkeiten.

In Steinpoliturarbeiten und architektonischen Verzierungen aus gebrannter Erde und Zink ist man in Berlin weit, minder in der klassischen äußeren Architektur, und es reißt auch der neue Ungeschmack ein. Es ist leider in der Nothwendigkeit gegeben, daß in der Poesie und an den schönen Künsten keine Nation sich lange auf der Höhe der reinen classischen Vollkommenheit erhält. Man will Neues, und dies führt auf Abwege, am wenigsten noch in der Malerei und Musik, weil dort die wirklichen Vorbilder, hier die Musik das Innere zu laut ansprechen; am meisten in der Architektur, die kein Vorbild hat.

Doch scheint es auch, als ob sich nach kurzer Blüthe das Genie einer Nation selbst erschöpfe, welches schwerer zu erklären ist. Haben die Deutschen doch nicht einmal einen Kotzebue mehr.

Berlin, 25. October/6. November.

Der König berief mich heute zu einer Audienz. Ungemein zeitgemäß hat dieser Monarch den väterlichen, auf Pflichtgefühl gegründeten ächten Monarchismus so geistreich ausgesprochen und den kindischen Forderungen der ostpreußischen Stände ein klares Nein entgegengesetzt.

Verstehe man sich doch recht! Wozu sollen Constitutionen dienen? Doch wol nicht, die monarchische Regierung zu entkräften oder bei einer sogenannten parlamentarischen Administration zu vernichten? Der parlamentarische Theil der Staatsgewalt soll nur als discutirende Moderation gegen mögliche und erfahrungsmäßig zuweilen eingetretene Abirrungen oder gar Mißbräuche der monarchischen Gewalt dienen. Zeigt aber nicht Frankreich, daß die Kammern selbst herrschen wollen? Die Vielheit will regieren und die Einheit soll gehorchen.

„Aber fehlt es denn den Monarchieen, wo keine Generalstände sind, ganz an dieser discutirenden moderirenden Kraft?" Keineswegs! Denn außer dem Pflichtgefühl des Herrschers und abgesehen von berathenden Provinzialständen, liegt diese Kraft in der Diensthierarchie, den Kenntnissen, Erfahrungen, Principien und Traditionen des Dienerstandes, und endlich im eingeführten Geschäftsgang. Diese moderirende Kraft ist zwar nicht positiv als ein Recht ausgesprochen; allein sie ist moralisch stärker, gerade weil sie kein positives Recht ist, welches an sich zu einer feindseligen Stimmung führt, die auch jetzt

in England so schädlich wirkt. Es können allerdings Fälle eintreten, wo diese Kraft nicht mehr hilft. Aber ist denn das Menschliche vollkommen? Sind constitutionelle Monarchieen nicht dem Uebergreifen des Parlamentarismus oder der Einschüchterung ausgesetzt, und haben die alten Republiken nicht ihre sogenannten Tyrannen, ihre Cäsars gehabt?

Der König wohnt in dem alten Theil des Schlosses in zwei Gemächern, welche die ehmalige Hofkapelle ausmachten, lange verstellt waren und vor einiger Zeit wohnbar gemacht worden. Die gothischen Gewölbe mit figurirten, zum Theil losstehenden Rippen sind recht schön. Es befinden sich in diesen Cabinetten mehrere ausgezeichnete Kunstsachen, Bücher, Karten, Papiere; sonst ist Alles einfach.

Berlin ist doch eine schöne Stadt, und dem äußeren Anscheine nach sollte man nicht glauben, daß, wie man versichert, sich in ihr viel Pauperismus vorfindet. Besonders soll dies unter der Klasse des Hausgesindes, wenn Alter oder Krankheit eintreten, und den ganz untersten Klassen der Fall sein. Der Menschenschlag zeigt unter den Männern viele schlanke, gute und unter den Frauen angenehme, im Ganzen aber weniger gutmüthige Gestalten, mehr noch, als in Dresden. Freilich aber sind Urtheile der Art nur sehr oberflächlich. Im Ganzen hat der Preuße in seinen Zügen etwas Bestimmteres, Geschlosseneres, Entschiedeneres, als der übrige deutsche Schlag. Es mag das zum Theil von slavischer Kreuzung herstammen.

Es ist sonderbar, wie sich Germanen und Slaven unter einander hassen, geringschätzen, mißkennen. Der Slave hält den Germanen für breit, unbeholfen, lächerlich und verkennt seine übrigen guten Eigenschaften. Dem Germanen dünkt der

Slave roh, gemein sinnlich, der Cultur unfähig, und er würdigt seine Bestimmtheit, Lebendigkeit, Anschicklichkeit nicht, vergißt, daß der Culturzustand nicht vom Willen der Völker, sondern von Zeit und Umständen abhängt. Nur in den neuesten haben sich diese Vorurtheile gemildert, und es versteht sich von selbst, daß hier nicht von der Denkungsart der Gebildeten beider Stämme die Rede ist.

Wie wichtig aber Kreuzungen auf die Tauglichkeit der Völker sein können, zeigt England, wo die starre, rohe, unüberlegte Eigenwilligkeit der alten Britten durch den tieferen Sinn der breiten Sachsen gemildert, aber auch verkältet und schwer gemacht, durch den leichten Sinn der normandischen Franzosen wieder belebt und befeuert worden.

53.

Berlin, 26. Octbr./7. Novbr.

Ich besuchte heute unsern Gesandten, Baron v. Meyendorff. Er zeigte mir das noch nicht ganz vollendete, umgebaute Gesandtschaftshotel. Es wird ein gutes Gebäude.

Sodann besuchten wir zusammen die Werkstätte des Herrn Wichmann, wo schöne, auch große Sachen in Marmor und anderen Steinarten zugehauen, abgedreht und große Säulen durch eine Maschinenvorrichtung geschliffen werden. Ich zweifle indessen, ob Säulen von der Größe der Alexandersäule oder auch nur der an der Isaakskirche in St. Petersburg maschinenmäßig polirt werden dürften, weil schwerlich die erforderlichen eisernen Zapfen haltbar genug eingesetzt werden könnten, welches schon bei viel kleineren Säulen hier schwer hält.

Besonders bemerkten wir mehrere Arten von Granit aus

Schlesien, angenehmer, wie unser finnländischer, und ganz besonders den Granit enthaltenden Gneuß, von dem oben die Rede ist. Er wird als Irrstein in den Ufergegenden der Ostsee gefunden. Auch andere schöne Granit- und Gneußarten, z. B. mit rothem Feldspath, finden sich dort und auch in der Umgegend Berlins im Sand.

Ich habe oft an unseren Chausseen im Vorbeifahren recht mannigfaltige Granitarten bemerkt, und man sollte eine besondere Aufmerksamkeit darauf wenden, ob sich unter den größeren erratischen Geschieben keine ausgezeichneten Stücke vorfinden; nur müßte es nicht da geschehen, wo das Meiste schon zu den Chausseen abgeführt worden.

Die vor dem Berliner Museum stehende herrliche Granitschaale von 20 Fuß Durchmesser ist auch aus einem Irrgeschiebe gehauen.

Nicht ohne Erinnerung kann ich es lassen, daß ich hier mehrere Vasen aus Prachtarten von Gneuß gesehen habe, wo feine Handhaben aus dem ganzen Stein herausgehauen sind, weil Vasen ohne Handhaben immer topfartig herauskommen. Zu solchen feineren Sachen wird hier der Granit auch mit Breitmeißel aus Huntsmannschem Gußstahl bearbeitet.

Am übrigen Tage las ich außer den Zeitungen in Richthofens Werk über den Haushalt der Heere. Die zwei ersten Theile sind bloß historisch und obwol mir das Allermeiste bekannt ist, interessirte doch die gründliche Darlegung im Zusammenhang.

54.

Berlin, 27. Octbr./8. Novbr.

Am Morgen machte ich mehrere Visiten bei hiesigen Staatsmännern, wo es denn leicht war, mit so hochcultivirten, verständigen Männern sich über einige Mißverständnisse öffentlicher Art zu erklären.

Nach Tisch, ich wollte der Diät wegen nicht bei Herrn v. Meyendorff speisen, besuchte ich ihn, weil er zu Mittag mehrere vielberühmte Männer, Leopold v. Buch, der sehr frisch ist, Ritter, auch Russegger und Andere versammelt hatte. Das Gespräch war so lehrreich als angenehm. Auch über die Goldwäschen Mehemed Ali's in Nubien wurde gesprochen, aus denen nichts geworden, weil das Land nicht erobert ist. Des goldhaltigen Erdreichs ist die Menge, eben nicht reich und die Neger waschen es recht geschickt, wie bekannt, in hölzernen Schaalen.

Nach einer telegraphischen Nachricht sind die Kammern in Paris ruhig eröffnet worden. Die Triumphe in Syrien werden vorerst vielleicht zu hoch angeschlagen. Ibrahim's Armee ist noch da, aber an andern Orten. Immer ist indessen was Bedeutendes gewonnen, besonders durch die Impression des Anfangs; allein es kann sich noch wenden und das wäre betrübt.

Berlin, 28. Octbr./9. Novbr.

Ermann, der in den Jahren 1828—1830 in Rußland, Kamtschatka und Sitka gewesen, besuchte mich, nachdem er mir seine schöne Karte von Kamtschatka geschickt hatte. Ich wußte noch nicht, daß die Vulkane dieser Insel oder vielmehr eine

der vier Spitzen des Berges Kljutschefsk dem Montblanc an Höhe gleicht.

Es war die Rede davon, eine Zeitschrift zu gründen, welche das Neue und Interessante aus der russischen wissenschaftlichen Literatur dem gelehrten Publikum mittheilen könnte. Allerdings ist Rußland durch seine Sprache vom übrigen Europa noch sehr abgeschieden, und da es ein neues Land ist, dessen Erforschung erst anfängt, so gehen dadurch viele wichtige Data für die Naturwissenschaften verloren. Auszüge oder Uebersetzungen aus russischen Büchern in andere Sprachen finden bei uns viel Schwierigkeiten, und ich werde sehen, ob es nicht besser ist, die Bücher ins Ausland zu schicken und da die Auszüge bearbeiten zu lassen. In französischer Sprache wäre es wol am besten, weil alsdann die Auszüge, in Form von freien Heften, allen Gelehrten zugänglicher wären.

Ohnerachtet Berlin gegen 400,000 Einwohner haben soll, macht sich die Universität, bei der bedeutenden Zahl von Studenten (1600), doch bemerklich, um so mehr, da die jungen Leute viel auf der Straße sein müssen. Die Zahl der Lehrenden ist sehr groß, da Jeder nach Erfüllung gewisser Bedingungen, ohne Gehalt, die Erlaubniß zu lesen erhalten kann. Es läßt sich indessen von zwei Seiten ansehen.

Ich glaube, daß es im Ganzen wirklich besser ist, die Universitäten in Hauptstädten, wenigstens großen Städten anzulegen. Die Tendenz ist allerdings nicht so abgezogen wissenschaftlich, wie an Orten, wo die Universität Alles ist; es giebt mehr Gelegenheit zu Zerstreuungen. Allein die jungen Leute lernen mehr die Welt und das Praktische kennen, werden weniger zu einseitigen unpraktischen Ideen hingeleitet und sind

nicht genöthigt, ihre Erholung in Bierschenken und burschikosen Zusammenkünften zu suchen.

Man klagt mitunter, daß die allzustrengen Examina die jungen Leute nöthigen, sich zu überarbeiten, und daß das angestrengte gehäufte Lernen für das Examen der freien Entwickelung des Geistes schadet.

Näher Unterrichtete meinen, der Gang der hiesigen Regierung fange an, sich zu sehr nach einer Cabinets-Regierung, dem monarchischen Gouvernement personnel zu neigen. Das wird sich ändern und ich denke, ein berathenes Gouvernement personnel wäre wünschenswerther, als ein aus egoistischen Tendenzen zusammengesetztes Gouvernement parlementaire. Geht doch keine Privatunternehmung, wo das Auge des Wirthes fehlt, sind doch darum die Associationen so geldversplitternd.

55.

Königsberg, 1./13. Novbr.

Endlich, nach vieler verlorener Zeit konnte ich am 29. Octbr./10. Novbr. von Berlin abgehen und kam heute Abend hier an.

Von Berlin aus ist bekanntlich das Land eben und sandig, mit vielen Nadelgebüschen und mitunter schlechten Nadelwäldern. Auf den königlichen Domainen sieht man forstwirthschaftliche Bemühungen.

Weiterhin, ungefähr in der Gegend von Landsberg, wellt sich das Land bald zu kürzeren, bald längeren Sandhügeln auf, manchmal dünenartig, manchmal zerrissen, dann wieder zu sanfteren Höhen ansteigend. Zwischen den Hügeln liegen Wiesengründe, Felder mit schwarzem Boden, auch Torfmoore;

an den Hängen oder einfallenden Ebenen sind die Felder von mehr oder minder tragbarem Sand, seltener mit Lehm vermischt, die Höhen meist todter Sand. Näher nach der Weichsel ist die Oberfläche minder kurzwellig, und in der Weichselebene findet sich viel gutes Land, mit vielen tiefliegenden Wiesen. Von Elbing an hat die Gegend gedehntere Höhen und der Boden wird besser, mitunter sehr gut; versteht sich von dem, was sich am Tage sehen ließ.

Ueberall war nur Dreifelder-Wirthschaft mit vielem Kartoffelbau zu bemerken. Futterkräuter habe ich gar nicht gesehen, an einigen Stellen aber die Reste von Tabak und häufiger Raps. Die schlechteste Gegend scheint Westpreußen zu sein; nach der Seite des Meeres wohnen Kassuben, mit Deutschen vermischt, nach Polen zu Masuren. Das hier gesprochene Deutsch ist eigen modificirt, eine gelernte, aufgedrungene Sprache.

In Westpreußen erzählte man, daß mecklenburger Herren Güter gekauft hätten und durch andere Wirthschaft, Mergeln u. s. w. einen viel höheren Körnerertrag erzielt hätten. Wenn es nur dauert.

Das Vieh außer der Weichselniederung ist schlecht; die Pferde sind durchaus schwach und ungemein schlecht gehalten, wenn auch größer, als bei uns.

Die Dörfer sind dagegen noch besser, als man denken sollte, und um die Weichsel und an guten Stellen sind die Bauernhöfe groß, die vielen Kossatenwohnungen aber ärmlich.

Die Leibeigenschaft ist in Preußen da, wo sie war, aufgehoben. Man erzählte unterwegs, die Bauern hätten, um aller Dienste los zu sein, für die Hälfte ihres Landes den

Gutsherren ein Bestimmtes zahlen oder sie abgeben müssen. Im Ganzen seien die Wirthe jetzt sorgsamer, der Adel habe verloren. Die Ländereien der Gutsherren werden mit Knechten und durch die Einlieger (Häusler, Kossaten) bebaut. Letzteren giebt man eine Wohnung, etwas Feld und Garten, wofür sie sich verpflichten, auf dem Gute für einen bestimmten Tagelohn zu arbeiten. Im Winter wird für den sechszehnten Scheffel gedroschen. Von solchen Nachrichten läßt sich in einer so wichtigen Sache kein Schluß ableiten; auch habe ich Klagen gelesen, daß diese Einrichtung die Bauernschaft in zu große Schuldenlast gestürzt habe.

Der Menschenschlag ist im Ganzen kräftig; um Elbing, wo Jahrmarkt war, trafen wir auf der Chaussee viele hübsche Bauerburschen und Mädchen. Sonst scheint die Race etwas Rohes zu haben und die untersten Klassen sind leicht zu Excessen geneigt. Ohne Zweifel sind die Bewohner Preußens mehr zu Soldaten geeignet, als die in den deutschen, besseren Gegenden.

Im Ganzen genommen macht Preußen keinen freundlichen Eindruck. Bedeutende Wohnungen von Gutsbesitzern sind selten und im Durchschnitt möchten unsre Ostseeprovinzen in Vielem vorzuziehen sein.

56.

Riga, 5./17. Novbr.

Heute frühe gegen 4 Uhr Morgens kamen wir in Riga an. Am 2./14. Novbr. gegen 6 Uhr Abends gingen wir von Königsberg ab, kamen am andern Morgen in Tilsit an, wo nicht viel zu rühmen ist, und bald an den Zoll zu Taurogen,

wo man mir, gegen meine Absicht, einen Empfang von der Gränzwache vorbereitet hatte. Das Posthaus ist sehr schön:

Ich habe die Nacht durch wenig über das Land von Königsberg bis zur Gränze bemerken können, nur daß man ziemlich viel Wasser und Sumpf bemerkt.

Von Taurogen nach Schawel ging es recht gut, auf der von polnischen Ingenieuren erbauten lobenswerthen Chaussee. Von da folgt zwei und eine halbe Station ein furchtbarer Koth in dem zähen Lehm, so daß acht Pferde Mühe hatten, den Wagen im Schritt fortzubringen. Dann kommt wieder Chaussee nach Mitau, wo wir nur die Pferde wechselten. Sie ist bis Riga minder gut und gar schmal. Wir wären um ein Haar in den Graben geworfen worden, weil die Lastfuhren nicht ausweichen. Im Wilnaschen Gouvernement sind die Postknechte schon mondirt und haben Posthörner, die sie besser wie in Preußen und andern Ländern blasen.

Schamoiten ist bekanntlich ein ausgezeichnet gutes Land, in flachen Wellen, mit bedeutenden Wiesen und kräftigem Boden. Die Dörfer sind aber schlechter als die russischen, sehr unregelmäßig, die Stuben meist ohne große Fenster, doch der Bauer in keiner schlechten Lage. Den Theil von Kurland, der hier anliegt, durchfuhren wir zur Nacht.

In Schamoiten, Samogitien, Schmudien, war der Hauptsitz der Unruhen in Lithauen während des polnischen Aufstandes, wegen der großen Wälder, die aber seitwärts von der großen Straße liegen.

In Riga nahm der Empfang der Militär- und Civilbehörden viel Zeit hinweg, und meine Gesundheit hatte sich etwas verschlimmert, weshalb es mir schwer wurde, diesen Dienst-

formalismus durchzumachen. Wie früher anfangs die Civilkleidung so genirt mich jetzt die Uniform. Alles ist Gewohnheit.

Wir besahen das Schwarz-Häupterhaus, auch Arthur-Hof genannt, das ich früher noch nicht gesehen und welches 1390 erbaut worden. Die Giebelfaçade, die sehr hoch ist, während das Haus nur zwei Etagen hat, ist in altem, doch nicht rein gothischem Geschmack und bemalt. Der Hauptsaal hat bedeutenden Raum auf beiden Seiten der die Decke tragenden Säulen und enthält die Bildnisse mehrer schwedischer und russischer Monarchen. Es finden sich daselbst ferner verschiedene alte Silbergeschirre und Verzierungen, einige Waffenstücke, auch eine alte lange Ruthe mit einer Wurzel, die dazu gedient haben soll, während der Reformation die Mönche auszutreiben, welche aber bei Zeiten von selbst mit Ceremonien Riga verließen. Merkwürdig ist ein Stiefel Karl's XII., den dieser sonderbare Monarch, wie bekannt, statt seiner schickte, um zu regieren. Der andere soll in Stockholm sein. Es ist eine Art steifer Turnierstiefel; doch minder weit, als man sie jetzt an den Postillons in Frankreich sieht, und mit einer losen Stulpe. Die geringe Größe des vorliegenden Exemplars, besonders der kleine Fuß, zeigt aber, wenn auch Sohle und Schaft etwas eingeschrumpft sein mögen, daß der merkwürdige König von schwachem Körperbau gewesen.

Das Beispiel Karl's XII. im Kampf mit Peter I. zeigt, was selbst gegen einen Kriegsheros Ausdauer, Beharrlichkeit, gute Anordnung und richtiger Verstand mit Charakter verbunden, ohne eigentliches militärisches Specialtalent vermögen, wenn es nicht ganz an glücklichen Chancen fehlt. Hannibal versagten diese zuletzt, und deshalb, nicht wegen Kapua, siegte

endlich die römische Kriegsroutine über den militärischen Genius.

Der Tag verging unter einigen Geschäften und mehreren Besuchen. Morgen geht es sehr früh weiter, um den Tag möglichst zu nutzen; denn in der Nacht ist es kaum thunlich zu fahren.

Doch ich habe Nichts von den schwarzen Häuptern gesagt. Es war seit dem dreizehnten Jahrhundert eine Verbindung, nenne man es eine Zunft, von Junggesellen, die nach Ritterart in den Kriegen, an denen die Stadt Theil nahm, zu Pferde dienten, etwa wie die römischen Ritter oder gleich den Einspännigern (die ohne eine Lance fournie von fünf Personen dienten) in Frankfurt am Main. Diese schwarzen Häupter haben sich in früherer Zeit oft ausgezeichnet. In den Kriegen mit dem wüthenden Johann Wassiliewitsch führte ein Schwarz, aus einer alten Familie der Stadt, die Fahne; ihm wurden beide Hände abgehauen; er ergriff sie mit den Zähnen und starb. Noch dienen die Glieder der Gesellschaft bei feierlichen Aufzügen, auch wo im Ernst Noth ist, uniformirt zu Pferde. Einst war ihre Rüstung blau angelaufen oder schwarz und vermuthlich daher der Name. Das Fahnenzeichen ist übrigens der Mohrenkopf des heiligen Mauritius, wovon Andere den Namen herleiten.

57.

Landsitz Rewold bei Dorpat, 8./20. Novbr

Heute gegen Mittag kamen wir auf meinem Gute dieses Namens, 11 Werst von Dorpat an. Mit Vergnügen betraten wir, besonders meine gute Frau, das alterthümliche, aber

geräumige Roccoco-Gebäude, dessen Lage für das hiesige Land recht angenehm ist. Doch von unserer Reise.

Am 6. früh Morgens verließen wir Riga, durchfuhren mit Hülfe von Fackeln anderthalb Nächte und erreichten mit großer Beschwerlichkeit Rewold.

Bis bald zur zweiten Station Hilchensfer ist eine sehr schöne, vielleicht mit mehr Luxus, als nöthig, erbaute Chaussee; dann kam fürchterlicher Koth, dann nach Wolmar Schnee, bei Walk Frost und etwas weiter schon Schlittenbahn für unbeschlagene Bauerschlitten. Zuerst der tiefe Koth, dann die Unebenheit der gefrorenen Wege und Geleise machten große Beschwerlichkeit; nur gut, daß unser Wagenwerk aushielt.

Bei Neuermühlen besuchten wir die Fabrik des Herrn Pichlau, wo Tibet's und andere Zeuge sehr gut gemacht werden. Sie liegt in einer für hier recht schönen Gegend erhöht am See und hat schöne Eichen.

Das Land von Riga an ist sandig; ein Sandrücken, bald länger, bald kürzer aufgewellt, bald eben, bald mit Sumpf und Moos unterbrochen, zieht sich durch das Land; besonders führt der Fluß Aa viel Sand. Etwas ferner von Riga findet sich zu beiden Seiten des breiten Rückens gutes Land. Man fährt größtentheils, ja beinahe ganze Stationen durch Wald, der meist schlecht, nur an mehreren Stellen geschont ist, besonders um Löwenhof (Kuckatz), wo nicht entfernt die von mir veranlaßte Stammschäferei Trikaten liegt. Man bemerkt hier auch Waldwirthschaft. Bald nach Uddern fangen die höheren, langaufgewellten fruchtbaren Gegenden um Dorpat an, durch den Fluß Embach durchschnitten. Man sieht fast bloß Felder und einzelne Birkenhaine, Die Dörfer sind klein, nach

Landesart schlecht, liegen außer dem Weg. Die meisten Bewohner sitzen indessen sporadisch auf einzelnen Höfen, welches theils dem sich abschließenden Charakter der Bevölkerung, zugleich aber der Form des Landes zuzuschreiben ist; denn die bauwürdigen kleineren Stellen sind mehrentheils isolirt und von Wald, Sand oder Sumpf unterbrochen. In den freieren Gegenden um Dorpat findet man auch mehrere Dörfer, aber immer nur sehr kleine. Im Ganzen ist das Land nicht schlechter, ja besser, als die Marken und Westpreußen; allein im sandigen Theil findet man die unabsehbar ausgedehnten Felder Preußens nicht und die schlechten Wohnungen der Bauern geben dem Land ein mißbehagliches Ansehen. In der Sandgegend sieht man selten Edelhöfe, besonders keine ansehnliche; dies ändert sich um Dorpat, und in Esthland hat man viele schöne Edelsitze erbaut, ja oft mit zu viel Luxus zum Schaden der Besitzer. Und doch ist Esthland fast durchaus ein Kalkfliesenboden, wo man nach einem Regen mehr kleine Steine, als Erde sieht; aber das Land trägt dennoch nicht schlecht, selbst Kartoffeln.

Im Ganzen stehen die Ostseeprovinzen in guter Cultur, was schon daraus hervorgeht, daß mehr Gerste, als Hafer gebaut wird. Waizenland ist bekanntlich in Curland in Menge vorhanden, aber in Liv- und Esthland sehr selten. Die Vielfelderwirthschaft ist auf den meisten Gütern eingeführt und sehr praktisch dem Klima angepaßt. Der Klee gedeiht gut, viel Branntwein wird aus Kartoffeln gebrannt. Ich denke, die Landwirthschaft ist der in den gedachten Theilen von Preußen bedeutend voran. Die Merinoszucht, von mir veranlaßt, hat sich sehr ausgebreitet und viel genützt. Bei den höheren

Getreidepreisen in den letzten Jahren ist der Werth der Güter, die schon früher mit fünf Procent Einnahme verkauft wurden, bedeutend gestiegen. Auch in den polnischen Provinzen gelten die fünf Procent; in Rußland will man mehr.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft hat dem hiesigen Bauer offenbar geschadet, weil sie auf dem fehlerhaften Grundsatz der persönlichen Freiheit ohne Landbesitz gegründet ist. Der Landmann, als bloßer Zeitpächter, ist lässig geworden; der bessere sucht eher Geld zu sammeln, als Haus, Hof und Land zu bessern. Zwar vertreibt Niemand gute Wirthe, aber es kann doch geschehen und nun sieht der Bauer das Gut als etwas Fremdes an, deteriorirt es zuweilen sogar absichtlich.

Ich hatte daher früher eine Bewegung dahin zu leiten gesucht, den Bauer zum Erbpächter zu machen; aber es war noch zu früh. Ein Einzelner kann so etwas nicht wol unternehmen.

58.

Rewold, 9. Novbr.

Ich besah heute Morgen mehrere neue Wirthschaftsgebäude und solche, die bedeutende Reparaturen erhalten haben. Sie waren früher meist in mißlichem Zustande, und nachdem ich diese Jahre her viel darauf gewendet, ist die Besitzung in einen recht erfreulichen Zustand gekommen; auch hat sich die reine Revenue vermehrt. Da ich in meiner Jugend die drückende Armuth so sehr gefühlt habe, dann in mittelmäßigen Umständen, aber der Zukunft unsicher, schon Familienvater, die Haussorge so schwer empfunden, so habe ich keine Anstrengung, keine Selbstaufopferung gescheut, um meinen Kindern

auf ehrlichem Wege, wenn auch keinen großen Reichthum, doch eine mäßige Selbstständigkeit, dieses große Glück des Lebens, zu hinterlassen. Vieles habe ich mir, von diesem Gedanken befriedigt, versagt, erwarte aber keinen Dank. Sie kennen ja das Uebel nicht, vor dem ich sie bewahre; möchten sie sich immer so führen, um nicht dessen Beute zu werden.

Es ist sonderbar! Die höheren Stände in den slavischen Ländern haben einen fast unwiderstehlichen Hang zum Ausgeben, während abwärts Alle thesauriren. Es läßt sich freilich erklären.

Die deutschen Einwohner der Ostseeprovinzen sind eine hochgebildete Classe, von höchst rechtlichem Charakter, voll Ordnungsgeist und Loyalität, von feinen Sitten und in fortschreitender Bewegung. Doch läßt sich bei den Einflußreichen eine gewisse Furcht vor allem Neuen in Sachen der Staatsverwaltung bemerken, welches aus ihren Verhältnissen fließt. Besonders lobenswerth ist dagegen das Streben nach neuen Verbesserungen in der Landwirthschaft, dieser edelsten Beschäftigung des Menschen.

In der neuesten Zeit hat auch das Fabrikwesen seinen Anfang genommen, und große Fortschritte gemacht. Es ist nun einmal Bedarf der Zeit, sei es an sich, wie es wolle, und diese Industrie giebt allmälig der überschießenden Knechtebevölkerung Nahrung. Mehr Menschen könnte zwar auch der Landbau gebrauchen; aber es fehlt oft an freiem Land, die Leute anzusiedeln, und die Wirthschaft mit Knechten auf dem Hof wird von den Meisten mißbilligt.

Die Getreidepreise stehen über Noth hoch, was aber Denen nicht frommt, die contractmäßig Branntwein liefern. Es

ist Rußland eigen, daß die Getreidepreise so große Sprünge machen und bei schwachen oder dürftigen Aerndten über alles Maß steigen und im Gegenfall sinken. Es liegt zwar in der Natur der Sache, daß das Steigen und Fallen der Getreidepreise sich überhaupt immer über oder unter das Verhältniß der wirklichen Aerndte stellt, aber in Rußland überschreitet es alles Maß. Es würde zu weit führen, dies zu erklären, da es in gar vielen Verhältnissen liegt, welche die Grundursache, nämlich Furcht und Hoffnung bei einer nicht zu übersehenden Menge von Concurrenten, in einen ungeregelten excentrischen Gang bringen.

Die Bauernmagazine sind eine gute Sache, nicht eigentlich gegen Mißwachs, sondern weil der hiesige Bauer nur selten einen Jahresvorrath voraus hat. Er trägt also im Herbst sein Quotum in das Magazin, um es später wieder zu leihen. Aber es sichert doch die Ernährung, indem es vorerst überflüssigen Verkauf oder das Vertrinken hindert.

In Liv- und Esthland ist es ein bemerkenswerther Umstand, daß der gemeine Mann so sehr zum Herrnhutismus neigt, so daß einige Verfügungen getroffen werden mußten, dem gänzlichen Verfall alles Kirchenthums vorzubeugen. Gewissenszwang ist dabei nicht, und ich habe selbst mein Möglichstes dabei gethan, weil übermäßiges Sektenwesen endlich die Religion zerstört und die matte Herrnhuterei den Nationalcharakter verdirbt.

Der mißtrauische, abgeschlossene und verschlossene, doch religiöse Charakter der Esthen neigt sehr zum Herrnhutismus, und es ist sehr zu verwundern, daß der Protestantismus seiner Zeit so leicht eingeführt worden. Es mag wol im häufi-

gen Predigen in der Landessprache und im finsteren Nationalcharakter seinen Grund haben.

Es giebt auch Manche aus höheren Ständen, die zum Herrnhutismus neigen.

Die Zahl der Familien von griechischem Bekenntniß vermehrt sich allmälig durch Heirathen. Viele bleiben in Rußland, aber für die im Lande Lebenden hat die Entfernung von Kirchen, Geistlichen und Gleichglaubenden die Folge, daß das religiöse Princip sehr leidet.

59.

Rewold, 10. Novbr.

Der Tag ging unter einigen Geschäften und den sehr interessanten Besuchen der Herren Professoren, Rector Ulmann, Schmalz, Cruse, der mir etwas über Isborsk mittheilte, Bunge, Goebel und Mädler hin. Die Unterhaltung mit den beiden letzteren über Chemie und Astronomie war mir besonders lehrreich.

Auch hier findet man, wie in Deutschland, daß die häufigen Examina in zu vielen Doctrinen, Hülfswissenschaften und bloßen Culturkenntnissen den Geist erschöpfen, der Tiefe schaden und den Aufschwung tödten.

Meine Gesundheit hat sich nicht ganz gebessert und ich reise morgen ab. Da es mir nun an Zeit zu weiterem Schreiben gebrechen wird, so will ich dieses Tagebuch mit einer vergleichenden Ansicht Deutschlands schließen, wieweit ich es bereist habe. Möchten nur meine allgemeinen Urtheile, wie es so leicht geschieht, nicht ins Oberflächliche fallen.

Deutschland ist noch immer, wie vor 45 Jahren, ein an

Civilisation und materieller Cultur in seinen Theilen sehr verschiedenes Land. Doch sind die Unterschiede weniger schneidend, besonders zwischen Katholiken und Protestanten. Es ist mehr Sinn für's Ganze der Nation, wozu der Zollverein viel beigetragen hat. Diese Deutschheit wächst und kann große Folgen bringen.

Die Religiosität hat im Ganzen abgenommen, die Kirchen werden leerer. Ich glaube nicht, daß die Moralität im Ganzen gelitten hat, es sei denn in Betracht der weiblichen Strenge.

Der Streit zwischen Regierenden und Regierten, der vor einem Jahrzehnd sich so vielfach äußerte, hat abgenommen und der Propagandismus wirkt etwa nur auf Handwerker und Proletarier, aber der von der Civilisation selbst ausgehende Grund des Zwiespaltes, lieber zu regieren, als sich regieren zu lassen, besteht bei gar Vielen und kann wieder zum Ausbruch kommen, doch eher durch sich selbst, als durch fremde Anreizung.

Die Regierungen sind im Ganzen sehr vorsichtig, ja timid, und es wird gut administrirt. Die Stände sind billiger und mehr praktisch, die Höfe ökonomischer, die Fürsten ahmen nicht mehr Ludwig XIV. nach.

Die Wissenschaften sind hoch cultivirt. Die alte Pedanterie, das dürre Brodstudiumwesen, die Kleinlichkeit und Einseitigkeit meiner Universitätsjahre haben aufgehört; allein der heutige illiberale Liberalismus herrscht noch in gelehrten Köpfen mehr, als gut ist.

Die Hülfsmittel des Lehrens und Lernens haben sich ungemein ausgebildet, doch wird nicht verhältnißmäßig mehr gelernt, ausgezeichnete Einzelne ausgenommen; denn zu leicht

gereichte Speise wird verschlungen, aber nicht gekaut. Doch holen Viele das Fehlende später nach.

Die Ungebundenheit des Burschenlebens ist eingeschränkt worden zu großem Nutzen; doch erinnere ich an das, was oben in Betreff der Examina gesagt ist. Die Sitten der Studirenden sind geschliffener.

Der Wohlstand hat sehr zugenommen, große Kapitalien haben sich gebildet, die Associationen, gute und schlechte, sind eingeführt, der besitzende Landmann ist vermöglicher, der Fonds- und Großhandel bedeutender geworden, aber die nicht besitzende, arbeitende Klasse, die Handwerker der kleinen Städte sind bei größerem Luxus und gestiegener Theuerung eher ärmer geworden.

Die Fabrikindustrie hat einen großen Aufschwung genommen, vermehrt aber auch die Zahl der unglücklichen und zuchtlosen Proletarier, die von der Hand zum Mund und für heute leben. Doch ist das Uebel noch nicht so groß und nur in den bedeutendsten Städten merklich.

Der Ackerbau wurde schon lange her verbessert und hat mehr in der Theorie, als Praxis, an weiteren Verbesserungen zugenommen. Doch sind einige wichtige Zweige, Merinosheerden und Runkelrüben, zugekommen; der Weinbau hat große Verbesserungen erfahren; die Biere sind schlechter geworden, besonders in Baiern, trotz allem Lob; zum Branntwein dienen fast bloß Kartoffeln und Baumfrüchte. Ich habe nichts von zunehmender Völlerei bemerkt.

Deutschland ist großentheils ein hinlänglich bewaldetes Land, und im Ganzen herrscht gute Waldwirthschaft, wie schon

seit lange und eher, als sich die Theoretiker über Systeme stritten.

Der Dienerstand ist verhältnißmäßig bezahlt und die Gegenstände seiner Ausgaben werden nicht durch unmäßigen Luxus, wie bei uns, vermehrt. Er kommt aus. Ueber Bestechungen, Geldschneiderei, Chikanen hörte ich keine Klagen. Im Gegensatz von Frankreich eine große Sache!

Der Luxus hat sich zwar vermehrt, aber er besteht mehr im Aeußeren und die Waaren haben billige Preise. Equipagen halten nur Wenige, zu Hause isst man genügsam; in Wohnung, Ameublement und Bedienung herrscht meist eine bedachte Mäßigkeit. Die bessere Kleidung giebt den Straßen ein Ansehen von allgemeinerem Wohlstand; doch gehen die untersten Klassen theils noch in Nationaltracht, theils sehr ärmlich bekleidet. Die Gesichter der Menschen zeigen nicht mehr die alte Selbstzufriedenheit, sondern die Falte von den Soucis, die unserer Zeit eigen ist.

Das Militair steht, der Conscription wegen, an äußerer Dressur und Paradeexerciren (das österreichische und sächsische ausgenommen) den Soldaten der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts nach. Doch soll dennoch durch diese Bemerkung nichts über ihren Werth im Krieg entschieden werden; denn jene Prachtsoldaten wurden von den undisciplinirten Franzosen geschlagen. Viele Fürsten beschäftigen sich mit dem Militair weniger, als sonst. Selbst in Preußen läßt man Friedrich II. sein Recht widerfahren.

Die größeren Städte haben gewonnen, die kleineren siechen, die Ackerstädte halten sich nur durch ihr Feld, die Dörfer sind im Ganzen (ich rede hier überhaupt nicht von der

Schweiz) hinsichts der Gebäude nicht besser geworden oder nur wenige.

Die Industrie hat sich mehr auf das platte Land verbreitet und das Städteleben, einst monopolisirt, ist, Luxusstädte ausgenommen, im Abnehmen, verhältnißmäßig genommen, und ständen viele Städte nicht, sie würden jetzt nicht entstehen.

Der geistliche Stand verliert an Achtung, je mehr der Indifferentismus wächst. Für Viele ist der Geistliche eine Art Notar; doch läßt man es in vorkommenden Fällen an äußerer Achtung nicht fehlen. Indeß geht dies hauptsächlich nur auf größere Städte. Die Aspiranten zum geistlichen Stande mindern sich.

Die letztliche Aufregung der Katholiken hat ihren Grund weniger in der Anhänglichkeit an den Katholicismus oder Ultramontanismus, als darin, daß man sich als Partei im Staate gekränkt und beeinträchtigt fühlt. Nur in einigen Cantonen der Schweiz herrscht der Stockkatholicismus; in Oestreich überwiegen episcopale Ideen, selbst bei den Geistlichen; in gemischten Gegenden reißt Indifferentismus ein, doch nur hauptsächlich bei den Männern.

Das Aeußere des Kirchenwesens jedoch wird geachtet; man achtet äußerlich jede Religion und sie hat ihre größten Feinde nicht unter den Laien, sondern unter den Exegeten, Realisten und Aufklärern, die sich selbst untergraben.

Die Frauen haben an äußerer Zierlichkeit und an Leichtigkeit des Umganges gewonnen; doch sind sie noch immer gute Hausfrauen. Die Depravation herrscht mehr im Bürgerstand.

Die bildenden Künste haben sehr gewonnen; die poetische Literatur scheint immer mehr zu sinken. Der Geschmack an Dichterwerken, romanistische ausgenommen, hat sich sehr vermindert. Das Zeitalter hat eine zu politische und materielle Tendenz.

Im Physischen hat die Nation im Ganzen wol etwas, doch nur wenig verloren; am meisten, wie natürlich, in den höheren Ständen. Die Civilisation erwirbt auf Kosten des Magens und dieser beherrscht den Körper.

Und so schließe ich dieses für mich selbst geschriebene Tagebuch. Es hat mir geholfen, manche Stunde angenehm zu verbringen, und dies war sein Zweck.

II.

Reise im Jahre 1841.

1.

Station Egypten in Kurland,
den 4./16. Juni 1841.

Mein habituel gewordenes Uebel bewog mich, auch in diesem Jahre, da ich meine Entlassung vom Finanzministerium ohne Erfolg erbeten hatte, einen viermonatlichen Urlaub zu nehmen, um das Bad von Gastein noch einmal zu gebrauchen.

Nachdem ich meine Amtsgeschäfte so beendigt hatte, daß von den vielfachen, neuen Vorkehrungen, welche für das Jahr 1842 nöthig sind, alle Gesetzesvorschläge vorgestellt, das Nöthige für die neuen Getränkpachtungen vorbereitet und alles Laufende abgearbeitet, zum Theil im Voraus abgemacht, auch meine Privatgeschäfte besorgt und ein bedeutender Güterkauf ins Reine gebracht worden, reiste ich von St. Petersburg Abends am 1./13. Juni mit meiner Familie und Gesellschaft ab.

Ich will nichts von der vorgerückten Vegetation um St. Petersburg bei dem sehr zeitig eingetretenen Frühling mit wechselnden Regenschauern sagen; Alles stand üppig. Aber bald kamen wir in die trüben Sandgegenden mit elendem Tannengebüsch um die Kreisstadt Luga. Die Wälder sind niedergehauen worden, um das Holz die Luga hinabzuflößen. Weiter oben und unten giebt es noch Holz (pinus silvestris),

wovon ein Franzose eine bedeutende Quantität über Narwa im vorigen Jahre auszuführen anfing.

Bald folgt eine Wüste anderer Art, durch welche als traurige Mitgift zum guten geraden Weg die neue Chaussee nach Warschau über Kowno führt: keine Wohnung 72 Werst oder 10 Meilen lang um die Station Kateschni. Auch bei Eisenbahnen habe ich die unangenehme Leere neuer gerader Wege bemerkt; Wege, die ohnedies wenig vorwärts sehen lassen und an denen sich noch Nichts angesiedelt hat.

Wir fuhren Tag und Nacht, kamen also bei bestellten Pferden mit unsern zwei großen Fuhrwerken rasch vorwärts.

Bei der Station Kreßty sieht man in einiger Entfernung den hohen Bau der Kathedrale von Pleskow, russisch Pskow. Sonderbar genug hat man die Chaussee an dieser jetzt an Lebenskraft siechenden Stadt vorbeigeführt, um ein paar Werste zu sparen, ihr also noch etwas Nahrung entzogen.

Ostrow, auch eine klägliche Kreisstadt, hat die Reste einer alten Normannenburg, aus bröckelnden Kalkfließen, von der im Vergleich mit Isbork wenig mehr übrig ist.

Warum es mit dem städtischen Leben in Rußland so schwer, oft gar nicht geht, und welche nachtheilige Folgen dies auf die Ackercultur, besonders die nach bessern Methoden hat: dies hier auszuführen, würde zu viel Raum und Zeit wegnehmen. Ich habe möglichst auf Besserung hingearbeitet und nicht ganz ohne Erfolg. Eines der Haupthindernisse sind die Handwerker mancherlei Art auf den Gütern aus den eignen Leuten derselben, die dem Gutsherrn doch nicht verhältnißmäßig nützen.

Die Gegenden im Pleskow'schen sind noch, wie sie Olea-

rius beschreibt: Büsche, auf dem höheren Land Acker, sonst Sumpf und Torf. Es wird in diesen durch den Flachsbau ausgesogenen Landstrichen nicht besser werden, bis man von der Höhe in die Tiefe geht. Die Flüsse und Flüßchen haben meist hohe Ufer und die meisten dieser Moore, die großentheils auf Sandgrund ruhen und nicht tief sind, könnten ausgetrocknet werden und würden großen Bodenreichthum bieten. Doch dazu würden umfassendere Anstalten nöthig sein: es gehören dazu Gesetze, Verbesserunglust, Sachkenntniß und Geld. Die Stauung einer elenden Mühle hindert Quadratmeilen von Land an der Entwässerung; ein kleiner Besitzer, mit seinen größeren Nachbarn in Mißverhältniß, läßt keinen Graben durch sein schmales Land ziehen; an einem Expropriationsgesetz tüchtiger Art fehlt es für diese Fälle. Nicht minder stößt sich die Sache an Lust, Kenntniß und Geld, welches jedoch mit der Zeit kommen würde, so sehr auch der Hang zum Ausgeben bei unsern höheren Ständen diesen letzten Nerv schwächt. Die Regierung kann nur aufmuntern, da ihre Domainen gegen die Privatbesitzungen minder groß sind. Dennoch könnte mehr geschehen, wenn es in diesem unermeßlichen Lande nicht schon über die Kräfte zu thun gäbe und mehr Geldmittel verwendet werden könnten.

Von Ostrow fängt das Aussehen des Landes an, etwas, ich will nicht sagen besser, aber doch minder uncultivirt zu werden. Die Wälder sind schon mehr geschont. Besonders ist dies mit dem Eintritt in das Witebskische Gouvernement zu merken, so schlecht es übrigens ist; denn in den ehemaligen polnischen Provinzen ist die Landwirthschaft doch etwas weiter voran. Menschen und Vieh werden dagegen schlechter. Es

wohnen hier Letten und zum Theil Philipponen (altgläubige Russen), welche früherhin des Glaubens wegen austraten und theils frei, theils leibeigen sind.

In Dünaburg wechselt man die Pferde in einer nicht zu rühmenden Vorstadt und fährt an der Festung vorbei, deren Werke, wie es scheint, absichtlich durch Buschwerk versteckt sind; nur jenseit der Düna sieht man die große Defensivkaserne des Brückenkopfes. Es kommt mir nicht zu, hier Etwas über das Vertheidigungswesen von Rußland zu sagen.

Da es in der Dünaburger Vorstadt kein Gasthaus giebt, suchten wir hier in Egypten, den Anrühmungen glaubend, Etwas zu finden.

Woher der wunderliche Name dieser Nation kommen mag, weiß ich nicht, wol aber, daß auf ihr von den Fleischtöpfen Egyptens nichts zu finden ist. Ich verwende die Zeit, bis etwas Elendes zum Mittagsessen bereitet wird, dazu, dies zu schreiben. Das neu erbaute Stationshaus ist schön, aber die Zimmer sind ringsum mit Schwämmen überwachsen und der Fußboden von Tannenparquet zum Theil verfault.

2.

Suwalki, 6./18. Juni.

Nach ziemlich forcirter Reise, einem guten Mittagsessen in Kowno und feierlichem Empfang von den Zollbehörden und der Gränzwache, kamen wir heute hier an.

Von Egypten nach Kowno ist ein hügeliges, mehr schlechtes, als gutes Land.

Kowno, an dem bedeutenden Niemen, mit einer hübschen Aussicht, hat mehrere große Kirchen, wenn ich nicht irre,

mit der Umgegend acht Klöster, aber wenig Christen. Noch vor dreißig Jahren gab es zwei Großhändler, jetzt nur meist arme, ja bettelhafte Juden. Manche klopfen Steine an der Chaussee. So hat der Krebs der Judenvermehrung die einst blühenden polnischen Städte allmälig verzehrt. Die Juden selbst sind durch die Verminderung der Contrebande und durch andere Umstände unglaublich verarmt. Uebrigens haben auch andere Verhältnisse und der Gränzort Jurborg Kowno herabgebracht. Auf Befehl meines Monarchen lasse ich auf dem ganz hübschen Rathhausplatze mit dem stattlichen Stadthaus in halbmodernem Geschmack, das an ganz andere Zeiten erinnert, ein Monument für 1812, errichten. Dieser Monumente im byzantinisch-russischen Geschmack sind schon zwei, auf den Höhen von Borodino und in Smolensk, von Gußeisen errichtet. Das für Kowno wird diesen Sommer verschifft. Es sollen und können keine Siegsdenkmale sein, sondern Erinnerungs- Trauer- und Todtenmale, wie auch die Inschrift von Borodino zeigt. Ein Invalide bewacht sie.

Unfern von dem gedachten Platze in der Seitenstraße steht die Giebelfaçade eines sogenannten Heidentempels, angeblich dem Perun geweiht, dessen Bild aus Stein oben an einer eisernen Querstange befestigt gewesen und vor einiger Zeit herabgefallen sein soll. Die Architektur aus Backstein ist in ihrer Art reich, mit Spitzbögen, etwa im Geschmack des 14. oder 15. Jahrhunderts; hier aber vielleicht später erbaut. An den Peruntempel glaube ich nicht; es scheint mir vielmehr die Vorderseite des alten Rathhauses zu sein. Dieser alterthümliche Rest verdiente eine genaue Abzeichnung; er ist schön. Weitere Zerstörung hat der Kaiser verboten.

Die Chaussee von Dünaburg nach Kowno ist von polnischen Ingenieuren erbaut, großentheils aus gesiebtem Kalkgrand, gut und angenehmer zu fahren, als die Granitchausseen, vielleicht auch dauerhafter. Der Granit zermalmt sich leicht. Die Stationshäuser und Wohnungen für die Chausseesoldaten sind aus Stein mit mannigfaltigen recht artigen Façaden, sauber, ökonomisch und gut gebaut.

Suwalki, seit der Verlegung der Präfectur jetzt Gouvernementsstadt und meist neu angebaut, hat eine ganz hübsche Straße, zwei nette Kirchen, eine orientalische und eine occidentalische, und in der Mitte einen schönen schattigen Spaziergang. Ob die Verlegung aus Lomza (seit 1816) aus überwiegenden Gründen oder aus der dem Menschen eigenen Liebe zur Veränderung, welcher kleine Gründe groß scheinen, und die sich besonders bei uns bemerklich macht, geschehen sei, weiß ich nicht.

3.

Warschau, 7./19. Juni.

Nachdem wir sechs Nächte durchgefahren, kamen wir heute gerade in sechsmal vierundzwanzig Stunden hier an. Die Chaussee und die Stationshäuser sind gut, eher schlechter in den Städten. Aber mit der Leibesnothdurft steht es sehr schlecht; heute kamen wir zu keinem Mittagsessen und behalfen uns mit Kaffee, Thee, Brod und Käse, was wir mit uns hatten. Die Straße ist ungemein wenig belebt; selbst an Fußgängern fehlt es. Nicht einer bedeutenden Equipage sind wir begegnet.

Ostrolenka und Pultusk, wo wir die Schlachtfelder durch-

fuhren, sind unansehnliche Städtchen. Serotzk, das befestigt werden sollte und gegen Modlin, jetzt Neugeorgiewsk, aufgegeben worden, und wo die Anfänge von Wall und Graben noch stehen, hat eine uralte Kirche von sehr eigenthümlicher Bauart, angeblich durch die Johanniter oder Templer errichtet, die hier herum besitzlich waren.

Zu bemerken ist, daß bei Ostrolenka Bernstein gegraben wird.

Das Land bleibt hüglig bis eine Distanz vor Warschau, doch in weniger kurzen Wellen. Viel Sandboden und Flugsandschollen, wenig guter Wald, näher nach Warschau viele überalte, sehr große Föhren. Bedeutender Kartoffelbau, keine Futterkräuter, wenig Vieh, besonders wenig Schafe, die Pferde schwächer und kleiner, als im eigentlichen Rußland, ohngefähr wie in Esth- und Livland. Kein bedeutender Edelsitz, als habe man die Gegenden auf dem rechten Weichselufer gescheut.

Ich habe vergessen, das Städtchen Augustowo zu erwähnen, wo der Augustowo'sche Kanal vorbeigeht. Der Ort ist unbedeutend und hat doch einer Präfectur (Woiwodschaft) den Namen gegeben, wie der Vagabundenort Rom einst der bekannten Welt.

Im Ganzen gewährt selbst das Pleskower Gouvernement eine bessere Ansicht als das, was wir bisher im Königreich durchreisten, nämlich das Land und die Dörfer.

4.

Warschau, 9./21. Juni.

Nachdem ich die Staatsvisite bei dem Feldmarschall Fürsten Warschafsky abgemacht, besuchte ich gestern die hiesige

Citadelle. Dieses Zwing=Warschau ist ein schönes Werk. Mehr habe ich nicht davon zu sagen.

Auch nahm ich einen Vorgeschmack von der Exposition von Fabrikaten, die morgen eröffnet wird. Es sind ziemlich viele russische Artikel eingegangen, an Baumwollenwaaren nicht das Beste. Schöne Goldstoffe, Seidenzeuge, Porzellaine, Theemaschinen und lackirte Waaren; Glaswaaren und alle schwereren Gegenstände fehlen. Weit weniger sind polnische Produkte eingeschickt worden, ich weiß nicht, ob unter Anderm deshalb, weil man russische zugelassen hat, da auch in Petersburg polnische concurrirten. Das Fabrikwesen in Polen, auf schwankende Prämissen gegründet und künstlich getrieben, kränkelt überhaupt unter den jetzigen Umständen. Die polnischen Tapetenarbeiten sind besonders schön; auch die plattirten Sachen in Gold und Silber. Zum Ankauf ausgezeichneter Fabrikate für den Hof sind 12 Mill. R. S. bestimmt.

Warschau, obwol nicht ganz regelmäßig, ist eine schöne Stadt, malerischer, als das steife St. Petersburg, das jährlich durch die höher werdenden Häuser noch mehr verliert. Das neue Theater, die Börse mit der Bank und dem Finanzministerium, viele andere öffentliche Gebäude, manche Privathotels zwischen Hof und Garten, viele Privathäuser, zeichnen sich aus. Die Stadt hat seit 1815, wo ich zum letzten Mal da war, (denn 1821 reiste ich zum Congreß von Laibach nur durch) an neuen und verbesserten Bauwerken sehr gewonnen, wie an den kleineren, so erfreulichen Verschönerungen, an Squäres, Baumplätzen, Alleen, Trottoirs und Reinlichkeit.

Nachmittags besahen wir das berüchtigt gewordene Belvedere, die Stelle, wo man den General Gendre ermordete,

das Zimmer, wo sich unterdessen der Großfürst befand. Es ist ein sehr einfaches, unbedeutendes Gebäude, mit der Aussicht über die traurige, viel Trauer erfahrene Ebene jenseit der Weichsel. Der Garten hat schöne Bäume.

Auf dem Wege dahin kommt man an der sitzenden Statue des Kopernikus vorbei. In dem Talar mit bloßem Haar, sieht das Ding aus wie ein Jude, der ein zerbrochenes Planetensystem vertrödeln will, besonders hier unter den polnischen Juden.

Vom Belvedere ging es nach Laziensky. Das nicht große, geschmackvolle Sommerschloß, mehr eine königliche Villa, freundlich lieblich, ja etwas kokett, ist vom Damenkönig Stanislaus Augustus erbaut. Ich hätte bald vergessen, die hier befindliche, angeblich von Raphael gemalte Madonna zu erwähnen. Es ist ein wunderschönes Bild, aber gewiß nicht von Raphael. Ich halte es keck für einen sehr gelungenen Carlo Marotti. Die Madonna scheint Portrait. Ich schließe auf den Meister wegen einiger Eigenheiten seiner Manier, besonders an den Händen und Füßen der Kinder, die ich Gelegenheit hatte, mehrmals bestätigend zu bemerken. Es sind noch mehrere gute Gemälde da, auch Portraits: August II, Aurora von Königsmark (starb als Aebtissin in Quedlinburg) und manche Andere. Warum sieht man doch gern die Abbilder namhafter Personen, abgesehen vom historischen Interesse? Weil wir sie für wahr halten und das kleine Wahre an sich mehr Werth für uns hat, als das große Gedichtete.

Von da besuchten wir den botanischen Garten, an der Sternwarte, und um sie belegen, dann noch einmal den sächsischen Garten, dessen Palais abgebrochen worden, wofür eine

offene Colonnade mit zwei Flügeln erbaut wird. Hinter der Colonnade erblickt man einen angefangenen Obelisk von Gußeisen, zum Andenken der bei Warschau gefallenen Russen. Es läßt sich noch nicht beurtheilen, welchen Effect das Monument machen wird.

Wir fanden überall viele Menschen, besonders auf dem Wege zum neuen Pferderennen. Panem et circenses, materielles Wohlsein und Zerstreuungen, gut für alte und neue Zeit! Die warschauer Bevölkerung ist überhaupt beweglicher, lebenslustiger, sich leichter mit Wenigem vergnügend, als die Bevölkerung von St. Petersburg oder Moskau. Das Ganze hat eine mehr europäische Farbe, weil sich des Cultur-Colorit mehr auf die untern Klassen erstreckt.

Das Pferderennen hatte ich nicht Lust zu besuchen. Diese Carrière-Rennen haben keinen Nutzen für die Zucht der Pferde, wie man sie braucht. Auch die Viehausstellung konnte ich nicht besuchen. In unsern Ländern, wo unter den jetzigen Verhältnissen in der Hauptsache nur dahin zu arbeiten ist, das Landvieh nach Möglichkeit zu bessern, sind solche Ausstellungen von schönem Luxus-Vieh, das man hier und da aus Liebhaberei hält, auch nur von geringem directen Nutzen; doch bleiben sie nicht ganz ohne Einfluß.

5.

Krakau, 11./23. Juni.

Wir reisten am 10. Juni aus Warschau ab. Die Gegenden jenseit Warschau werden etwas besser, Man sieht mehr Gebau, viel Kartoffeln, hauptsächlich zum Branntweinbrennen, Kleefelder, mehr Abwechslung in den Erzeugnissen, hier und da auch Entwässerungsarbeiten. Bessere Bebauung

des Landes ergiebt sich nur in geringem Grad. Keinen ordentlichen Edelsitz habe ich zu Gesicht bekommen, ziemlich viele Vorwerke. Die Dörfer sind unordentlich gebaut und sehr schlecht; auch trifft man nicht selten sporadische Bauerhöfe. Das Volk geht meist verlumpt, wol nicht so sehr, wie man sagt, aus Noth, als vom sich Gehenlassen.

Um Radom, eine kleine Gouvernementsstadt, zeigt sich in dem Boden mehr Bewegung. Ueberhaupt gehört das Sandomirsche Gouvernement zu den besten. Kielce ist ein unangenehmer Ort und hat das Ansehen einer anfangenden Stadt. Hier herum, bis zur schlesischen Gränze, geht allmälig ein ansehnlicher Bergbau auf. Die sehr bedeutende Zinkgewinnung ist vortheilhaft, da das Zink allmälig zu gar mancherlei Dingen in Gebrauch gekommen ist. Nur zu Dächern taugt es nicht; es dehnt sich von der Hitze zu sehr aus und brennt bei Feuersbrünsten. Die sehr mächtigen Kohlenflötze wollen sich zum Eisenschmelzen noch nicht eignen, weil sie zu viel Schwefelkies enthalten; sonst wären sie bei ihrer großen Mächtigkeit und Nähe an der Oberfläche höchst wichtig. Die Eisenwerke sollen mit zu großen Kosten, ohne gehörige Rücksicht auf die Möglichkeit des Absatzes und auch den die Kraft der Wälder übersteigenden Kohlenbedarf, angelegt und vermehrt worden sein.

Näher nach Krakau wird das Land schöner und ganz in der Nähe der kleinen Republik sind herrliche Aussichten.

6.

Wadowize, 12. Juni.

Gestern Abend, in Erwartung des Mittagsessens, das wir

um neun Uhr einnahmen, besuchten wir das krakauer Schloß und die berühmte, alte, von Innen gothische Kathedrale. Als Gebäude kann man viele bedeutendere Kirchen sehen, aber der Reichthum an Monumenten ist groß. Ich will in kein Detail über sie eingehen; es giebt doch keine Anschauung. Ein Standbild von Wladimir Potozki von Thorwaldsen, in weißem Marmor und matt gearbeitet, ist zwar ungemein schön, gehört aber ein Heroenkostüm eigentlich nicht in die Kirche. Eine halb liegende, vorgebückte Dame, die noch leben soll, von Canova, in polirtem weißen Marmor, gefiel mir nicht eben so sehr. Polirte Statuen mögen besser dauern, aber sie verlieren viel vom Leben. Leider ist Alles in dieser Kathedrale sehr schmutzig. Das alte Schloß ist, wie eine Inschrift zeigt, vom krakauer Senatus populusque reparirt worden. Eine überbaute Stelle zeigt alte gothische Baukunst; das Spätere ist kahl, ein Hof mit drei Reihen Arkaden. Mit Wenigem begnügten sich doch die alten mächtigen Könige; kein kleiner möchte heutzutag so wohnen. Das Ausflußloch, durch welches einst Dümouriez das von den Russen besetzte krakauer Schloß überrumpelte und welches ich 1821 noch gesehen, war nicht mehr aufzufinden; vermuthlich ist es bei der Reparatur vermauert.

Das Schloß hat einen besonders hohen, starken Thurm und steht auf Felsen, der aber wenig sichtbar ist. Man hat bequeme Aufgänge an der Bergsteile gemacht. Das Schloß umgehend, hat man eine gar schöne Aussicht und bemerkt die Grabhügel von Kosciusko, Krakus; das der Wanda liegt jenseit der Stadt. Es sind sehr große Erd-Tumuli, Hühnenmale (Kurgani) auf den umliegenden Höhen.

Die Weichsel hat sehr trübes Wasser und ist hier noch nicht bedeutend.

Am Morgen des 12. machte ich noch einen Gang in die Stadt. Das Innere ist ganz ansehnlich, aber das hochklingende diplomatische Zauberwort einer freien Stadt nützt ihr wenig, weil keine Lage, kein Leben dazu da ist. Jetzt thut die Kontrebande das Beste.

Sehr zufrieden mit dem Gasthaus, die Rose, von einem Italiener gehalten, und sehr billig behandelt, verließen wir Krakau. Ein ausgezeichnet guter Tisch nach langen magern Tagen ist doch auch Etwas.

7.

Brünn, 14./26. Juni.

Wir entschlossen uns, hier zu übernachten und morgen, der großen Hitze wegen, auf der Eisenbahn nach Wien abzugehen. Wir durchfuhren das Schlachtfeld von Austerlitz. Im Posthaus von Posorlitz quartirte sich Napoleon ein. Die Sonne von Austerlitz brannte heftig auf uns, aber die militärische Sonne von Austerlitz ist durch Gegensonnen verdunkelt worden. Wie kurze Zeit braucht es doch im Laufe der Geschichte, um große Hoffnungen klein zu machen und Tiefgefallene zu erheben!

Doch schmerzlich ist der Tag dem Russen, nicht bloß, weil man geschlagen wurde, welche Armee wurde es nicht? aber so hätte es nicht kommen sollen. Kutusow war freilich nicht der Mann, um Napoleon aufzuwiegen. Ich sage dies, obwol er mein Gönner war; aber mit ganz freier Hand, ohne doppeltes Kommando hätte er sich anders aus der Lage der Dinge gezogen.

Ich will noch Einiges nachholen. Mähren ist ein gewaltig fruchtbares Land; oft ist der Lehmboden kaffeebraun. Wirthe, die es können, düngen alle drei Jahre. Man kann nicht ohne Erstaunen die unaufhörlichen Felder mit reichen Aerndten, darunter viel Weizen, sehen; denn im Ganzen ist nur wenig Wald zu bemerken. Uebrigens ist die Gegend spärlich bewässert; die Dörfer liegen in Vertiefungen und sind ziemlich selten; Pachthöfe liegen zerstreut und die adligen Schlösser stehen, wie schon gesagt, in den Städten oder Dörfern, sind also weniger bemerkbar.

Obwol bisher keine eintönige Ebne, sondern bald kürzer bald länger aufgewallt, das flache Marchfeld ausgenommen, macht Mähren doch keinen Eindruck poetischer Art, wie nicht selten Schlesien, ja zum Theil Galizien. Es erweckt vielmehr den Eindruck eines Bauernlandes, ich weiß selbst nicht recht warum. Doch wol, weil man so wenig von höherer Civilisation sieht.

Die Bewohner nennen ihre Sprache die Tschechische (Böhmische). Ich konnte nicht viel verstehen. Aber die Einwohner fassen das Russische zur Noth, was von der reinen klaren russischen Aussprache herkommen mag, die nicht die Vorschläge und Zwischenbuchstaben der westslavischen Idiome hat, also das Wesentliche der Worte reiner wiedergiebt, welches sich in dieser verwirrt.

Nach unserer Ankunft machte ich mit Herrn von Schemiot noch in der Dämmerung einen kleinen Gang durch die Stadt. Die Haube des Rathhausthurmes mit einer Fläche und vier spitzen Nebenthürmchen, mit Kupfer gedeckt, ist vielleicht die schönste, die ich gesehen.

Die alte Hauptkirche St. Peter hat Etwas, das mir noch nicht vorgekommen, eine Kanzel aus Stein an einem Pfeiler der Außenwand. Der heilige Johann von Capistrano soll in alten Zeiten hier viel herumgezogen sein und gepredigt haben. Vielleicht daher. Diese Metropole soll noch von Cyrillius und Methodius (hier Methud) gegründet sein, wol aber nicht der jetzige Bau. Es waren dies zwei gewaltige Männer, welche die sogenannte slavische Schriftsprache begründet haben. Verkenne man doch das Verdienst bedeutender Männer, die Selbstaufopferung der Märtyrer nicht, weil sie heilig gesprochen worden oder man von ihren Motiven jetzt anders denkt.

Ich fand in einem Tagesblatte, daß auch in Wien an der Stephanskirche eine Außenkanzel ist. Hier predigte Johann von Capistrano gegen die Türken, lateinisch, mit einem Uebersetzer, und ward dadurch sehr verdienstlich.

8.

Wien, 17./29. Juni.

Nach sechs Stunden Fahrt kamen wir vorgestern in Wien an. Der gestrige Morgen ging mit einigen Einkäufen und Visiten beim Grafen Tatischtschew und Fürst Metternich hin.

Am Nachmittag durchgingen wir Herren den Volksgarten bei dem nun demolirten Burgthor, wohin die Musik von Strauß ein ziemliches Publikum des Mittelstandes gezogen hat. Es gefallen mir diese concertartigen Tanzmusiken eben nicht. Ueberhaupt hat die Tanzmusik heutzutage nicht mehr das alte Tanzbare, Hebende und Cadenzirende. Ich glaube mich nicht zu irren; denn wo es einmal kommt, empfinde ich es gar wol, wo nicht zum Thun, doch zum Beurtheilen. Es läßt sich dies ganz gut erklären; denn die jetzige Generation

der gebildeteren Klassen hat nicht mehr das Leben, den Willen, die Kraft, ja den physischen Complex, wie vor funfzig Jahren.

Heute früh fuhren wir auf gut Glück nach dem Belvedere, einst vom Prinzen Eugenius von Savoye — so schrieb er sich in drei Sprachen — erbaut, um die Gemäldegallerie zu sehen. Ohnerachtet es kein Tag dazu war, zeigte sie uns doch der Director Herr Professor Krafft mit ungemeiner Gefälligkeit, ja con amore.

Das Gebäude ist in seiner Art imposant, wenn auch kein Kunstwerk. Hier wohnte der für den Gang der europäischen Welt so wichtige, von Ludwig XIV verschmähte Abbé de Savoye, später der gewaltige General. Oesterreichs Rolle ist schön in dem Kampfe zwischen der Moschee und der Kirche. Während Frankreich, unter erdichteter Gefahr der Habsburgischen Uebermacht, die Stärke der österreichischen Monarchie zu brechen suchte, stand diese bald glücklich, bald unglücklich, oft schwach, aber immer beharrlich vor dem Riß; und hätten die Türken Wien genommen, so wären auch Deutschland und Frankreich ein Bosnien geworden. Man mag wol in Frankreich geglaubt haben, wie Andre 1806 glaubten, man werde Dem leicht ein Ziel setzen; aber solches Selbstvertrauen täuscht.

Wir konnten die Gallerie aus Diskretion nur kursorisch durchgehen; aber es ist dies eine Art von Tantelusqual. Die Sammlung hat nicht nur viele herrliche Werke, besonders Niederländischer Schule, sondern ist auch chronologisch nach Schulen geordnet. Besonders interessant ist auch das Geschichtliche der Gallerie. Nur sehr wenige Bilder sind von Fremden gekauft; von allen übrigen weiß man, daß sie von Anfang her von diesem oder jenem Zweig des österreichischen

Hauses besessen worden. Es sind ächte Familienerbstücke. Auch die italienische Schule hat viel Wunderschönes. Ich hätte mich so recht an diesen Bildern ergötzen mögen; aber es fehlt die Zeit.

Am Abend besuchte ich, des Nationalismus wegen, den Kasperl. Dieses Theater schien mir gesunken; es ist sehr schmutzig, blieb leer und ein gar untergeordnetes Publikum war anwesend. Es amüsirte uns nicht sonderlich.

9.

Wien, 18/30. Juni.

Heute besuchten wir zusammen die Schatzkammer, und die Ambraser Sammlung. Am Abend fuhr ich in den Prater und den Volksgarten.

Die kaiserliche Schatzkammer enthält eine Menge historisch merkwürdiger, seltener kostbarer und künstlicher Sachen. Die alte Zeit hatte an Künstlichkeiten einen besondern Gefallen, denn sie war noch kindlich.

Besonders interessant sind die historisch merkwürdigen Gegenstände. Da liegt nun der Krönungsornat Karl's des Großen, als geschichtliche Reliquie, mit mehr Kunstfertigkeit, vielleicht byzantinischer, gearbeitet, als man der Zeit zutrauen sollte; vielleicht späteren Ursprungs, denn auf der Krone ist der Name Kaiser Conrads mit kleinen Perlen ausgelegt. Was hat deutscher Formalismus, deutscher Kleinigkeitsgeist und deutsches engherziges Zusammenschließen in kleine Volkscoterien aus seinem großen Reich gemacht?

Da steht die Krone, eiligst aus Berlockengold mit falschen Steinen, verfertigt, mit der sich Napoleon zum König

von Italien krönen ließ, dort die silberne kostbare Wiege des Königs von Rom der nie Rom gesehen! Wie hat das Alles geendet!

Das berühmte Salzfaß in Gold von dem rauflustigen Benvenuto Cellini hat zwar gut gezeichnete Figuren, aber die Eiselirung befriedigte mich nicht. Man dürfte es heutzutage leicht besser machen.

Von vielen künstlichen Spielereien und kostbaren Dingen ohne Zweck und Geist schweige ich.

Am Morgen wurde ich dem Kaiser durch unseren Ambassadeur, Herrn von Tatischtschew, vorgestellt, wo es, nach hiesigem Gebrauch, eine Art ceremonieller Auffahrt mit Läufern gab.

10.

Wien, 19. Juni/1. Juli.

Ich besah heute Morgen das polytechnische Institut, Es ist eine Art Real-Universität, die unter den hiesigen Verhältnissen großen Nutzen stiftet. Herr Regierungsrath Prechtl, dessen Verdienst bekannt ist, geleitete uns mit ungemeiner Zuvorkommenheit. Die Sammlungen des Institutes sind sehr reich und vollständig: an Fabrikaten aller Art, chemischer Präparaten, Arbeitsinstrumenten, physikalischen Instrumenten, Modellen, Zeichnungen u. s. w.; für die schöne Kunst mit Recht wenig, von großen Maschinen nur Einiges zum Gebrauch der Werkstätten, wo sich gemiethete Arbeiter befinden und astronomische, geodätische und andre Instrumente gemacht werden. Die chemischen Laboratorien sind besonders groß und bedeutend. Auch die Architektur und der Wasserbau gehören in den Lehrkreis des Institutes. Es giebt nur Externe mit Be-

zahlung auch einige Stipendien. Der Lernenden sind gegen 1500. Welcher Wirkungskreis!

Unser technologisches Institut in St. Petersburg ist unter andern Verhältnissen hauptsächlich nur auf 300 Interne und freie Zeichenschulen berechnet. Der bestimmte Zweck ist, junge Leute zu Fabrikdirektoren und Contre-maitres, einen Theil aber zu Bergmechanikern theoretisch, so weit es nöthig, und zugleich praktisch arbeitend vorzubereiten. Wir müssen die Leute zu Etwas machen, hier machen sie sich selbst dazu. Dagegen muß der Zögling dort Etwas werden, hier hängt es von ihm ab, ob er Etwas werden will. Die Natur der Institute ist also wesentlich verschieden; dort gebundenes, hier freies Lernen, aber auch jedes mit seinen Mängeln.

Nachher besahen wir noch den Bahnhof der Baden-Raabner Eisenbahn. Das Gebäude steht hoch, ist sehr grandios und kostbar. Die Bahn selbst geht von der oberen Etage aus. Die ungeheuren Gesellschaftswagen sind wandernde Säle und besonders gut eingerichtet. Kurz es ist ein gewaltiges Werk. Doch ein Wiener fragte, warum denn auf dem Bahnhof keine Bettler zugelassen würden; die Antwort war: weil die Aktionäre da wären. — Die Aktien stehen unter Pari.

Mich betrübt immer dieses unfruchtbare Todtschlagen ungeheurer Kapitalien, zu Zwecken, die in der Hauptsache nur dem Luxus dienen, theils hervorbringen oder hervorbringen helfen und das unstätige, ruhelose Wesen unsrer Generation nur vermehren.

Wir speisten bei Herrn von Tatischtschew mit Fürsten Metternich, seiner Gemahlin, Graf Fiquelmont und andern bedeutenden Personen.

Um die Langeweile zu vertreiben, dem rauhen Wetter zu entgehen, oder doch einmal Spektakel zu sehen besuchte ich das Theater in Wien. Die Leyer ist bedeutend kleiner als unser großes Theater in St. Petersburg, aber die Scene gar viel tiefer. Der Spektakel mit Tanzen, Pferden, Gefechten und allerlei Spuk tödtete mir die Zeit, ohne eigentlichen Zeitvertreib. Eine Dekoration, eine alte Stadt, bei Nacht, mit zum Theil erleuchteten Fenstern, war wirklich sehr ansprechend und für mich neu.

11.

Salzburg, 23. Juni/5. Juli.

Vom Zwanzigsten gegen Mitternacht bis heute früh halb sechs Uhr fuhren wir Tag und Nacht von Wien nach Salzburg.

Erst noch Einiges im Allgemeinen über Wien; die Metropolis süddeutscher Art.

Die deutsche Kolonisation und Germanisirung hat sich hier die Donau abwärts zwischen slavischen Völkerschaften eingekeilt und ein bedeutender Theil der Landbevölkerung ist wol vergessenen slavischen Ursprunges, der Neu-Germanisirten nicht zu gedenken. Daher so Manches in Sitten, Kleidung, Bauart, das an slavische Länder erinnert. Die Sprache hat nicht nur mitunter ganz slavische Wörter, sondern auch Wendungen und Aussprache deuten auf das Slavische. Daher, obwol das treuherzige, runde Wiener-Deutsch eigentlich der verfeinerte Typus des hiesigen Oberdeutschen ist, so wird es doch, selbst von den höhern Ständen, in Böhmen und andern Orten in etwas verändertem Ton gesprochen.

Die gutmüthige, zuthunliche, lebensfrohe und leicht frohzumachende Wiener Bevölkerung macht einen angenehmen Eindruck auf Jeden, der ohne Vorliebe für seinen breiten norddeutschen Germanismus hierher kommt. Doch nicht zu verkennen ist, daß aus den wiener Männergesichtern, besonders um die oft große Nase und den Mund, ein Ausdruck von Schwäche, zuweilen Albernheit spielt, der zwar nicht auf Mangel an Lebensbrauchbarkeit, — denn diese fehlt nicht, — deutet, aber auf eine Schwäche des Gemüthes, des Charakters und des höheren Urtheils hinweist — quelque chose de niais. Zum Theil ist es auch Wirkung des Katholicimus, die sich überall mehr oder minder zeigt.

Schöne Frauen kamen uns fast gar nicht zu Gesicht, und es war als ob sich die Bevölkerung verschlechtert hätte. Der Wuchs der Wienerinnen ist mehrentheils mager mit hohen Hüften.

Man sagt in Wien, die Stadt habe sich sehr verschönert; allein im Vergleich mit andern Städten schien mir dies nicht sehr der Fall zu sein. Das neue Burgthor ist ein gutes Werk, und der Volksgarten eine neue hübsche Anlage.

Vor Allem aber zieht mich der gewaltige Dom an, besonders der mächtige, breite, minder lange innere Raum. Die Nebenhallen haben beinahe die Höhe des Schiffes und daher ist hier nicht das enge Ueberhohe, wie z. B. bei der Notre-Dame in Paris, wo das Schiff viel höher ist, als die Hallen, und von beiden Seiten Fenster hat. Diese Manier scheint besonders Frankreich eigen.

Die Burg, mit ihren Durchfahrten ist immer die alte:

ein angestammtes Königshaus, groß und einfach in der Mitte des Volkes.

12.

Salzburg, 24. Juni.

Ich besuchte heute zweimal das bei Grundlegung zum Mozartschen Monument aufgefundene römische Mosaikpflaster von kleinen weißen, schwarzen und rothen Steinchen und einem Fries von gräulichem Sandstein, aus kleinen kubischen Stückchen. Es bildet, so viel noch zu sehen ist, den Boden eines Saales oder Vorplatzes eines Neben- wahrscheinlich Auskleidezimmers, und dabei ist ein Bad, welches mit Platten ausgelegt gewesen. Einige Säulenschafte von gemeinem Stein sind auch ausgegraben worden. Ein kleiner Theil der auf der einen Seite noch zu sehenden beworfenen Mauer aus Nagelflue, hat einen gelben Fuß und darüber rothe Vierecke. Das Ganze ist diagonal durch das Fundament einer später geführten Mauer durchschnitten; doch fehlt nur der kleinere Theil. Die Mosaik hat bedeutende Senkungen ohne Zerreißung im größeren Raum. Die Dessins sind nicht besonders ausgezeichnet.

An der einen Seite will man drei oder vier Zoll unter der obern Mosaik, die etwa drei Viertelzoll dick ist, die Reste einer andern entdeckt haben. Es scheint wirklich der Fall zu sein. Vielleicht hatte sich die frühere Mosaik gesenkt oder war geborsten oder ausgetreten, und man fand es am Leichtesten, eine neue darüber zu legen. Die Erdränder umher zeigen mancherlei Trümmer und schwarze Erde in Unordnung aufgehäuft. Auf der einen Seite zeigt sich die Inschrift:

Hic Habitat....
Nihil intret Mali.

Es war immer ein bedeutendes Werk, wahrscheinlich ein Bad, das einen blühenden, ja luxuriösen Zustand der alten Juvavia verräth. Viel giebt so ein Rest über die menschlichen Dinge zu denken.

Bei Zerstörung der Stadt durch die Westgothen, Hunnen und zuletzt 477 durch den Heerführer Odoaker's, des Herulerkönigs Wiedemar, wurde dieses Bauwerk durch Gewalt, Brand, Einsturz und Verwitterung mit Schutt bedeckt. Bei der Grundlegung der neueren, auch sehr alten Mauer, mag sich die rohe und bedrängte Zeit wenig um das zum Theil aufgefundene Mosaikpflaster gekümmert haben und so versank Alles in Vergessenheit. Vielleicht wurde auch die letztgenannte Mauer bei der späteren Zerstörung zu Grund gerichtet und die am Tag liegenden Räume in der Folge wieder zum Wiederaufbau der Stadt verbraucht, so daß auch die Spur dieser Mauer verloren ging.

13.

Gastein, 27. Juni/9. Juli.

Zum ersten Mal gebadet. Vorgestern Abend ziemlich spät kamen wir im Gasteiner Bad an. Heut am Morgen machten wir bei heißem Wetter einen Spaziergang ins Kötschachthal und hatten Nachmittags uns bei dem Herzog von Sachsen-Altenburg, früher Hildburghausen vorzustellen. Der Rest des Tages verging unter einigen kleinen Spaziergängen, Gesprächen und dem Lesen des geistreichen Aufsatzes von Gentz über seine Reise ins preußische Lager vor der Katastrophe von 1806.

Der Inhalt sprach mich ganz besonders an, denn ich habe diese Epoche durchlebt und die kaum glaubliche Präsumtiosität der Preußen, die sie in beständige Täuschungen verwickelte, vom Anfang, wenn auch noch halb Kind, selbst kennen gelernt.

Wie traten die preußischen Offiziere beinahe höhnend präsumtiös auf, als ihre Armee zum erstenmal an den Rhein marschirte! Was dünkten sich die Kapitäne, Männer von 60 Jahren, jeder mit ein paar Bagagewagen! Aus gleicher Quelle übertriebener Meinung von sich in militärischer und diplomatischer Hinsicht floß das absurde Manifest des Herzogs von Braunschweig, und als es galt, bei Walmy durch einen kräftigen Schlag den Werth des Heeres wirklich zu zeigen, kam der Kleinmuth nach, und man schloß einen falschen Frieden. Wie erbärmlich verlumpt und entmuthigt sahen wir diese so hochfahrende Truppe nach dem Champagner-Rückzug. Der nächste Rheinfeldzug hob sie wieder etwas.

Nun kam die Epoche der politischen Illusionen. Man glaubte, Frankreich und Europa zu täuschen und täuschte sich selbst. Preußen meinte, allein neben Frankreich als Macht stehen zu können, hielt sich ihm für unentbehrlich, für zu furchtbar und sah wol nicht ungern die Demüthigung anderer Mächte. Darum ließ man Oesterreich 1805 allein in den Kampf treten und erniedrigt werden; darum 1806, als man die geheimen Absichten Frankreichs einzusehen anfing, die schon lange nur zu leicht zu errathen waren, stand man in der kaum glaublichen Präsumtion, man könne es mit den sieggewohnten, Alles niederwerfenden französischen Truppen allein aufnehmen, wenigstens bis zur späteren Ankunft der Russen. Da intri-

guirte noch der Herzog von Braunschweig um das Obercommando und der Held von Walmy erreichte sein Ziel. Da vertraute man einem ganz unerfahrenen Churfürst von Hessen das Obercommando eines Flügels an und endigte schlimmer, als in der Champagne und irgend jemals.

Nicht weniger schadete die Präsumtion der Diplomatie in jener Zeit überhaupt. In alter Befangenheit, ungewiß der Zeit, glaubte Einer den Andern mit veralteten politischen Künsten zu überlisten, statt grade und philosophisch den Gang der Epoche zu gehen. Pitt hat Frankreich groß gemacht und England in unermeßliche Schulden gestürzt, durch immer wiederholte Coalitionen (ich rede nur von den früheren), deren Nichterfolg gar nicht zweifelhaft sein konnte. Leider kann ich meine Ueberzeugung nicht bergen, daß die Diplomatie am Fall von Europa mehr schuld war, als seine Armeen, und später die Früchte seiner Siege großentheils welk machte. Doch will ich auch die spätere Diplomatie Europa's und besonders Frankreichs von ihrem alten Fehler nicht frei sprechen. Die Vielweserei mit der für Europa wenig bedeutenden orientalischen Frage, wo Alles auf irrigen Prämissen beruhte, dürfte einst ziemlich lächerlich erscheinen, und es war gewiß kein Meisterstück des Herrn Thiers, das schlafende Deutschland vor der Zeit aufzuwecken.

Man könnte einwerfen, die Handlungsweise Preußens in jener Zeit, das heißt, von der Auerstädter Katastrophe, habe mehr in der Persönlichkeit der Hauptpersonen ihren Grund gehabt. Allein es ließe sich leicht beweisen, daß alle activen Elemente durch jene Illusion getragen wurden, und die passiven oder entgegengesetzten wichen ihr zuletzt.

14.

Gastein, 1./13. Juli.

Es war sehr schönes Wetter und früh, bald nach sechs Uhr gingen wir ab ins Naßfeld, von dem so viel gesprochen und geschrieben worden. In zwei stoßenden Kaleschen, mit einem Pferd an der Deichsel, fuhren wir bis zum Aufzug hinter den Pochwerken von Böckstein, welchen ich schon im vorigen Jahr als einen Vorgänger der Eisenbahnen beschrieben habe. Selbst das untere Bahnende, bei aller seiner Einfachheit, hat eine ähnliche Vorrichtung der Bahnbalken zur Verwechslung der ab- und aufsteigenden Wagen, wie bei Eisenbahnen. Es wurde 1803 gemacht. Hier setzten wir uns auf Saumrosse; aber nach der ersten Brücke fand ich es angenehmer, zu Fuß zu gehen, als sich langsam und mühsam von einem Pferd schleppen zu lassen. Wir stiegen ab; allein ein Pferd, dem Ausschlagen eines vor ihm gehenden Hengstes ausweichend, fiel einem zum Glück nicht gar hohen, steilen Abhang hinab. Er war mit Sträuchern bewachsen, und nur mit Mühe brachten die Führer, mit untergelegten Steinen Weg machend, das unverletzte Thier an der Brücke wieder herauf.

Wir verfolgten unterdessen den Weg zu Fuß. Er ist nicht schmal, aber zum Theil bedeutend steil und sehr steinigt, doch besser als der ins Angerthal. An mehreren Stellen sind statt des Weges ergänzende Knüppelbrücken, wie sich denn dergleichen, auch Ausweichungsplätze, nur besser, in der Klamm, am Fürstenweg und sonst befinden.

Dem Kesselfall, wo die Ache nach langen Sturzwirbeln beinahe einen senkrechten Wasserschuß macht, und an dem wir

noch zu Pferd vorbei kamen, war auf dem Hin- und Rückweg keine interessante Ansicht abzugewinnen. Unter diesem Fall findet sich am Wildbach noch einiges Ufergelände, aber weiter hin nur eine schroffe Schlucht.

Noch vor dem Fall sahen wir recht erfreuende Regenbogen, an drei kleinen Bergrieseln, die nach unten zerstäuben.

Vom Kesselfall kommt man zum Schleierfall, den man zugleich mit dem Bärenfall zu Gesicht bekommt und von einer, vom Erzherzog Johann vor zwölf Jahren unterhalb des Weges errichteten Platte, mit einer Inschrift, in der besten Stellung besehen kann. Der Weg zur Platte ist schon bedeutend deteriorirt. Der Schleierfall wird durch einen Bergbach gebildet, der an einer hohen Wand halb rieselnd, halb fallend in beträchtlicher Breite herab stürzt. Sein Name ist ganz charakteristisch. Ein herabhängender Silberflor, ein Gewebe aus gesponnenem Glas, gleicht er einem halbdurchsichtigen Schleier. Durch den Bärenfall stürzt die Ache in zwei Absätzen zwischen niedrig bebuschten, kuppigten grünen Seiten brausend hinab.

Diese verschwisterten Wasserfälle machen in der That ein herrliches Bild; die Zartheit des Schleierfalles neben der gewaltigen Kraft und Wildheit des Bärenfalles giebt einen anziehenden Contrast und das Ganze gehört gewiß zu den schönen Plätzen der Erde, wenn nicht im heroischen, doch im elegischen Stil.

Nun kommt man endlich zum Ende der Schlucht und über eine Holzbrücke auf den Boden, das heißt in das Naßthal. Dieser hier gewöhnliche Ausdruck Boden, Gasteiner-, Bökſteiner-Boden, scheint schon an sich auf die Idee ehemaliger Seen hinzuweisen.

Von hier gingen wir im Thalkessel, der links eine Biegung macht, bis zur Straubinger Sennhütte, eine gute halbe Stunde. Anfangs ist der Boden, meist Kies, bedeutend naß; dann kommt eine Erhöhung, auf der sich kleine pyramidalische Spitzkuppen befinden, die aus Gneiß und andern Steinblöcken oder Spitzen entstanden sind und sonderbar wie Bivouacke aussehen.

Das Naßthal hat etwas Oedes, Ungefälliges und nichts Großes, ist daher an sich des Sehens kaum werth. Die oberste Höhe des Vorarlberges ist eben so öde, aber weit interessanter.

Von Spuren des ehemaligen als so groß beschriebenen Bergbaues war beinahe nichts zu sehen, Vieles soll höher am Gebirg verdeckt liegen, Einiges vom Schnee begraben sein. Man möchte fast die Nachrichten von ausgedehntem, alten Bergbau für übertrieben halten.

Die Sennhütte Straubingers liegt am Ende des Bodens, wo das letzte Hochgebirge, die Tauern, ansteht und man in zwei Stunden Steigens auf die Höhe und über die Malnizer Tauern (von Malniza, Mahura, Himbeeren) nach Villach in Kärnthen kommt. Dieser beschwerliche, aber sehr zustreckende Weg wird auch noch jetzt zuweilen von Badegästen eingeschlagen, wie das Ehrenbuch, in das sich die Gäste einschreiben, ausweist. In ihm beschreibt ein 82jähriger angesehener Geistlicher, wie übel es ihm dort bei einem Schneewetter nach manchen glücklichen Uebergängen geworden. Mehrere Bäche fließen unfern der Sennhütte und sonst im Thal zusammen und bilden nebst manchen Bergrieseln die Ache.

Man sieht im Thal und an den Anhöhen etwa fünf bis

sechs Sennhütten. Sie sind aus rohen Steinen ohne Mörtel erbaut, haben Schindeldächer mit Steinen beschwert, keine Decken, Fußböden von Stein und Erde. Nur in einem Roman konnte so eine Hütte der poetische Ort von Heloisens Fehltritt werden. Aber stolpern kann man in ihnen leicht.

Die große Sennhütte, wo wir mit Milch und Mitgebrachtem frühstückten, hat an der Thür die Küche mit Bänken und kleinen Tischen; diese nicht unsauber. Auf dem Herd hängt ein großer Kessel, an drehendem Holzarm, um die erwärmte Milch mit Laab (Kälbermagen) niederzuschlagen und hohe große Käse zu machen, die nicht übel sind. Rechts ist eine Käsekammer, wo die Sennerin ihr schmutziges Bett hat, und hinten eine größere Milchkammer. Zur Seite liegt Stallung und ein ummauerter Wiesenplatz, der kaum die Kosten der Umzäunung lohnt. Ein großes sauberes Butterschlagfaß und viele hölzerne flache Gefäße, zum Abschmänten der Kuhmilch, zieren die geräumige Küche. Wir trafen hier einen 75jährigen Bettler, einst Soldat und Bauerknecht, der nun sein Leben von Hütte zu Hütte fristet: eine ächte Tenniersche, in der Natur gemiedene, im Gemälde gesuchte Figur.

Nach einer Stunde Ruhe und nachdem sich ein starker Wind erhoben hatte, stiegen wir zu Pferde und ritten, so lange es eben war; gingen dann zu Fuß bis zum Aufzug, wo wir uns wieder in die fatalen Kaleschen setzten und um halb drei wol zerstoßen zu Hause ankamen, also nach ohngefähr acht Stunden.

15.

Bad Gastein, 5./17. Juli.

Gestern Nachmittags besuchte mich der hier badende preußische Justizminister, Herr von Kamptz. Am Morgen stellten wir uns auch dem Erzherzog Johann vor, dem ich ein Stück Nativplatina, 1 Pfund 11 Solotnik schwer, mitbrachte. Der heutige Morgen ging mit mancherlei Kleinigkeiten und Lesen von Zeitungen hin. Es scheint nun entschieden, daß die Conservativen bei den neuen Parlamentswahlen in England die Mehrheit erhalten. Diese Benennung ist nicht richtig; denn die Whigs sind auch conservativ und nur im Grad oder, wenn man will, in einzelnen Meinungsverschiedenheiten liegt der Unterschied.

Es ist ein sonderbares Ding um so eine Parlamentswahl. Bei Umtrieben aller Art, Einschüchterung, Bestechung, Drohung, Ambiren, bei mancherlei lächerlichem Spektakel, bei Verläumdung, Unordnungen, Mord und Todtschlag geschieht die Wahl, und zuletzt steht doch ein Parlament da, reich an Staatsmännern, dessen Parteien, neben ihren Parteizwecken, dennoch das Wohl Englands eifrig suchen und verfechten, während in Frankreich, bei ziemlich ordentlichen Wahlen, eine Kammer zusammenkommt, deren Mitglieder nur warm werden für Parteizwecke, eigne Vortheile und nothgedrungen für die Lokalwünsche ihrer Wähler, aber bei den Fragen über Dinge, die das wahre Wohl Frankreichs betreffen, kalt bleiben oder es gar aufopfern.

Die Ursachen dieser Verschiedenheit erklären sich zwar unter Andern leicht aus der Modalität der Wahlen, in Albion aus der Wahl Vieler, in Frankreich Weniger; aber es

ist doch ein betrübter Beweis der Kläglichkeit der menschlichen Dinge.

In der Verfahrungsart eines neuen torystischen Ministeriums wird und kann indeß keine große Verschiedenheit eintreten. Man wird keinen gleichen Zollsatz auf Getreide einführen, aber vermuthlich, wenn auch nicht gleich, die jetzt bestehende Scale ändern. Man wird ein anderes Finanzmittel anwenden, um das Deficit zu decken. Man wird die diplomatische Sünde wider die Natur, die Allianz mit Frankreich, hinhalten, ohne ihr zu trauen; denn Frankreich will den Rhein, aber England kann dies nicht wollen und Rußland kann nicht einstimmen; also das Motiv einer natürlichen Verbindung unter beiden ist gebietrisch da.

Die Politik in der orientalischen, für so wichtig ausgeschrieenen, aber auf falschen Prämissen basirten Angelegenheit, wird mit etwas andrer Farbe und mit mehr Deferenz gegen Frankreich äußerlich wol dieselbe bleiben, doch im Kabinet wol richtiger angesehen werden.

Mit Nordamerika wird man sich zu setzen suchen, und es ist unmöglich, daß seine Regierung die widersinnige schülerhafte Mac Leod'sche Angelegenheit nicht auf irgend eine Art zu enden suchen wird.

In Ostindien wird man die Sachen hinhalten, weil man keine Rückschritte thun kann, wenn man auch einsieht, daß die letzten Vergrößerungen, aus Handelsrücksichten unternommen, bei höherer Ansicht ein Schritt mehr zum Verfall der englischen Macht in diesen Ländern sind. Es scheint sogar, daß hier ein Stillstand im Erobern, wie einst bei den Römern,

ein Anfang des Verfalles sein wird, sich also England in einem gefährlichen Dilemma befindet.

Die chinesischen Angelegenheiten sind jetzt leichter zu bösern, als zu bessern. Schiefheit, Täuschung, übertriebenes Selbstvertrauen haben hier England in eine Verwickelung geführt, deren Ende schwer abzusehen ist. Doch darf Europa, am wenigsten Rußland, England nicht Böses wünschen. Sein Wohlergehen nutzt allen europäischen Völkern.

Um auf das jetzige Ministerium zurückzukommen, so glaube ich nicht, daß es die letzten Gewaltschritte bloß aus personellen Rücksichten, um sich zu halten, gethan hat. So gut die Rede Peels an seine Wähler ist, so scheinen die Uebel Englands keineswegs aus vorübergehenden Ursachen herzukommen. Ein Grundübel ist da: wenige Besitzliche, unermeßlich viele Proletarier, eine Fabrikbevölkerung, die auf Absatz in die Fremde gewiesen ist, und ein Absatz, der unter den bestehenden Umständen, bei den theuren Lebensmitteln immer mehr die Ausschließung aus vielen Ländern und die Konkurrenz Andrer auf den übrigbleibenden Märkten zu fürchten hat.

Die Brotpreise sind allerdings im Verhältniß früherer, theurer Jahre jetzt mäßig. Durch ihre Verringerung würden die Besitzlichen an ihren Pachtsummen nothwendig verlieren, also weniger verzehren, dagegen die Proletarier mehr konsumiren, wenn nur in der Natur der Frage selbst und dem zu erreichenden Ziele nicht die Bedingung der Herabsetzung der Arbeitspreise läge. Verlust ist also hier zu erwarten; dagegen würde der Lebensunterhalt der Fabrikarbeiter gesicherter und ein vermehrter Absatz könnte auch bei erniedrigten Arbeitslöhnen Manches einbringen. Aus diesem Allen ein sichres Resultat heraus zu rechnen, wer möchte dies unternehmen?

Doch steht fest, daß die Sicherheit der Unterhaltung der Fabrikproletarier ein höchst wünschenswerthes Gut ist, weil nur dies England vor großen Gefahren, dem Kriege der Armen gegen die Reichen schützen kann: dies heißt, wenn auch kein offner Krieg Aller, doch beständige Unruhen und ein in jeder Hinsicht gefährlicher und schädlicher, schwankender Zustand.

16.

Gastein, 6./18. Juli.

Ich fing am Abend an, Helmersen's Reise im Ural zu lesen. Die ganz verschiedenen Bilder, welche jene Gegenden in Vergleich mit den hiesigen geben, fallen auf. Dort eine rohe, todte, traurige, Geist und Gemüth herabstimmende Oede, hier, in diesen Bergen, der Sieg der Kultur über die Wildniß. Die Eindrücke sind erhebend, der Geist erweitert sich, das Poetische im Menschen lebt auf, während dort auch die mitgebrachte Lebendigkeit ermattet.

Die Zeitungen sind leer und lassen doch viel erwarten.

Mir scheint es schon lange, als ob der in einzelnen Situationen so kluge König der Franzosen im Großen einen falschen Weg ginge. Ueber die Befestigung von Paris wird die Idee herrschend werden, sie sei nur gegen die Stadt selbst gerichtet, besonders wenn es nicht bald Krieg giebt, welches schwerlich zu erwarten steht. Aber durch die Meinung muß sich das Königthum halten; denn bei einer nationalen Armee kann es dies nicht durch Gewalt.

Die so unbedacht herbeigeführte Finanznoth muß zu neuen Lasten führen; bekanntlich geben diese aber am leichtesten Anlaß zu Revolutionen, und nichts schadet einer Dynastie mehr, als Finanzdruck. Und wohinaus soll der jetzige Zustand der Finanzen Frankreichs? Uebrigens ist vorerst

schwer zu entscheiden, inwiefern im Drang der Verhältnisse das Eine und das Andere hätte vermieden werden können. Ebenso muß nicht vergessen werden, daß eine geregelte Regierung von allen vermögenden und rechtlichen Leuten im Lande verlangt wird, also diese Macht die Regierung hält, so lange kein Krieg und, als dessen Folge, keine Revolution ausbricht, weil keine andere Regierung in Aussicht steht. Allein es kann nicht als weise angesehen werden, sich zum bloßen Nothbehelfe zu erniedrigen.

Die zweite Kammer von Hannover betrug sich in der That mehr als sonderbar, im Widerspruch mit sich selbst. Ist sie nicht konstitutionell kompetent, warum kam sie zusammen, oder warum protestirte sie nicht gleich Anfangs? Uebrigens sind allerdings die Sachen von der andern Seite, vom Anfang an nicht gut geführt worden.

Hätte in Baden die Urlaubsverweigerung nicht vermieden werden können? Der Grundsatz des Rechts der Verweigegerung will sich in der That zum konstitutionellen Wesen nicht recht schicken.

Die Argauer Klostersache zeigt eine große Mattigkeit und eine große Verwirrung der Meinungen und Begriffe in der Schweiz. Aber auch eine schöne Freiheit mit Parteien- und Religionsdruck!

17.

Gastein, 11./23. Juli

Der Tag verging unter lauter Kleinigkeiten. So an das Nichtsthun gewöhnt, hatte ich im vorigen Jahr geglaubt, es werde mir doch Anfangs ungewohnt vorkommen, wieder

in ein so schweres Amt einzutreten, wie das meinige. Aber keineswegs. Es war, als hätte ich nur eine Nacht dazwischen geschlafen oder wäre in Peterhof gewesen. So groß ist die Macht langer Gewohnheit.

Die Zeitungen geben wenig Stoff zu neuen Betrachtungen. Man könnte sich über die Ergießungen mancher radikaler französischer Blätter ärgern, wenn sie nicht absurd wären. „England und Rußland wollen ganz Asien theilen, und deshalb werden sie, um Frankreich zu beruhigen, ihm den Rhein geben.“ Nehmen würde man ihn freilich, wenn jene Mächte so alberne Pläne hätten!

In Gisquets Memoiren wurde am Morgen fortgelesen. Was sich besonders lebhaft heraus hebt, ist das Thun der zum Uebel aller Uebel gewordenen Presse. Es ist nicht abzusehen, was es endlich mit diesem civilisirten Faustrecht unsrer Zeit werden soll. Nur schlimmer ist dies räsonnirende Faustrecht, als jenes zuschlagende des Mittelalters; denn dieses hinderte Ordnung und Gedeihen nur in ihren Wirkungen, jenes zerstört alle Möglichkeit dazu. Dieses raubte die Früchte, jenes zerstört die Wurzeln. Europa hat keine Gefahr mehr vor Völkerwanderungen, attila'schen Vernichtungskriegen, Mongolen oder Türken, welche das erste Europa zerstörten und das zweite wankend machten. Aber wenn nicht eine Gesetzgebung nach ganz neuen, wahrhaft liberalen und gerechten Grundsätzen, oder besondre Ereignisse oder die Potenz der Lebenskraft der Gesellschaft, oder ich weiß nicht was der Presse Zügel anlegen oder ihre Wirkungen lähmen, so wird sie Europa zerstören oder die Despotie nothwendig machen. Wenn man nämlich die schwachen Seiten der Gesellschaft und

und ihrer Regierungen immer hervorhebt, die der Natur der Dinge nach widerspenstigen Elemente, so sehr sie auch in vielen Fällen zu bedauern sein mögen, aufreizt, stachelt, hetzt und züngelt, wenn man dabei sich alle Arten von gehässigen Auslegungen, Verdrehungen, Verfälschungen, Verläumdung, Lügen, falscher Thatsachen und erdichteter Umstände erlaubt, so kann kein ruhiger Zustand der Dinge mehr sich halten, und wer möchte verbürgen, was daraus kommen wird.

18.

Gastein, 16./28. Juli.

Der heutige Morgen wurde mit Lesen von Briefen aus St. Petersburg und Zeitungen, kleinen Spaziergängen, einem mit Baron Meyendorf, unserm Gesandten in Berlin, der hierher zur Kur gekommen, und wieder mit Lesem in dem ersten Heft von Ermans Journal hingebracht. Dieses Journal kommt auf meine Verfügung in Berlin heraus, um das Ausland mit dem bekannter zu machen, was in Rußland für Wissenschaft, besonders die Naturwissenheit geschieht, auch anderes Merkwürdiges auszuzeichnen. Die Verschiedenheit der Sprachen macht es fremden Gelehrten meist unmöglich, das zu benutzen, was in Rußland entdeckt und beschrieben wird. Und doch ist dies für die Wissenschaft besonders wichtig, da Rußland ein neues, noch weniger bekanntes Land ist, wo sich so manche neue Beobachtungen ausscheiden, besonders für Geologie, Mineralogie u. s. w.

Es kann zugleich etwas dahin wirken, den unverdienten Haß gegen Rußland zu mildern, der es nicht kennen will und alle falschen, oft verfälschten, ja erlogenen Nachrichten begierig

aufgreift. Freilich wird das Journal nur auf eine kleine Minorität wirken. Die Verbindungen unsers Finanzministeriums mit dem Ausland und ausgezeichneten Gelehrten sind während meiner Verwaltung durch besondere Agenten, Consularbeamten und durch Correspondenz mit Gelehrten nicht bloß begründet, sondern schon bedeutend erweitert worden; besonders auch mit England und Frankreich. Es hat dies außer seinen materiellen Nutzen auch bedeutende Vortheile in politischen und andern Hinsichten, wie Herr von Brunnow in London in einem Briefe besonders bemerkt hat. Die Reisen des Herrn van Tscheffin und seine Thätigkeit haben in dieser Hinsicht besonders gewirkt.

Bei dieser Gelegenheit muß ich auch der in St. Petersburg, auf den Bergwerken des Urals und Altai's, in Nertschinsk, Pecking, Tiflis und Nikolajew errichteten magnetischen Observatorien erwähnen, welche Veranlassung zu den bekannten englischen Unternehmungen in diesem Fach gegeben und von unserer Seite unter der Leitung des Herrn Akademikers Kupfer schon manche vorbereitende Resultate geliefert haben. Die Akademie der Wissenschaft selbst kann sich hier keine eigne Mitwirkung anmaßen.

19.

Gastein, 18./30. Juli.

Meine unvergleichlich gute Frau liest mir im Bade aus der Geschichte Napoleon's von Capefigue vor und zwar das Jahr 1812.

Ich mag eben nicht sehr gern etwas über diese durchlebte Zeit lesen, könnte aber gar Vieles über den merkwürdigen

Krieg sagen, das über Manches ein neues oder wahres Licht verbreiten würde. Man hat mich deshalb mehrmal angegangen, so etwas wie Memoiren zu schreiben; allein es widerstreitet meinem Gefühl, über Personen zu sprechen, denen ich Dank schuldig bin, und wo ich zuweilen nicht Alles billigen könnte.

Capefigue befleißigt sich der Unparteilichkeit und sucht die Täuschungen herauszuheben, welche zu dem Zuge nach Moskau führten, der dem Schicksal Europas eine andere Wendung gab. Indessen, abgesehen von ihnen, zeigt sich eine andere überwiegende Ursache, die nämlich, daß Napoleon kein großer Stratege war. Gewöhnt an die verhältnißmäßig kurzen Operationslinien der deutschen und italienischen Feldzüge, wo der Krieg mit ein paar Schlachten abgemacht war, setzte er sich kein richtiges Maß der Möglichkeiten und der Probabilität bei sehr langen Operationslinien, besonders gegen einen kunktatorischen Feind.

Wenig beschäftigt in meiner damaligen unbedeutenden Dienststellung, ohne Ansprüche und irgend bedeutende Aussichten und Bekanntschaft, hatte ich mich im ersten Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts mit großem Eifer auf das militärische Studium geworfen und die Indignation trieb mich im Jahre 1809, ein kleines Buch „Fragmente über die Kriegskunst" zu schreiben.

Es hatte sich bei mir, und ohne Zweifel auch bei Vielen, die Ueberzeugung festgestellt, daß gegen die Franzosen nur durch einen kunktatorischen Krieg etwas gewonnen werden könne. Dieses Schriftchen fiel dem aus preußischen Diensten in russische getretenen General Phull in die Hände und ich

wurde in dessen Bekanntschaft gerufen. Er verhandelte damals mit Kaiser Alexander die Kriegskunst, und ich besuchte ihn jeden Abend, wo über solche gesprochen wurde. Sein System war auch auf das Princip des Zauderns gegründet. Die Engländer in Torres-Vedras dienten ihm zum Vorbild und er wollte ein Aehnliches bei Drissa an der Düna gründen. Zugleich, da der Monarch in Erinnerung des Feldzuges in Preußen, besonders für die Verpflegung fürchtete, stellte er für solche ein System auf, das eine Verbindung des Fünf-Märsche-Systems Friedrichs II. und des neuern Requisitionssystems sein sollte. Ich glaube auch, habe es aber nie aussprechen hören, daß General Phull mich dem Kaiser zum Generalintendanten vorschlug und absichtlich mich so gütig aufnahm und zu unterrichten suchte.

Das befestigte Lager bei Drissa wurde zwar aufgegeben und das vorgebildete Verpflegungssystem ging bei den weiten Rückmärschen in seiner aufgefaßten Art nicht, sondern es wurde von mir ein anderes aufgestellt, aber die Grundidee eines kunktatorischen Feldzuges, einer immer länger werdenden Operationslinie blieb stets die Grundlinie des Kriegs. Die Lateralstellung bei Krasnaja-Pachra, wo das russische Hauptquartier auf dem Weg nach Kaluga stand, completirte sie (ich schlug schon früher an Barklay etwas Aehnliches vor, aber es war damals Mißtrauen in der Armee gegen ihn und alle Nichtnationalen) und der Winter vollendete.

Ich will mich nicht über den ungeheuern Fehler der Franzosen in der Wahl der Rückzugslinie von Moskau und so vieles Andere auslassen und nur bemerken, daß das Verdienst des Generals Phull im Publikum viel zu wenig erkannt wor-

den, zum Theil mit, weil er etwas Pedantisches, Unpraktisches in seinem Wesen hatte. Ein sonst herrlicher Mensch.

Capefigue spricht von allerlei Kriegsplänen, die damals eingereicht worden seien. Es ist dies wol der Fall gewesen, ich habe sie indessen nicht gesehen und weiß bestimmt, daß man an den Ideen Phulls mit einigen Modificationen festgehalten hat. Ich selbst glaube auch in Mehrerem auf ihn eingewirkt und seine Ideen über einen kunktatorischen Feldzug erweitert zu haben. Allein Drissa war schon gebaut. Es war zu nahe an der Gränze, der Fluß konnte kein Meer vorstellen und die Wirkungen der Kosaken im Rücken des Feindes wurden vom elenden Platow, der keiner größeren Idee fähig war, im Anfang ganz unterlassen und im folgenden Winter nur schwach ausgeführt.

Ich glaube, hiervon in meiner Militairökonomie und in meinem vorjährigen Journal schon Etwas gesagt zu haben.

Noch bemerke ich, daß Capefigue über Manches von Rußland irrt und sich banalen und absurden Ideen von Bojaren, Moskowiten u. s. w. hingiebt. Wer weiß nicht, daß in politischen Hinsichten in Rußland nicht der Stand des Adels, sondern nur der Dienstrang in Betracht kommt, und so waren auch alle Einfluß habenden Männer jener Zeit, wenige ausgenommen, gar nicht aus bedeutenden Adelsfamilien, so wie dies noch jetzt der Fall ist. Dies System, in der Hauptsache nur das bewiesene Verdienst jedes Standes zu heben, begründet die Größe Rußlands.

Ein andermal weiter.

20.

Gastein, 19./31. Juli.

In Capefigue weiter gelesen. Den Meinungsstreit in Wilna über den Feldzug, wo Phull, Armfeld, Benningsen, Paulucci, Barklay und Andere Jeder seine Ideen und sich geltend machen wollte, die Meisten auch in der Armee schlagen wollten, kennt der Historiker nicht. Später mußte Barklay verwechselt werden, weil der Armee und Nation das kunktatorische Rückzugssystem so sehr mißfiel. An die Aufopferung Moskau's hat man im Plan auch wol nicht gedacht. Das Tiefe ist der obenschwimmenden Masse oft nicht faßlich und Borodino bewies nicht unsre Inferiorität an Tapferkeit und Anführung, sondern an Zahl. Die Milizen nützten uns hier nichts. Warum nahm man nicht früher Rekruten? Unbekannt ist ihm auch die Ursache, warum Bagration von der ersten Westarmee weit abgedrückt wurde. Er hatte Befehl, sich eilend mit ihr zu vereinigen, machte aber am Tage vorher, ehe sich die Franzosen zwischen beide Armeen schoben, Vorstellungen und verdarb die Sache. Er war älter im Dienst, als Barklay.

Platow retirirte auch, statt vom Bialistokschen aus sich auf die Kommunicationen der Franzosen zu werfen, sobald sie die Gränze überschritten hätten. So leicht war dies allerdings nicht, aber möglich; doch Platow war der Mann dazu nicht. Auf dem Rückzug der Franzosen, statt voranzueilen und sie am Kopf zu beunruhigen, begnügte er sich mit den Nachzüglern und der Beute.

Noch immer erinnere ich mich des Tages, wo wir Wilna verließen, mit einem sonderbaren Gefühl. Es war ein Gehen und Kommen, ein Rennen und Packen, die Frauen trennten

sich von ihren Männern unter Weinen und Zanken, unwillkürlich drang sich das Bild einer verlornen Existenz auf. Man suchte bis auf den letzten Augenblick die Idee zu unterhalten, man erwarte keinen Angriff, und Manches wurde dadurch verspätet, besonders das außerordentliche Verpflegungs- und Feld-Hospitalfuhrwesen, welches erstere das Land stellte. Ich blieb lange in Wilna, um die Magazine zu verbrennen.

Es ist falsch, man habe befohlen, das Land zu verwüsten, zu brennen, zu sengen. Es war die natürliche Folge des Rückzuges und es wurden dagegen strenge Befehle gegeben; auch ich erhielt deshalb Aufträge. Später ließ man es gehen.

Einheit in den Maßregeln, Festigkeit und Kraft, — doch das Alles würde mich zu weit führen. Genug, die große und verkannte Idee eines kunktatorischen Feldzuges auf langen Operationslinien hat Alles gebessert und vielleicht wol wäre es gerathener gewesen, auch bei Borodino nicht zu schlagen.

21.

Gastein, 22. Juli/3. August.

Gestern war der Tag nicht schlecht, aber kühl, und der Abend bedeutend kalt. Am Morgen Visiten an Graf Moltke und dann von Fürst Witgenstein aus Berlin. Nach Tisch die beiden Barone Rothschild, Salomon und James, und am Abend Baron Meyendorf, mit dem ich Whist lernte, und so blieb keine Zeit zum Schreiben.

Heute wurde im Bade in Capefigue weiter gelesen. Der Autor erwähnt mehrmalen eines kunktatorischen Plans des alten, sehr geistreichen Herzogs Serra-Capriola, früher neapolitanischen Gesandten; ich habe aber nie vom General Phull

oder sonst davon gehört. Möglich wäre es, daß er ihn an Barklay mitgetheilt hätte.

Fürst Kutusow, den ich früher nicht gekannt, ward später ein großer Gönner von mir, konsultirte mich mehrmals über Militärpläne und war unter Anderm sehr zufrieden, als ich ihm in Meretsch den Plan einer regelmäßigen Marschordnung und Verpflegung nach dem Uebergang über den Niemen entwickelte*). Auch konsultirte er mich in Schlesien über den weiteren Feldzug, seine Ideen wurden aber nicht befolgt. Er billigte meinen Plan, sich an der Elbe vorerst festzusetzen, unsre Verstärkungen abzuwarten und Deutschland durch große Rundstreifen in Verwirrung zu bringen, um die neuen Formationen zu stören. So wären vielleicht Großgörschen und Bautzen vermieden worden. Nur der von Seiten Napoleons unbegreifliche Waffenstillstand in Schlesien kam uns zu gut.

Ich habe in der Folge der Zeit der Familie Kutusow manche Gefälligkeiten erwiesen, um das Andenken dieses höchst klugen, gebildeten Kriegsmannes, der aber schon das Alter kühner Unternehmungen überschritten hatte, zu ehren.

Ich war sehr spät noch in Moskau, ehe es verlassen wurde. Am Tage vorher ritt ich in das Lager, wo mir Alles so sonderbar, so unheimlich vorkam. Ich wollte zum Fürsten Kutusow eintreten, aber einer der Adjutanten sagte mir, daß viele Verhandlungen vorgewesen und er übel gestimmt sei, weshalb ich, da ich nichts Besonderes vorzutragen hatte, ziemlich spät zurück ritt. Es war schon Nacht, als ich im Vorbeireiten bei dem Generalkriegscommissär des Innern einsprach,

---

*) Vergl. 36. A. d. H.

mit dem ich Dienstverhältnisse hatte; denn übrigens steht der Generalintendant nur unter dem Oberfeldherrn. Ich ließ die Bemerkung fallen, es schiene mir, als deliberire man, Moskau zu verlassen, aber die Anwesenden hielten dies mit großer Aufregung für einen frevelhaften Gedanken. Ich ritt nach Hause und fand schon die Befehle vor, alles zur Intendantur Gehörige abzufertigen und sonstige Veranstaltungen zu treffen. Es geschah noch in der Nacht.

Am andern Morgen, — doch ich verschiebe das Weitere auf ein andermal.

22.

Gastein, 23. Juli/4. August.

Heute wurde das Baden ausgesetzt, denn es traf sich ein Hinderniß: der Rathhausberg.

Um halb acht Uhr brachen wir am Morgen auf und fuhren nach Bockstein. Der Tag war grau, aber hell; später gab es etwas Regen, der aber keine besondere Störung verursachte. Wir stiegen den kürzeren Fußsteig hinan, der steinig, steil, aber doch nicht übermäßig jähe ist und keine Art von Gefahr darbietet, man wäre denn besonders zum Schwindel geneigt. Nach 1¼ Stunde methodischen Steigens, langsam, mit großen Schritten — denn hier sagt man, die Tauern müssen erschlichen werden — kamen wir auf die Hälfte des Weges, da, wo sich der Reitweg mit dem Fußsteig kreuzt, und ruheten bei einer Cigarre eine halbe Stunde. Nun folgten wir dem Reitweg, den wir auch ganz zum Rückweg wählten. Nach ohngefähr eben so langem Steigen kamen wir am Pochhaus an.

Der Fußsteig hält sich, mit vielen Zickzacks, meist in der Nähe des Röhrenganges, durch den der oben gepochte Schlich nach Bockstein geschwemmt wird. Die Röhren von Lärchenholz sind kurz, etwa drei Zoll weit gebohrt, und es war interessant an ausgeworfenen schadhaften Stücken zu sehen, wie sehr der Schlich die Röhren, besonders nach unten zu, ausgeschliffen hatte. Die Oeffnung hatte immer eine irreguläre Eigestalt, am spitzesten nach unten, wo oft nur 1 bis 1½ Zoll Holz übrig blieben. Wegen dieses Ausschleifens sind die Röhren mit sehr weiten, eisernen Büchten zusammengefügt. Eigne Bergleute begehen sie täglich zweimal.

Der Reitweg war einst ein gewaltiges Werk und wurde im Sommer zum Fahren, im Winter zur Sackfahrt gebraucht. Er macht große Umwege und Zickzacke; jetzt ist er zum Theil zerstört und kann nur zum Reiten gebraucht werden, was aber einem Reitliebhaber zu verdrießlich ist; weshalb wir zu Fuß gingen.

Die westliche Seite des Berges, in einiger Höhe von dem Bette der Ache, besteht aus einem Gemisch von ungeheuren Steinblöcken, oft von auffallendem Gebilde. Vorerst kommt Hochwald aus Rothtannen, der wunderbar aus dem dicht bemoosten Steinblockfelde hervorsteigt. Durch diese Steinsaat ist der Reitweg, wie leicht zu erachten, mit vielen Kosten, durchgeräumt und zwischen den zurecht geschichteten großen Steinen roh gepflastert. Am Ende dieses Weges ist ein Theil herunter gestürzt, und man muß den Rest auf jähen Viehpfaden machen.

Der interessanteste Theil des Weges ist die hinaufführende Hälfte. Allmälig wird der Wald dünner und niedriger, hier

und da seitwärts Alpen, eine Sennhütte, und einige herrliche Durchsichten ins Bökſteiner Thal, wo man von Gastein nur den Nikolauskirchthurm und die Solitüde, dann das Dorf Badbrücken, sieht. Weiterhin eine Einsicht in's Anlaufthal, doch nicht tief hinab. Noch weiter kahle Steinblöcke, und die Ansicht wird wild, ja grausend.

Der Rathhausberg ist nicht vom Rade des Aufzugs so benannt, weil dieser erst später erbaut wurde, vielleicht aber von den Pochrädern, oder vielleicht von Rathsversammlungen der Gewerke. Der Hutmann oben tischte uns die Fabel auf, der Berg habe einst dem Rath von Paris gehört, und ich wage nicht zu entscheiden, ob in dieser Sache etwa eine Reminiscenz an die alte Bergzeit der Römer, die hier viel bauten, verborgen ist.

Der Rathhausberg bildet da, wo die Bergwerke anstehen, ein großes eingesunkenes Amphitheater, und hier muß man einen weiten Umweg über eine Höhe machen, was sich beinahe grausend ausnimmt, ehe man zu den Gebäuden kommt.

Wenn man das Ende des erwähnten Höhenzuges erreicht hat, steigt man etwas zur tiefsten Stelle des Amphitheaters herab, worin ein Waldbach rauscht, der das Pochwerk treibt. Das Gebäude ist meist von Stein und steht schon aus alter Zeit; unten sind verschiedene Räume zum Behuf des seitwärts liegenden Pochwerks; dann kommt durchs ganze Haus ein sehr großer Wohnraum für die Knappschaft, in dessen Mitte ein großer Heerd steht; weiter oben ist ein Schlafraum mit Strohlagern an den Seiten, wo einige hundert Männer, deren Zahl aber jetzt nur 40 ist, Platz haben sollen; endlich ein halb gekappter Giebel, eine reinliche Stube mit zwei Bet-

ten und verschiedenem Zubehör für die heraufkommenden Bergbeamten.

Oberhalb des Gebäudes liegen der berühmte Hieronymusstollen, der eine Stunde lang ins Naßfeld durch den Berg führt, der Christophstollen, der von einer Lawine verödete Floriansstollen und einige Schneekragen oder verdeckte, gegen Lawinen schützende Uebergänge von Stein und Holz oder bloß von Holz.

Etwas seitwärts steht mit einigen nöthigen Baulichkeiten ganz in freier Luft das ungemein große, 54 Fuß hohe Kehrrad, das den Aufzug und das Herablassen der Wagen bewirkt. Die große Trommel zur Aufwicklung des mit einer Zusammensetzung eingeschmierten 700 Klafter (4200 österreichische Fuß) langen Seils, hier der Korb genannt, ist unter Dach. In einer halben Stunde kommt der Wagen herauf und in einer Viertelstunde herab.

Die oben erwähnte Sackfahrt geschah in früherer Zeit im Winter. Hunde trugen die starken Säcke hinauf, Erze und Schliche wurden hinein gepackt, Hunde- oder Schweinehäute darunter gelegt und nun ließ man eine Reihe gefüllter Säcke, die vorn ein Bergmann dirigirte und auf denen hinten die Hunde saßen, auf gedachtem Reitwege über den Schnee hinabgleiten. Diese wegen ihrer Originalität bemerkenswerthe Operation ist nun durch den Aufzug und das Herabschwemmen der Schliche ersetzt.

Die goldhaltigen Erze werden oben geschieden, die reicheren kommen zum Verschmelzen ohne weiteres nach Lend, die schlechteren werden gepocht und, wie gesagt, das rohe Poch-

mehl herabgeschwemmt und in Bokstein weiter gepocht, verarbeitet und verwaschen.

Nachdem wir in der gedachten Stube von mitgebrachten kalten Gerichten wol gefrühstückt und uns von den Knappen unsern Kaffee hatten kochen lassen, kehrten wir zurück und kamen nach 7 Stunden wieder zu Hause an.

Ich ließ der Knappschaft zu einem lustigen Tag ein Geschenk zurück, das ihnen in diesem frugalem Lande gar groß schien, so daß die beiden Hutmänner (Pochsteiger) meinten, so etwas hätten sie noch nicht erlebt. Die Leute sind gar arm und abgerissen. Ihr ehrlicher Sinn bewährte sich übrigens darin, daß, während wir die Treppen herabgingen, sie gleich Allen das Geschenk ankündigten, da sie es doch leicht hätten verheimlichen können.

Es war ein recht genußreicher, aber mühsamer Tag, und obwol man nicht ganz bis zum Schnee hinauf kommt, so giebt Alles doch ein höchst originelles Bild und selten ist wol Bergbau in solcher Höhe zu sehen.

23.

Gastein, 25. Juli/6. August.

Heute wurde im Bade die Lectüre in Capefigue fortgesetzt. Er erzählt wieder, der Duca di Serra Capriola habe im Zirkel der Frau von Narischkin ein Karrikaturbild gezeichnet, die Folgen des retrograden Krieges darstellend. Auf so Etwas möchte wol die Erzählung von seinem Kriegsplan hinauslaufen.

Der Brand von Moskau war nichts Vorbedachtes und Befohlnes; solcher Annahme widerstreitet selbst der Graf Ro-

stoptschin in einer gedruckten Brochüre. Es war etwas Größeres, nicht der Gedanke eines Mannes, sondern die Folge eines allgemeinen Nationalwillens. Die Löschapparate mögen wol aus Confusion, vielleicht auf einen Befehl ohne Ueberlegung abgeführt und die Gefangenen, ohnedies großentheils Schuldgefangene, losgelassen worden sein, weil man nicht Mittel hatte und zum Theil es für unrecht hielt, sie fortzuführen. Der Brand entstand aus der Abnegation der Eigenthümer oder ihrer zurückgebliebenen Angehörigen oder von hülflosen, zurückgelassenen Proletariern aus Verzweiflung, um den Franzosen nichts zu lassen Zugleich wurde der Brand offenbar durch die Sorglosigkeit der Franzosen bei der Unbekanntschaft mit unsrer Heizungsart vermehrt; denn ich habe anderwärts, besonders in den Hospitälern in Wilna gesehen, daß sie Feuer auf dem hölzernen Zimmerboden angemacht hatten.

Aber einzig in der Geschichte ist die Verlassung und Verbrennung einer großen Hauptstadt und die unermeßliche Wendung der Schicksale Europa's durch diesen Umstand.

Einige Tage, nachdem wir Moskau verlassen hatten und die Schwenkung um diese Hauptstadt herum in höchster Stille machten, um die Lateralstellung an der Pachra oder bei Tarutino einzunehmen, ritt ich gegen Abend, unwissend, was es in Moskau gebe, auf einem Erdrücken und bemerkte nach der Stadt zu eine Röthe am Himmel. Ich fragte einen Bauer, der mir begegnete, und er antwortete mir: „Ach, da brennt unser Mütterchen Moskau so in Einem weg.“

Ich war nach dem Abmarsch des Gros der Armee, einiger Geschäfte und persönlicher Bedürfnisse wegen noch spät in

Moskau geblieben. Auf dem Platz an der Basiliuskirche war ein Zusammenfluß von einigen Menschen, denen eine betrunkene Person verwirrte Reden hielt. Ich beschwichtigte die Leute und mein Freund, der Doctor Heiroth, den ich getroffen hatte, ging in einen Laden, um etwas Eßwerk zu kaufen, als ein Adjutant von Miloradawitsch, Oberst Potemkin, eilend mich fragte, wo der Feldmarschall sei? Ich sagte, was ich wußte; er eilte weiter, nachdem er uns benachrichtigt, daß unsere Arrieregarde bald durchziehen werde. Wir setzten uns also zu Pferd und ritten weiter. Ueberall Leerheit, Konsternation. Näher nach dem Ausgang der Stadt wälzte sich ein Strom von Menschen, meist zu Fuß, Viele bepackt, aus ihrer Heimath, unwissend, wohin und was weiter. An einem Weinkeller wollten wir einige Bouteillen Wein kaufen; man reichte sie uns, nahm aber keine Bezahlung. Mit Mühe kamen wir ins Freie. Hier befahl ich einem Artilleriepark, der irrthümlich hier verweilte, weiter zu gehen, und endlich kamen wir in einen unermeßlichen Zug von Wagen mit Kranken und Verwundeten aus den Moskauer Hospitälern. Eine große Menge Wagen aus dem Reserve-Verpflegungsfuhrwesen hatte ich mit den Verwundeten von Borodino, in Ordnung und mit etappenmäßiger Verpflegung und Verband, in die Moskauer Hospitäler dirigirt, welche unter dem Generalkriegskommissär des Innern standen. Diese Wagen waren zu weiterem Gebrauch dageblieben. Als Herr v. T. die Kunde von der Verlassung Moskau's erhielt, gab er Nachricht an die Hospitäler und fuhr, ein unberittener Mann, in der Nacht aus der Stadt. Nun machte sich Alles über die Wagen, die Kranken und Verwundeten halfen sich, so gut sie konnten, und die Meisten ret-

teten sich. Aber zu meinem Verdruß hatten die Hospitalwärter auch viele Wagen für ihren Hausrath genommen. Da sah man alte Tische und Schränke, Kübel und Mulden, Bänke und Bettstellen, die keine wenigen Rubel werth waren, ganze Wagen einnehmen. Sehr schlimm war es, daß dieser verwirrte Zug die Bewegungen der Armee zu stören drohte. Ich erhielt daher bald strengen Befehl, dieses Impediment unfehlbar seitwärts nach Kasimow und Elatma in die Hospitäler zu dirigiren. Aber wie?

Um den gewaltigen Wagenzug wegzuschaffen, wollte Nichts einschlagen. Ich hatte für den Augenblick nur wenige Mittel, einen Beamten und einige Kosaken. Ich schickte diese aus, um den Kopf der Kolonne seitwärts zu dirigiren, setzte mich selbst an die Spitze, aber immer kehrten die Wagen, sich nur bei der Armee sicher glaubend, in den Hauptweg zurück, nachdem sie einen kleinen Umweg gemacht hatten. Befehle, Drohungen, Gewalt, Nichts half beinahe den ganzen Tag. Da fiel mir ein Mittel ein. Wir schrieben in der Eile eine Menge Zettel mit den Worten: „Die Hospitäler sind in Kasimow und Elatma über N. N.", ließ sie durch die Kosaken in der Kolonne an die gescheutesten Leute vertheilen, setzte mich an die Spitze des Zuges, führte ihn ein gutes Stück zur Seite und nun ging's. Am andern Tag war der Weg frei. Dies war um so nöthiger, da wir über den Fluß Pra setzen mußten, wo ein hohes steiles Ufer die Auffahrt für die Artillerie und das Armeefuhrwesen ungemein erschwerte. Die Franzosen, im Taumel, Moskau erreicht zu haben, drückten so gut wie gar nicht nach. Auch ein Fehler!

Die Ursache, daß ich mich damals bei so wenigen Mitteln

befand, lag darin, daß ich alles Schwere vorausgeschickt und auch manche Beamte sich vorerst zerstreut hatten. Flucht oder gänzliche Zerstreuung war nirgends.

Unsere Armee war schon bedeutend geschwächt; die Milizen fürs Gefecht nutzlos; ja die Moskauischen kamen ohne Flintensteine.

Ich muß hier nachtragen, daß ich weiterhin den Grafen Rostoptschin auf seinem Gute, einem großen Dorfe, wo ich quartierte, gesprochen und zwar kurz vor meinem Aufbruch. Er sagte mir, er wolle nun das Dorf und sein Schloß anzünden, worauf ich ihm erwiderte, was das Dorf betreffe, werde er den Franzosen wenig schaden, desto mehr den armen Bauern, da der Feind seitwärts immer Vorräthe finden würde. Er ließ indessen das schöne Dorf anstecken.

Wie wenig so Etwas nutzt, beweist die Maßregel Kutusows, den Rückzug des Feindes seitwärts, etwa in der Entfernung von 10 bis 12 Werst, zu cotoyiren, wo es noch Vorräthe genug gab, während der Feind unklug auf der ganz verheerten Linie des Vorrückens zurückzog, wo natürlich an Fourage so gut wie Nichts zu finden war. Bei schneller Ortsveränderung finden 100,000 Mann in einem mäßigen Umkreis immer das Nöthige, da, wo für einige tausend Einwohner Vorrath für ein Jahr ist. Das Verheeren geht aber nicht so schnell, als man denkt. Die Pferde der Franzosen fielen nicht von der Kälte, sondern aus Hunger, wobei die Kälte allerdings desto stärker mitwirkte.

So hat Capefigue Recht, wenn er sagt, nicht die Kälte sei die Ursache der Katastrophe der französischen Armee; diese sei auf dem Rückmarsch durch Mangel an Verpflegung des-

organisirt worden. Andre Ursachen kamen hinzu und der sonst so tapfere Franzose taugt minder für lange Rückzüge.

Aus dem obigen Grund hat aber der Verfasser Unrecht, wenn er sagt, die französischen Generäle hätten aus Nebenrücksichten Napoleon in seinem großen Gedanken, nach St. Petersburg zu gehen, widerstrebt. Ich läugne nicht, daß dies als eine große Maßregel erscheinen kann; aber sie war nicht mehr thunlich. Capefigue sagt selbst, bei der Armee seien für Cavallerie und Artillerie nur noch 12000 Pferde gewesen, indessen sei die Infanterie noch gut gewesen und sie sei doch die Hauptsache. Aber dies ist falsch; ohne hinreichende berittene Cavallerie und Artillerie-Bespannung war kein neuer Feldzug in so große Ferne möglich. Die russische leichte Cavallerie hätte die Franzosen gleichmäßig wie auf dem alten Weg, parcellirt, und dadurch wäre eine Verpflegung durch bloße Fouragirung, welche an sich nicht ausreichen konnte, ganz unmöglich geworden. Die Armee wäre bald in denselben Zustand gekommen, wie an der Beresina, auf welchem Marsch sie doch einige Magazine fand.

Es ist ferner irrig, Kutusow habe nur noch Milizen und Rekruten gehabt, wenn er gleich geschwächt war; und was sollte aus Viktor werden? Wahr aber ist es, daß Kutusow noch an der Beresina zauderte, drei Tage hinter einander Rasttag machte und dadurch und durch die Fehler Anderer die Franzosen über die Beresina kamen. Doch wie? Wenn Kutusow bei Wiäsma zauderte, so konnte er Recht haben, nichts Entscheidendes zu unternehmen, aber das Gefecht bei Krasnoi zeigte schon die verzweifelte Lage der Franzosen, die an der Beresina noch viel schlimmer sein mußte. Mir sind keine drin-

gende Ursachen für jene Rasttage bewußt worden; doch weiß man auch, daß man in so bösen Feldzügen oft über Vieles ohne Kenntniß bleibt. Im Geschäftsdrange konnte ich ohnedies oft nur das erfahren, was mir officiel mitgetheilt wurde. Müssige Leute im Hauptquartier haben mehr Gelegenheit zu erfahren und zu erforschen.

Zu Capefigue für jetzt weiter keine Bemerkungen.

24.

Salzburg, 30. Juli/11. August 1841.

Wir verließen am 29. Juli/10. August Gastein unter starkem Regen und bei kalter Luft und mußten auf die schönen Ansichten des Klammpasses verzichten.

In Werfen war uns das Wetter günstig, die Bergfestung gleichen Namens zu besteigen. Ein nicht zu jäher breiter Fußweg führt hinauf. Erst kommt man in eine Art Vorburg, welche den Eingang vertheidigt. In ihr findet sich eine Marmorplatte, welche schriftet, daß Kaiser Franz diese damals beinahe ganz zerfallene Burg habe wieder herstellen laßen.

Aus der Vorburg kommt man in mehrere Höfe und über den letzten, den Hof der Hochburg, in dieselbe. Die unteren Räume einiger Rondele sind in den derben Kalkfelsen gehauen. Wir sahen da die Kasematten, Vorrathsräume, mancherlei Gelasse, unter andern ein Verließ, in Art eines Brunnenloches, wo nach Beendigung des Bauernkrieges ein Anführer fünf Jahre soll gesessen haben, endlich die zuoberst liegenden Fürstenzimmer. Sie sind getäfelt, im Geschmack der Renaissance, doch bei weitem nicht so reich, wie die Gewerkenstube in Hof-Gastein. Das Cedernholz (Cirbelnholz) an der Decke giebt noch einen angenehmen Geruch.

Zuletzt stiegen wir im großen runden Thurm ins Kuppeldach und die Lanterne. Die Aussicht von hier ist zwar weit und schön, gleich einem Balkon der obersten Zimmer; doch macht sich die Gegend um Werfen von unten viel malerischer. Es ist dies oft der Fall; weite Uebersichten von oben, à vol d'oiseau, sind zwar oft für die Neugierde gut, aber selten poetisch. Es ist der Dinge zu vielerlei und zu viel, um Bild zu machen.

Werfen ist für die hiesige Gegend ein geschichtlicher Ort, diente zu Gefängnißen, war nach alter Art sehr fest und kann noch jetzt als Zufluchtsort und zur Vertheidigung dienen, wenn ein Feind in den Luegpaß eindringen wollte, oder ihn von der andern Seite schon durchzogen hätte. Aber fest sind dergleichen einst so furchtbare Burgen nicht mehr.

Weiterfahrend hielten wir hinter Werfen etwas bei einem Eisenguß- und Hammerwerk an, daß ich schon im vorigen Jahre besah. Den wunderschönen Luegpaß, mit zwei Befestigungen und der dritten originellen gegenüber, dem sogenannten Kroatenloch durchgingen wir zu Fuß, bei dem schönsten Wetter.

Von Bad-Gastein bis hierher bemerkt man drei Hauptcharaktere in der Form der Gebirgszüge. Bis nach Hof und etwas weiter zum Klammpaß hin geht das Gneisgebirge mit seinen piramidalischen Spitzen.

Hinter Hof kommt Grünstein, dann Glimmerschiefer und Thonschiefer. Die Spitzen sind jetzt abgerundeter und die Seiten mehr geriefelt und narbiger; auch vermehrt sich das Laubholz, vorerst nur Weißerlen, an guten Stellen Eschen und Ahorn.

Um St. Johann erscheinen niedrige Bergzüge, bis oben

bewachsen, im gewöhnlichen Stil eines mittleren Berglandes und ziemlich freundlich. Bei Werfen die wunderlich zackige Wetterwand des Tänngebirges. Dieses Gebirge möchte ich seiner grotesken Umrisse, zackigen Formen und Ausrisse wegen romantisch, sowie das Gneisgebirge episch nennen. Das Kalkgebirge geht nun in seinen kapriziösen Formen fort bis zur Ebene von Salzburg.

Die schönste Aussicht weit und breit, eine der grandiosesten und malerischsten im Felsenthalstil, ist bei der Kirche im Luegpaß. An vielen andern Orten geben die Wendungen und Zickzacks der aufgemauerten Chaussee, die Felsenvorsprünge und Riffe in der Salzach, sowie die gewaltigen Felswände, von Norden nach Süden aufwärts geschichtet, herrliche Detailbilder

25.

Salzburg, 1./13. August 1841.

Gestern früh nach sieben Uhr traten wir unsern Abstecher nach Ischl an. Es in kein Grund warum man nicht Ischel schreibt. Das Wetter war schlecht, Regen und kalter Wind, so daß wir herzlich froren, um so mehr, da wir uns dessen nicht versehen hatten.

Aus der weiten Salzach-Ebene kommt man Anfangs in das Vorgebirge, welches, durch verschiedene Bäche unordentlich durchschnitten und zusammengedrängte Höhen einschließend, abwechselnd viel Wald, Felder, Wiesen, Mühlen, Bauerhöfe u. s. w. zeigt. Es geht lange stark bergaufwärts. Rechts sieht man ein zackiges Kalkgebirg, vorn die Kuppe, die Frau mit dem Kind genannt, ähnlich dem Granitblock in St. Petersburg, der an der Pavlowschen Kaserne liegen geblieben. Der Wald be-

steht aus Buchen, Spitzahorn und Weißtannen. Besondre Naturschönheit ist nur für den da, der lange nichts Besseres gesehen. In diesem Ton geht es zwei Meilen bis zur Poststation Hof, und von hier zum Fuschl-See. Es zeigen sich nun überall piramidalische, bewaldete, nur selten entblößte bedeutende Kuppen, wo man Basaltgebirge erwarten sollte; indessen ist es Kalkgebirge. Am Fuschl-See, ich möchte ihn beinahe verpfuschten See nennen, denn er ist eben nicht besonders schön, werden diese Kuppen noch bedeutender, mit stärkerer Entblößung der Steinart. Ueberall sporadisch liegende, meist große, steinerne, wohlerhaltene Bauernhäuser, oben oft mit einem Stock von Holz, die von Wohlstand zeugen. Schade, daß die flachen Dächer schon selten und von hohen mit abgekapptem Giebel ersetzt werden. Ich möchte die Baulichkeiten das Salz der Naturschönheiten und die spitzen Dächer ein kindisches Nachäffen der Bergspitzen in Miniatür nennen. Mit den platten Dächern ist viel verloren; die flachen machen Kontrast.

Nach dem Fuschl-See wird das Gebirge grandioser und endlich sieht man von einer Höhe tief unten den St. Wolfgangssee und den Flecken St. Gilgen (Egidius).

Es ist dies eine der schönsten Ansichten, die man nur erblicken kann. Besonders wunderbar lieblich silhouettirt zeigen sich die langen Bergvorsprünge zur Linken, die in angenehmen, doch kräftigen Konturen einen Theil des Sees verdecken. Der Weg geht rechts am See dicht am Gebirg hin. Weiter verengt sich der See und bildet nach einer Weile einen zweiten Spiegel. Vorher sieht man gegenüber den Markt St. Wolf-

gang mit seiner Kirche und einem ehemaligen Kloster. Der Ort spiegelt sich recht zauberisch lieblich im grünen See.

Weiterhin kommt nun der Ischlbach aus dem Gebirg, und die Gegend verändert sich gänzlich. Von beiden Seiten hohe, größtentheils bewaldete Berge, aber im Thal verwüsteter, schlechter Wald, auf sehr hartem Kiesgrund und mit so vielem Berberitzengesträuch, wie ich nie gesehen. Nur einzelne Häuser, und Alles traurig. Endlich erhält das Land wieder ein etwas mehr civilisirtes Aussehen; man wird durch das tempelartige Häuschen der Marie-Louisenquelle überrascht und kommt unvermuthet, nach einer Wendung, ohne viel zu sehen, nach Ischl.

Ischl liegt an der bedeutenden Traun, die von einer andern Seite aus dem Gebirge kommt, und ist jetzt ein Modebad, aus warmer Salzsoole oder im Dampfe der Salzpfanne. Doch lachen die Einwohner selbst über den Vorzug, den man diesem überall zu habenden Heilmittel hier giebt.

Die Gegenden um Ischl sind eigentlich mehr eine ordinäre Berglandschaft, als anziehend, besonders, wenn man eben das Bessere verlassen hat. Baden-Baden liegt in ähnlichen, doch minder hohen Bergverhältnissen, aber welche Lieblichkeit! Hier erscheint Alles trocken, finster, Nichts erweckend.

Ischl hat eine bedeutende Salzsiederei und bringt jährlich gegen 200,000 Centner Salz, die theils auf der Traun, theils zu Lande verführt werden. Die Soole wird im Gebirge aus unreinem Steinsalze durch Senkwerke und Auslaugung gewonnen, kommt in Röhren herbei und wird in einem großen Gebäude mit drei Reservoiren gesammelt.

Die zwei steinernen, wol aussehenden Siedhäuser haben das eine zwei, das andre eine Pfanne, jede von 60 Fuß

Länge, 30 Fuß Breite und 16 bis 18 Zoll Tiefe. Diese großen Pfannen stehen nur auf gemauerten runden Pfeilern, über welchen, um das sich Werfen des Pfannenbodens zu mindern, starke eiserne Stangen liegen. Unten ist ein Heizloch; das Holz brennt auf einem Rost. Wärm- oder Sokpfannen hat man probirt, aber als unvortheilhaft mit Recht verworfen. Jeder Sud dauert zwei Stunden und alle acht Tage wird angehalten und der Pfannenstein herausgeschlagen, die Pfanne aber unten, um das Verbrennen der Bleche zu mindern, mit Lehm beschmiert. Die Soole hält siebenzehn Loth, welches für das Beste gilt. Setzpfannen kennt man nicht. Das an den Bord gezogene feine Salz wird in hölzerne konische Bütten geschlagen, hart eingestampft und an den Seiten der Pfanne in einer erwärmten Vertiefung aufgestellt. Später wird das Salz herausgestülpt und die erhärteten, konischen, nach den Dauben vieleckigten Stücke werden abgeputzt und kommen in 50 Grad heiße Trockenkammern, wo sie ganz hart, und so in Stücken verkauft und verführt werden. Jedes Stück hält gegen 35 Pfund. Für weite Transporte schlägt man das Salz auch in Fässer. Der Centner kostet 6½ Gulden Münze.

26.

München, 3./15. August.

Wir verließen gestern Salzburg und kamen grade nach 24 Stunden, die Nacht durchgefahren, hier an: Viel, um siebenzehn winzige bairische Postmeilen zu machen. Allein es war Aufenthalt durch die Pferde und ohnerachtet man uns in Oestreich zehn Pferde statt sieben, mit denen wir im vorigen Jahre

überall fuhren, aufgehängt hatte, ging es nur desto langsamer.

In dieser ganzen Gegend finden sich, nach Befragung, etwa die Umgegend von München ausgenommen, nur Bauerngüter. Die ungemein guten Höfe, von Stein und Holz, die großen Scheunen, der Anzug der Bauern am Sonntage, beweisen, daß sie sehr wolhabend sind. Auch soll die Grundsteuer nur sehr gering sein. Indessen wollte Jemand in München behaupten, die bairischen Bauern sammelten nicht, sondern verlebten ihr Geld. Einige junge Leute mit Schnurbärten in wolkonditionirten Bauernkleidern, die wir am Sonntage bei der Kirche sahen, waren nach Bericht beurlaubte Soldaten. Ihre Haltung war ungemein schlecht. Keine Spur vom Militairischen. Es taugt nicht, wenn die Beurlaubten nicht wenigstens am Sonntage, theilweise in Uniform sind. Sie verbauern zu sehr, und denke man ja nicht, daß dies gleichgültig sei.

Meine anfängliche Absicht war, nicht über München zu gehen, weil ich immer fürchte, durch einen zweiten Besuch mir das schöne Bild der Reminiscenz zu verderben. Jetzt wird meine Befürchtung schon zum Theil wahr, denn Münchens Bauwerke und Gemälde sprechen mich schon minder an. Die schönen Gemälde an den Außenseiten dünken mich schon ein Anklecksen der Wände, denen es gehen werde, wie einst dem Todtentanz in Basel.

Wir benutzten den Rest des Tages, das Theater zu besuchen. Die gemalten Giebelfelder mißfielen mir auch diesmal und da ich nun einmal in meine Routine des Tadelns hineingekommen bin, fand ich die Säulen des Peristils auch

nicht zum Besten geschnitten. Das Innere des Theaters, besonders das Parterre, ist sehr groß; ich habe nie so viele Menschen in einem Parterre gesehen. Dies kommt davon, daß die Rundung der Lyra einen Cirkel macht, welches den Vortheil hat, daß die Logen im Fond näher gerückt sind, wobei freilich in den Seitenlogen, näher am Theater, nicht so gut zu sehen ist. Die innere Verzierung hat mir ganz gut gefallen, doch muß ich es als einen Hauptfehler ansehen, daß an beiden Seiten der königlichen Loge Kariatiden oder Musen stehen, welche eine Balkonreihe abschneiden, da diese Loge durch zwei Etagen der Balkone geht. Da nun auch ihre innere Auszierung Wandpilaster hat, die bis oben gehen und lange Spiegel dazwischen, so sieht die nebenstehende, abgeschnittene mittlere Balkonreihe von beiden Seiten wie an die Hüften der kollossalen Figuren angestemmt aus. Ich weiß wol, daß man es in Theatern nicht so genau nehmen muß, besonders machen die Logen für die Regenten Schwierigkeiten, allein im gegenwärtigen Fall hätte sich das Mißverhältniß doch besser maskiren lassen.

27.

München, 5. August.

Wir waren in der Pinakothek. Besonders fielen mir die schönen Frauenköpfe von Meister Wilhelm (ums Jahr 1380) aus der alten niederrheinischen, kölnischen Schule auf. Unter allen älteren, noch im Byzantinischen befangenen Meistern habe ich kaum etwas so Gutes gesehen. Doch abermals — ich muß es wol nicht verstehen — konnte ich Dürer nicht so hoch schätzen.

Uebrigens zeigen die Köpfe dieser Werke, daß es nicht

an den Malern lag, wenn sie die Leiber so klapperdürr und lang und die Hände wie Skelette machten. So wollte es das Publicum, für das sie arbeiteten, und dessen Geschmack mußte sich erst allmälig ändern, ehe die Bilder ganz der Natur folgen konnten. Uebrigens mochten diese gespensterartigen Gestalten für den gemeinen Sinn etwas Ueberirdisches, dem tagtäglichen Menschenthum Entschwundenes haben, das mehr zur Andacht reizte, als irgend kunstgerechte Figuren, wo man Aehnlichkeitsvergleichungen anstellen konnte. Es findet dies gewissermaßen noch in unseren griechischen Kirchen statt. Der Masse gefallen die Bilder im alten Stil besser, als das zu weltlich aussehende. Ist doch auch Luthers Bibelübersetzung eindringender, als eine in neuester Sprache.

Von da machten wir uns auf, das Innere der Basilika des heiligen Bonifacius zu besehen. Ich bemerkte, daß nicht Gewölbe die Decke bilden, sondern das Sparrenwerk selbst, aus braungebeiztem Tannenholze mit vergoldeten Leisten. Ueber die Sparren ist eine Bretterbedeckung, himmelblau angestrichen, mit Sternen aus vergoldetem Blech. Es giebt freilich Beispiele solcher Art aus der älteren Zeit und die heidnischen Tempel scheinen größtentheils Holzdecken gehabt zu haben, mir erscheint es indeß bizarr, Dinge nachzuahmen, die bloß Nothbehelfe oder Fehler waren. Die Basilika wird mit einer Menge von Frescogemälden aus dem Leben des heiligen Bonifacius und anderen Scenen aus der Zeit der Einführung des Christenthums unter den Germanen, auch späterer arianischer Ketzerei oder Vernünftelei verziert. Nur Schade, daß in der Frescomalerei das Fleisch nicht recht lebend und warm herauskommt; wenigstens habe ich nichts

Gutes der Art gesehen. Ohnedies ist eine warme, transparente Karnation das Hauptverdienst der münchener Malerprovinz.

Auch das herzoglische leuchtenbergische Palais haben wir besehen. Die Zimmer sind nicht besonders prächtig, doch zu ihrem Gebrauche höchst anständig. In der Gemäldegallerie befinden sich vier wunderschöne Marmorgruppen und einzelne Figuren von Canova und Thorwaldsen, sowie herrliche italienische und spanische Malereien. Verschiedene Zimmer enthalten Familienportraits, Schlachten und andre Scenen des Kaiserreichs. Oft kommt Napoleon vor. Diese Reminiscenzen vergangener tiefer Erniedrigung Europa's und vergangener, gefallener Größe stimmten mich sehr ernst. So betrachtete ich mit ähnlichen Gedanken die Portraits der kräftigen und hübschen Königin Donna Maria da Gloria und ihres verstorbenen ersten Gemals, Herzog von Leuchtenberg. Er starb so früh. Sic transit gloria mundi, sagte ich tief bewegt bei der Nachricht vom Tode des Kaisers Alexander, und war auch gefaßt, daß es mit mir werde anders werden. Doch kam es nicht so.

In die Glyptothek geleitete uns Herr von Klenze. Er bemerkte, daß er im Gegensatz zur gewöhnlichen Meinung die Antiken in reichen, kräftig gefärbten Räumen aufgestellt habe, und daß sie dadurch nicht verlören, sondern sauber erschienen. Ich stimmte ein. Viel wurde von der Bemalung der Statuen gesprochen, die bei den Alten so allgemein war, daß Phidias auf ein Lob seiner Werke antwortete, er habe nur der Kunst des Apelles ein glückliches Feld bereitet. Herr von Klenze wollte das Bemalen nicht ganz tadeln. Ich kann

nicht der Meinung sein. Es war Gebrauch, Verlangen der Kunden und daher machten es die Künstler; aber es mußte alle Täuschung stören und je besser bemalt, desto mehr; denn alle Täuschung schwindet da, wo man Etwas nicht für Täuschung, sondern für Wahrheit halten soll. Es wäre indeß interessant, eine gute Statue von einem bedeutenden Künstler bemalen zu lassen.

28.

Regensburg, 9. August.

Wir kamen heute Mittag hier an, besahen die Stadt und den Dom, und fuhren nach der Wallhalla, die auf dem Bräuesberg liegt, einer piramidalischen Kuppe, die aber nicht, wie man sagt und schreibt, Granit, der aus dem Kalkgebirge emporgetrieben wäre, sondern Porphyrbreccin ist, von meist feinem Korn, mit leicht eingeschlossenen größeren Brocken. Wallhalla ist am Abhange des Berges erbaut auf einer Terrasse, zu der man durch hohe Prachttreppen hinaufkommt. Pästumsäulen gehen rund um. Alles ist Marmor, von außen matt behauener, von innen fein polirter.

Vom Ganzen läßt sich noch nicht urtheilen: im Inneren hindern die Gerüste, das Aeußere ist ganz mit einer Bretterhütte verhüllt. Indem ich dem schönen poetischen Gedanken der Erbauung, der technischen Vollkommenheit und Dauerhaftigkeit der Ausführung sowie der Wahl der Form, der eines Tempels, gern volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, muß ich doch einige Bemerkungen machen.

Es ist überhaupt bedenklich, auf bedeutenden Höhen große Werke anzulegen, wenn sie nicht in der Breite die Höhe krö-

nen, und im jetzigen Falle dürfte es nicht ausbleiben, daß der Tempel, so bedeutend er ist, (die Säulen haben 5 Fuß 9 Zoll Durchmesser) von allen Stellen, wo man das Ganze übersehen kann, nicht besonders groß, gegen das ganze Soubassement und Treppenwerk mager erscheinen wird.

Im Innern stehen die geschichtlichen Basreliefs, von Wagner in Rom, im Fries zu hoch. Dergleichen sollten gar nicht in die Friese kommen. Hier hätte man sie eher niedriger, in Form von Füllungen, anbringen können. Friese fordern kräftige sehbare Verzierungen.

Die Kariatiden in der Attika gehören meiner Meinung nach, nicht in den ernsten Geschmack, sondern sind nur im leichten Decorationsstil zu toleriren. Zudem sind sie hier bemalt, obwol sehr leicht, auch vergoldet, blaß und glanzlos, wie alle münchener Vergoldung, wie es scheint absichtlich der Dauer wegen. Aber wozu überhaupt Vergoldung, Bemalung in ein Monumentalwerk, das aere perennius sein soll?

Früher sollte das Innere durch eine im halben Cirkel gewölbte Decke geschlossen werden. Jetzt aber thut dies das vergoldete und bemalte flache Sparrenwerk mit Cassettonen. Es ist zwar Alles von Schmiedeeisen und Kupferblech, ahmt aber doch das Holz nach, giebt also die Idee des Holzes. Deshalb sind, meiner Ueberzeugung nach, solche Decken besonders in einem Hauptgebäude ganz unzulässig, weil sie die Idee eines Holzbaues, eines Mangels oder Zurückbleibens in der Kunst oder einer Gelderſparung geben. Außerdem sind Eisen und Kupfer angriffige Gegenstände; wer steht dafür, daß sie in irgend einer Epoche nicht weggerissen werden. Ein steinern Dach geht freilich nicht wol, sonst wäre es das Beste.

Ich hätte die Heizung ganz weggelassen; sie macht nur vieles Schwitzen.

Die Freistatuen im Fries will ich eben nicht gang tadeln, weil Basreliefs hier wenig zu erkennen sind; doch kann nicht übersehen werden, daß die Form des flachen Dreiecks zu allerhand Auskunftsmitteln zwingt, um die Ecken auszufüllen, die nothwendig etwas Gezwungenes, ja Unnatürliches haben müssen. Ein so großes Gebäude konnte füglich der kleinlichen Verzierungen mit Bildereien von außen entbehren, denn es muß durch seine Massen und Schatten wirken.

Ob nicht eine Kuppelform, statt der etwas mageren Tempelform mit zwei Frontons, mehr Effect machen würde, wage ich nicht zu entscheiden. Mit Seitenflügeln hätten sie den Berg mehr bedeckt; allein man könnte manches Andre dagegen einwenden, besonders das Kirchen- oder Schloßartige. Ja, ließe sich überhaupt eine Form finden, gegen die Nichts einzuwenden wäre?

Dies ist ungefähr Alles, was ich eingefleischter Tadler etwa über dieses herrliche Nationalwerk zu sagen hätte. Kritisiren ist leichter, als machen, und ein für Alle Vollkommenes giebt es nicht. Uebrigens können alle diese Bemerkungen den hohen Talenten, dem künstlerischen Genie und dem technischen Wissen des Herrn von Klenze keinen Abbruch thun.

29.

Teplitz, 14./26. August.

Gestern verließen wir Karlsbad. Den Berg zur Kaiserstraße an der Hauptkirche hinan und weiter auf ihr wurden wir durch die herrliche Ansicht der Stadt, ihrer Bergumgür-

tung, der Dorotheenaue und der in weiten Schlangenlinien, zum Theil auf hoher Untermauerung mit Strebepfeilern, einer Festungsmauer gleich, sich fortziehenden Straße aufs Angenehmste unterhalten.

Auf der zweiten Station sahen wir links, im letzten Glanz des Abends, die Ruinen der Burg Hartenstein. Dieser Anblick ist außerordentlich grandios. Auf einem höchst schroffen, zackigen Felsenkegel stehen die Mauerreste der Burg mit vielen Oeffnungen und Bögen, und besonders malerisch stimmt dazu die am halben Berge liegende, durch einen großen Gewölbbogen durchbrochene Vorburg.

Nun trat völlige Nacht ein.

Am Morgen kamen wir durch ein lang aufgewelltes Land, rechts in der Ferne das böhmische kuppige Mittelgebirge, links den Südabhang des Erzgebirges. Besser, als Alles in Baiern.

Näher nach Teplitz wird die Gegend noch reizender. Rechts erheben sich die kecken Basaltkuppen des Mittelgebirges, mit den vielen herumliegenden Dörfern, Kirchen, Höfen und andern Gebäuden. Links wird das Erzgebirge immer lebendiger; eine Menge von Flecken, Dörfern, Schlössern, Klöster u. s. w. steigen aus der nun geringern Ferne auf. Man kommt durch Dux mit dem großen Schloß der Grafen von Waldstein, erblickt den Teplitzer Schloßberg und kommt endlich in die Stadt.

Leider muß ich bemerken, daß die Dörfer und einzelnen Bauerwohnungen, ja zum Theil die Höfe der größern Besitzer in Böhmen bei weitem denen in Baiern nachstehen, obwol doch das Land, wenigstens von Carlsbad an, wenige Strecken ausgenommen, offenbar fruchtbarer ist.

Auf der letzten Station vor dem Eintritt in Böhmen fragte ich einen hübschen Mann, wie es in Böhmen aussehe. Er meinte, die Städte hätten wenig Nahrung; die besten Ländereien besäßen große Gutsbesitzer, der Bauer sei leibeigen und arm. So schien es mir nachher auch. Die Städtchen sind schlecht, das Arbeitsvieh des Landmannes verkümmert. Die Leibeigenschaft ist freilich im Gesetz aufgehoben, aber die Arbeitspflichtigkeit und andere örtliche und moralische Umstände lassen ihre Folgen in der That fortdauern.

30.

Teplitz, 16./28. August

Gestern am Nachmittag besuchten wir das Schießhaus, die Schlackenburg und das Denkmal, zu Ehren des Königs Friedrich Wilhelm, des Freundes von Teplitz, von der dankbaren Stadt errichtet. Das Monument ist wenig bedeutend und die kleine Victoria, die oben auf einer Kugel schwebt, kommt beinahe kindisch heraus. Der Form nach ist es eine viereckte, verjüngte Pfeilergestalt, oben mit Frontons, von Sandstein und mit Oelfarbe angestrichen, demnach wenig dauerhaft, nur als ein temporäres Erinnerungszeichen anzusehen. Es verkältet, verwischt und vergißt sich Alles im Leben und erhält sich nur in den für die Mehrheit todten Büchern; wären aber auch diese nicht, würde es doch länger im traditionellen Gedächtniß bleiben. Seit man Alles aufschreibt, vergißt sich Alles leichter.

Heute Morgen nach dem Bade fuhren wir aufs alte Schloß, das heißt bis an den Berg; denn man muß den Rest zu Fuß hinaufgehen. Die Gegend unten an der Südseite der

Kuppe ist zwischen Feldern und einigen Steinrücken mit Nußbäumen besetzt, wo noch sehr weit vom eigentlichen Berge die Reste eines alten Thores stehen. Die Kuppe selbst hat viele sehr alte, große, aber doch krüppelhafte Eichen. Junge Bäume der Art waren nicht zu sehen, sondern krumme Birken, einige Lärchen und Kiefern-Anflug.

Die Kuppe hat den Namen auf Tschechisch Dubrowska hora — Eichenberg. Woher kommt es, daß die Eichen ausgehen?

Auf einem nicht gar steilen Wege, der zur Noth ein schlimmer Fahrweg ist, kommt man durch verschiedene Thore am Berge, wo auch noch Spuren von Mauern sind. Die eigentliche Burg theilt sich in zwei Theile, die äußere mit Graben und Zwinger, und die innere, die einen andern Graben und Zwinger hat.

Man sieht an mehreren Theilen der Burg, daß sie später für Schießgewehre eingerichtet worden, was bei der Erneuerung durch Wilhelm Kinsky geschehen sein wird. Die Schweden besaßen sie im dreißigjährigen Kriege mehrmals, und die österreichische Regierung ließ sie später demanteliren, da sie mehr schädlich, als nützlich war.

Der Graben der innern Burg hat an mehreren Stellen, besonders gegen Osten, Kasematten in der Scarpe, in denen sich zur Bequemlichkeit der Reisenden eine Wirthschaft für Sommer nnd Winter angesiedelt hat. Obschon bloß mit Erde bedeckt, sind die Räume im Sommer doch recht trocken.

Man sieht aus allem diesen und den erheblichen Resten, von denen das ehemalige Hauptwohngebäude eine Stuckatur mit Rustik und sehr große Fensteröffnungen zeigt, das die

Bergveste sehr bedeutend gewesen. Ausgezeichnet malerisch ist sie selbst nicht.

Das ganz besonders Bemerkenswerthe sind gewisse räthselhafte Crypten. Durch eine gewöhnlich verschlossene Thür, nicht weit von der Wirthsgelegenheit, steigt man mit einem Bündel angezündeter Späne in einem geräumigen, gewölbten Gange ziemlich tief hinab. Dann kommen breitere Gewölbe, die aber in der Mitte durch Mauern geschieden sind, doch unter einander kommuniziren. Der Boden ist ziemlich feucht, aber die Luft gut; an den Gewölben ist noch der Mörtel mit dem Abdruck der Schaalbretter zu sehen. Es ist aber hier kein unterirdischer Ausgang; denn wir bemerkten zuletzt kein weiteres Fortgehen. Das schwer zu Erklärende besteht aber in mehreren Löchern, deren wir mehr als sechs zählten, wo Menschen eingemauert worden sein sollen. Sie sind hoch und schmal, etwa zwei Fuß breit und vorn mit einer nicht dicken Mauer verschlossen. Nach oben sind sie ohne weitere Oeffnung, also keine Luftlöcher. Die meisten sind erbrochen und die Gerippe sollen in die Stadt gebracht worden sein. Eines war noch geschlossen und hatte nur ein kleines Luftloch. Zufällige leere Räume in der Mauer sind es nicht; doch war nicht zu erkennen, ob Spuren eines späteren Vermauerns da sind. Ein enges Seitenluftloch ging noch zu Tag aus. Da wir erhitzt waren, konnten wir uns in diesem sehr kühlen Orte nicht so lange aufhalten, um Alles genauer zu untersuchen. Der Tag war lybisch heiß.

In den Büchern, welche ich über Teplitz habe, ist zwar den Vermauerungslöchern und alter Waffen, welche, wie man oben sagte, mit den Skeletten nach der Stadt gebracht worden,

Erwähnung geschehen; von diesen Knochenresten, dem Alter und Zwecke der Crypten ist aber in ihnen nichts gesagt. Ich werde mich näher zu erkundigen suchen. Jedenfalls läßt sich über dies Alles schwerlich eine bestimmte Idee fassen. Zu Kellern war es nicht nöthig so tief zu gehen und die Räume durch Mauern zu verengen. Dies gilt auch vom Gebrauch zu andern Vorräthen, zu welchen die Souterrains auch zu feucht wären. Zu jenen Zwecken wären die vorhandenen Kasematten ohnedies besser gewesen. Nimmt man aber an, daß diese später, wie es wol der Fall sein kann, erbaut worden, so bleiben immer noch jene Fragen. Und wozu die vorbereiteten Löcher zum Vermauern? Hat es in sehr alter Zeit eine Strafe des Vermauerns in Böhmen gegeben? Stand hier einst ein Kloster? Wozu überhaupt dieses bedeutende unterirdische Bauwesen? Ohne Nothwendigkeit hätte man die bedeutenden Kosten nicht aufgewendet. Ich dachte an die Vehmgewölbe in der alten Burg von Baden, an Katakomben, an die alte heidnische Zeit; aber Nichts will halten. Wieder schien mir, die Gewölbe müßten mit den Kasematten zugleich erbaut sein; denn in der Scarpe liegt die Thür und sie sind außerhalb der Burg. Allein die Räume konnten auch bei Auswerfung des Grabens zusammentreffen. Jetzt ärgert es mich, daß ich Manches nicht näher betrachtet habe. Aber wer denkt gleich an Alles. Am Ende erklärt sich die Sache vielleicht recht prosaisch.

Nach Briefen aus Petersburg ist eine Eisenbahn nach Moskau im Werk. Alle verständigen Leute im Auslande sind der Meinung, daß sie nichts einbringen, die Moralität verderben und Kapitalien todtschlagen würde, die besser verwendet werden könnten. Auf die Frage, warum ihre Regierungen

dennoch Eisenbahnen bauten, ist die Antwort, man müsse der Krankheit nachgeben und den Nachbaren folgen, damit diese keine Vortheile im Gewerbe sich zueignen könnten. So denkt man in Preußen und Oesterreich; auch dachten Andere im vorigen Jahre so.

31.

Teplitz, 18./30. August.

Jetzt ist vom Exminister und vielleicht bald wieder Exminister Herrn Thiers viel in den Zeitungen die Rede. In Berlin soll er, angeblich als Geschichtschreiber, sehr wol bei Hof aufgenommen worden sein; hier und da soll er persönliche Befürchtungen geäußert haben. Fürst Lichnowsky, der Don Karlianer, erzählte mir, Thiers habe ihm gradezu gesagt, die Deutschen müssten ihm ein Monument setzen, daß er sie aufgeweckt habe. Er hat auch Schlachtfelder besehen, als ob sich im Grunde da viel sehen ließe, da doch nicht das todte Hinderniß oder die todte Ortsbegünstigung die Entscheidung giebt, sondern das lebende Princip. Vielleicht wird sich der so geistreich redende und ich möchte sagen, so geistlos handelnde Mann über Deutschland näher aussprechen. Käme er doch auch zu uns nach Rußland. Er würde sich überzeugen, daß heutzutage Gesellschaft und Regierung überall mehr Existenzkraft, als im schönen, wirklich schönen Frankreich haben.

Die Lafarge ist als Diebin verurtheilt worden. Ich habe diesen Prozeß nicht genau verfolgen können. Ihre Schuld in diesem Punkt kann aber nicht als direktes Präjudiz hinsichts der Vergiftung gelten. Bei dem französischen Gerichtsverfahren kann man aus Nichts klug werden.

Man sagte unterwegs, der Papst käme zur Cur nach Ischl. Nun, Salzwasser giebt es doch auch in Italien.

Ich habe hier noch keine Gelegenheit finden können, die Dauphine zu sehen. Dieser aufgewärmte Dauphin gehörte auch zu den, gelind gesagt, Sonderbarkeiten der Restauration. Ein prestige läßt sich nicht wieder heben, wenn es gefallen ist; es wird lächerlich und ärgerlich zugleich.

Eine neue Lustration der Patentsteuer scheint in Frankreich deshalb nicht wol möglich, weil sie nach der Strenge von sehr Vielen nicht zu tragen ist. Es scheint, man wolle sie fallen lassen und bloß bei der Fenstersteuer bleiben. Es wird zwar viel von dem Reichthum in Frankreich gesprochen, und ich glaube daran, denn der Franzose ist bekanntlich zum Thesauriren geneigt, eine an sich gute Tendenz, wenn sie nicht in Knickerei ausartet; allein es leidet wieder keinen Zweifel, daß in den kleineren Städten und unter den Ackerbauern viel Armuth ist und die Steuern über die Maßen hoch sind. Es scheint sich auch in Frankreich eine übermäßige Ungleichheit des Besitzes einzuleiten, wie in England, doch besonders an Kapitalreichthum. Wenigstens hat der Bauer in Frankreich, wie in Deutschland, Landbesitz, während alle Gebrechen Großbritanniens aus der Art des Landbesitzes hervorgehen. Im Ganzen ist in Deutschland weniger gehäufter Geldreichthum, als jenseits des Rheins, aber weit mehr verbreiteter, mäßiger Wohlstand. Die großen Güterbesitzer sind heutzutag hauptsächlich nur in England, Italien, Rußland, Ungarn und Böhmen. Die am wenigsten ruinirten sind wol in Italien, nur zum Theil in England.

32.

Teplitz, 19./31. August.

Ich fuhr heute nach dem ehemaligen Kloster Maria Schein, von dem Dorf Schein so benannt. Der Ort interessirte mich, weil ich 1813 ihn grade zu Pferd besuchte, als man die Kirche zur Vertheidigung einrichtete, wenn die Franzosen in dieser Gegend einbrechen sollten. Man machte Gerüste, durchbrach Schießscharten und was dem mehr war. Jetzt ist Alles friedlich und ruhig, welcher Kontrast!

Von da ging es nach der schlechten Bergstadt Graupen. Im gedachten Jahre kam ich nach der ärgerlichen Dresdener Affaire hier herab. Der Hohlweg oberhalb Graupen war mit Artillerie verfahren und ich mußte mit meinem guten Rappen, der mich zweimal nach Paris und zurück getragen, über entsetzlich steile Zinn-Halden herunterreiten. Auf dem Marktplatz konnte ich mich endlich einigermaßen erkundigen, was das Schießen bedeute. Es war das Gefecht unserer Garden gegen Vandamme, wo diese herrlichen Truppen durch unglaubliche Anstrengungen den gesammelten Rückzug der Armeen nach Teplitz möglich machten.

Es war dazumal ein großes Zerwürfniß zwischen den Oesterreichern und Barclay de Tolly. Nachdem er Nachricht erhalten, daß die Franzosen ostwärts über das Gebirg drangen, hatte er die vorgeschriebene Rückmarsch-Straße verlassen und eine mehr westliche Herabfahrt eingeschlagen. Die Oesterreicher warfen ihm vor, wenn er bei der Disposition geblieben wäre, so hätte er Vandamme in die Flanke genommen und das Schicksal der Armee habe nicht mehr bloß auf der Garde und einem ungleichen Kampf beruht. Er wandte ein, er habe auf

Uebermacht stoßen und im Marsch angegriffen werden können. Kaiser Alexander billigte die Gründe Barclay's. Schon seit der Vereinigung mit den Oesterreichern war große Spannung, wol des Oberkommando's wegen. Barclay blieb Oberbefehlshaber unserer Armee; die Oesterreicher sahen in ihm einen Corpsgeneral. Sein Hauptquartier ward ihm nicht in Teplitz, sondern in einem Dorfe ostwärts angewiesen. Ich selbst stand damals zugleich bei dem kaiserlichen Hauptquartier und war also in Teplitz.

Ich habe hauptsächlich zur Hebung dieses Mißverhältnisses, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, beigetragen, indem ich dem österreichischen Generalintendanten Feldmarschalllieutenant Prohaska, einem grundbraven Manne, auseinander setzte, welche große Bedeutung bei uns ein Oberbefehlshaber habe, worüber er sich verwunderte und es weiter brachte. — Barclay dagegen hatte mich im Verdacht, ich halte es mit den Oesterreichern, und es wurden mir daraus große Kränkungen und Hintenansetzung. Gewiß war es damals nicht Zeit zu kleinen Eifersüchteleien, und mir wurde später volle Genugthuung. Es konnte ja zu Nichts führen, zu klagen und bitter zu sein, wenn die Oesterreicher in Verpflegungssachen nicht alles Versprochene leisteten, weil es unmöglich war.

Später, 1815 habe ich in Wien den Oesterreichern und zugleich der allgemeinen Sache große Dienste geleistet, indem ich Baiern dahin brachte, von einer allzutheuren und beschwerlichen Verpflegungskonvention abzustehen, welche Oesterreich vorschnell mit ihm abgeschlossen hatte. Ich setzte die Nation

von 16 auf 6 Kreuzer Bezahlung herab. Nun ist dies natürlich vergessen.

Von Graupen besuchten wir die nahliegenden Orte Rosenburg und Wilhelmshöhe. Auf diesen Höhen befinden sich bedeutende Gloriétten und andere Anstalten für Besucher. Auf Wilhelmshöhe zeigt man die eigenhändigen Namen vom König Friedrich Wilhelm III., der Fürstin Auguste von Liegnitz, einigen Prinzen und dem bedeutenden Gefolge auf einem Blättchen Papier. Die, wie man allgemein glaubt, jungfräuliche Wittwe unterzeichnete mit sehr feiner, unregelmäßiger Schrift „F. A. v. Liegnitz".

Alle Fernen waren mit Duft so verhüllt, daß wir nur die Umrisse des gegenüber liegenden böhmischen Mittelgebirges erkennen konnten; aber die nahen Gegenden, die Schluchten und das in einer solchen tiefliegende Graupen bieten sehr interessante Ansichten dar.

Wäre der Tag nicht so entsetzlich heiß gewesen, so hätte ich auf dem Rückwege noch die Ruinen der Burg Geyersberg besucht, wo unsre Russen im Jahre 1813 einige Felsen sprengten, um den Franzosen den Einbruch zu wehren.

33.

Teplitz, 20. Aug./1. Sept. 1841.

Es war heute der Tag unserer silbernen Hochzeit. Zu einer eigentlichen Feier hatten wir hier keine Gelegenheit, begnügten uns also ein Paar neue Ringe, mit dem Datum des 20. August, den früheren unter herzlichen Glückwünschen beizufügen. Wie viel Dank schulde ich meiner guten, herrli-

chen Frau für die Treue, Theilnahme und große Liebe, die sie mir 25 Jahre hindurch erwiesen hat.

Ich war lange unverheirathet, weil es meine Verhältniße geboten; auch hat das freie Leben seine Reize, so lang man jung ist. Doch sobald es meine Einkünfte einigermaßen verstatteten, fühlte ich, daß die Ehe auch zum Ganzen des menschlichen Lebens gehört. Hat sie auch ihre Leiden, so fällt doch die Zwecklosigkeit weg, die dem alten Hagestolzen Alles schwer und freudenlos macht.

Abends fuhren wir alle nach Dux, um die Sammlungen der gräflichen Familie von Waldstein zu sehen, die mit großer Bereitwilligkeit zu gewissen Stunden gezeigt werden, wo die Familie sich in einige innere Zimmer zurückzieht.

Das Schloß ist ansehnlich; der im Hofe stehende Brunnen oder vielmehr die Doppelschaale von Erz, die Wallenstein aus schwedischen Kanonen in Nürnberg gießen ließ, ist in einem gereinigten Geschmack der Renaissance gearbeitet.

Unter den Gemälden ist besonders das Portrait von Albrecht von Wallenstein zu erwähnen. Es gleicht dem in Eger wenig und ist minder vortheilhaft, indem es bei weniger erkennbaren Zügen von Größe, einen unverkennbaren Ausdruck von tiefer, ja falscher Verschlossenheit zeigt. Aber welches ist das Aehnliche? Wahrscheinlich keines ganz.

Dann besuchten wir die Rüstkammer, an die eine Antiken- Naturalien- und physikalische Instrumentensammlung, zuletzt eine Bibliothek stößt. Solche bedeutende, stehende Sammlungen werden nur möglich da, wo Majorate bestehen, — denen ich übrigens nicht hold bin.

In der Rüstkammer zeigt man den Degen, den Spitzen-

kragen, oder vielmehr den ausgenähten Kragen, zwei Sattel und einiges Andere von Wallenstein, auch die Partisane, mit der er erstochen worden, die man auch in Eger haben will, wo aber die abgebrochene Spitze Zweifel erregt.

Es waren allerdings Mehrere bei dem Mord, der in der neueren Geschichte ohne Beispiel ist. Das Gefäß des Degens ist vergoldet, groß, nach damaliger Art mit durchbrochenem Stichblatt und Daumenring, und die Klinge ein zweischneidiger Haudegen. Der Degen Karls des Kühnen, der sich in der Rüstkammer unsres Kaisers befindet, ist weit leichter und kleiner. Es läßt sich daraus erklären, daß dieser ein Tragdegen im Frieden, jener ein eigentlicher Kriegsdegen gewesen. Vielleicht hat auch die verschiedene Nationalgewohnheit einigen Einfluß.

34.

Teplitz, 23. August/4. September.

Morgen bei Zeiten verlassen wir Teplitz. Ich benutzte noch diesen Morgen, um die Herzogin von Angoulême zu sehen, diese einst in ihrer Jugend so mißhandelte, dann vom Schicksal erhobene und nun wieder gesunkene Dame, welche Bonaparte den einzigen Mann unter den Bourbons genannt haben soll. Wir richteten es so ein, ihr auf der Straße bei dem Herausgehen aus der Kirche zu begegnen. Ihr Gang war schnell und sehr schwankend; ihre Physiognomie hat etwas Entschlossenes, das Ganze frappirte mich nicht.

Die Bourbons waren in der That in einer nicht aufzulösenden Lage bei der Restauration. Als Folge des Kaiserreichs aufzutreten ging nicht; das ganz Alte aufzuwecken, ist noch

weniger gegangen. Zwar gab man eine Constitution, behielt aber zu viele alte, im Laufe der Zeit abgeschmackt gewordene Aeußerlichkeiten bei. Ein neues, äußeres Königthum wäre nöthig gewesen; doch gab es auch der andern Schwierigkeiten noch gar viele; vor Allem aber fehlte es an Denen, die es schaffen sollten.

Viele Männer dachten schon damals, es könne mit den Bourbons nicht lange gehen; aber unsere Diplomaten ließen sich durch die, von Talleyrand vorgelegte Idee der Legitimität in die Irre führen. Sie haben überhaupt hier und in den meisten Dingen nichts als böse Dinge gemacht und was das Blut gewonnen hatte, hat die Dinte wieder weggewaschen.

Dies soll übrigens nicht sagen, daß im Conflikt der verschieden denkenden und handelnden Diplomatien etwas oder viel Anderes thunlich gewesen wäre, sondern daß diese Herren die Sachen mit veralteten, unphilosophischen Gedanken, mit zuviel altdiplomatischen Wesen betrachteten, jeder an seiner Stelle. Zu den Diplomaten gehören hier auch Höhere.

Noch minder soll damit etwas gegen die Legitimität eingeworfen werden; denn es ist nur von der Modalität die Rede. Die Legitimität im ächten Sinn ist die Hauptgarantie der Ruhe und des Wohls der Gesellschaft. So wie die Gesellschaft eine Naturnothwendigkeit, so ist die Legitimität eine Bedingung ihrer Dauer, und wird mit religiösen Worten ein göttliches Recht genannt. Man hätte demnach die Bourbons nicht gewaltsam verdrängen dürfen, obwol man die Schwierigkeiten ihrer Wiederherstellung und die geringe Hoffnung auf die Nachfolger Ludwigs XVIII. wol einsehen mußte. Allein dies war auch nicht nöthig. Bei festem Willen der Alliirten

hätten sie wol selbst zu Gunsten der zweiten Linie entsagt und diese würde wahrscheinlich keine Schwierigkeiten gemacht haben. Doch genug, mit einigen Sprüngen kommt man auf diesem weiten Felde nicht voran.

35.

Dresden, 24. August/5. September.

Auf dem Wege von Teplitz hierher war vorerst nichts Besonderes zu bemerken; dann kamen wir diesseits Kulm zum Monument der russischen Garde, die hier mit außerordentlichem Verlust vor dem Riß stand und eine schmähliche Wendung des Feldzuges abwand. Es liegt auf einer sanften, runden Anhöhe, wo diese nicht übertroffenen Truppen zuletzt festhielten. Es ist bekanntlich von Gußeisen. Gegen die Form des Denkmals dürfte Mehreres einzuwenden sein, denn eine abgestutzte Obeliskenform mit Sims und Uebersatz macht sich in dem so schweren Monumentalstil nicht. Dem ohnerachtet fehlt es nicht an Effekt besonders in dieser Umgebung.

Am Posthause, ohnweit Arbisau, steht das preußische Monument, eine gothische, nicht große Spitzsäule, auf einem freien Plätzchen in einer Art jungem Fichtendickigt. Es macht gar keinen Effekt.

Dem Posthause gegenüber befindet sich das Monument, welches dem österreichischen Generel Colloredo von seinen Gefährten errichtet wurde. Ein nicht großer Obelisk mit einem Löwen, Alles so wol profilirt, so edel und originell, daß ich wenige Gegenstände der Monumentalbaukunst gesehen habe, ja ich will sagen keine, die mich so sehr angesprochen hätten. Der Effekt wird indessen dadurch geschwächt, daß es einer be-

wohnten Stelle, ja einem Wirthshause gegenüber steht. Monumente müssen einsam, am wenigsten mitten im Gewühl der Gemeinheit am Wege stehen, sonst hält man sie für einen Wegzeiger oder eine Wasserpumpe.

Das Schlachtfeld selbst bietet ein Reihe von Positionen dar, indem sanfte Höhen immer mit mäßigen Vertiefungen abwechseln; demnach bietet es alle Bedingungen zu einem lang fortgesetzten, stufenweisen, oft wieder erneuerten Gefecht dar. Links am Walde, wo das Gebirge anfängt, meinte der Wärter, sei es gar hart hergegangen, weil die Franzosen die Russen hier in die Flanke nehmen und von Teplitz abschneiden wollten.

Ich gestehe, daß es mir jetzt wirklich mißlich vorkam, daß Barclay den Weg verändert hat, der ihn in die Flanke der Franzosen noch während der Schlacht geführt hätte.

Bekanntlich kamen die Preußen unter Kleist am zweiten Tage nach den Russen und mithin in den Rücken der Feinde, die aber bei der Nollendorfer Höhe durchdrangen. Es muß dazumal viel Verwirrung und Ungewißheit geherrscht haben; denn mir hat der verstorbene Feldmarschall Diebitsch, ein gewiß wahrhafter Mann, erzählt, er habe am zweiten Schlachttage da oben den General Kleist getroffen, der ihm zugerufen: „Mein Gott, General, sind sie denn auch gefangen?“ — Worauf Diebitsch antwortete: „Nein, General, wir wollen fangen.“ An Muth hat es Kleist gewiß nicht gefehlt; er konnte glauben, er sei von hinten eingeschlossen und von vorn angegriffen und war dadurch in seinen Ideen verwirrt worden. Dies war um so natürlicher, da Bonaparte, wie man sagt, wegen einer Unpäßlichkeit versäumte, die Reserven unter Haxo Vandammen zur Unterstützung zu schicken,

und ein Nachdrücken der französischen Hauptstärke allerdings zu erwarten war. Sonst wüßte ich es mir nicht zu erklären. Daß übrigens eine starke Colonne, die, es mag kosten, was es wolle, in Verzweiflung an einer Stelle durchdringen will, dies durchführen könne, wenn nicht grade an dieser Stelle, eine sehr starke Gegenmacht bereit ist oder bereitet werden kann, läßt sich leicht einsehen; aber ärgerlich ist es immer.

Anmerkung. Wir übergehen von hier an einen Theil der Handschrift, worin die Reise nach Dresden, der Aufenthalt daselbst, ein Abstecher nach der sächsischen Schweiz, die Weiterreise nach Berlin und von da über Elbing und Königsberg bis zur russischen Gränze geschildert wird, weil, wenn auch einzelne interessante Bemerkungen darin vorkommen, doch das Ganze nur Allbekanntes in gewöhnlicher Weise ausspricht Der Verfasser schreibt jetzt nur, um sich zu zerstreuen, indem sein körperliches Befinden wieder schlechter geworden ist und ihn beunruhigt. Wie sehr dies der Fall war, spricht er selbst in einem Briefe, datirt Berlin den 6. September, folgendermaßen aus: „Ich befand mich heute wegen Hang zu „Schwindel recht unwohl. Dieses unerwartete Uebel, manche unangenehme „Nachrichten von Hause, theils das Geschäftsleben, theils meine eigenen „Angelegenheiten betreffend, haben mich in eine recht mißmuthige Stim„mung gebracht. Auch mein altes Uebel fängt an sich zu rühren. Ich „fürchte mich, zurückzukehren, ohnedies gegen die, mit denen ich lange „Schritt hielt, doppelt zurückgesetzt. Wenn ich auch das Meiste im ei„gentlichen Dienst wieder in das Gleis bringe, wie schon so oft, nächstens „kommt es doch wieder heraus. Ich bin alt. Ach, hätte der Kaiser mei„nen dringenden Bitten im vorigen Winter nachgegeben und mich vom „Finanzministerium entlassen! Ich muß meine allerletzten Kräfte aufopfern „und opfere sie gern ihm und dem Lande, aber alles hat sein Ziel.“ So erklärt es sich, warum die Aufzeichnungen im Tagebuche von Tilsit an gleich einen Sprung bis Rewold, also bis auf den heimathlichen Landsitz in der Nähe von Dorpat machen, wo der Reisende einige Tage ausruhete. In Rewold ist der nachfolgende Schluß des Tagebuchs niedergeschrieben.

36.

Rewold bei Dorpat, 20. Septbr. 1841.

Indem ich am 16. Septbr. den Riemen überschritt, erinnerte ich mich an so Manches aus vergangener Zeit und an den Uebergang über diesen Fluß 1813 bei Maretsch.

Ich kam kurz vorher zum Fürsten Kutusow. Indem ich ohne zu fragen, wie gewöhnlich, in die elende Judenstube eintrat, wo er wohnte, fand ich ihn sehr gegen Jemand polternd. Ich wartete; der Ausgefilzte ging ab; da sagte er, nach damaliger zutraulicher Art: „Setze, ich bin gegen dich nicht bös, und habe mit dir zu reden.“ Das Uebrige will ich in Form des gehaltenen Gespräches wiedergeben.

Er. Nun, will ich dir sagen, wie es da drüben gehen wird. Aus Mangel an Verpflegung wird man Alles ausplündern, die Dörfer abbrennen und ich fürchte die schlimmsten Folgen.

Ich. Ich denke nicht, Ew. Durchlaucht, wenn nur nach einem ordentlichen Plan verfahren wird. Wir können einen Friedensmarsch mit hinreichender Quartierverpflegung machen, und wenn nur gehörige Marschordnung gehalten wird, die Truppen sich in breiter Fronte regelmäßig einquartiren lassen, da vorerst kein Feind da ist, sich nicht in Bivouaks vor die Dörfer setzen, sie ausfouragiren und mehr verderben, als sie brauchen.

Er. Nun, wie meinst du denn dies einzurichten?

Ich setzte es weiter auseinander; denn leider verstanden wir noch wenig von so einem Marsche, den wir später trefflich, nach meinen jedesmaligen, vom Obergeneral approbirten und vorgeschriebenen Marschdispositionen ausführten.

Er. Höre, das ist gut. Schreibe die Disposition.

Ich. Zudem, Ew. Durchlaucht, bin ich schon mit der Königsberger Regierung (oder der von Gumbinnen; es ist mir entfallen) in Correspondenz getreten und erwarte allernächst Deputirte, um Alles zu arrangiren.

Er. Das hast du gethan ohne mein Wissen? (in scheinbarem Zorn) Weißt du, daß ich dich kann erschießen lassen?

Ich. Ich weiß es. Aber, Ew. Durchlaucht, wenn ich in dringenden Fällen, in dem Gewühl des Marsches, bei der Anwesenheit des Kaisers, nicht mitunter entschlossene Maßregeln wagen würde, so ginge die Zeit mit Schreiben verloren, man würde vielleicht Anstand nehmen und es käme zu Nichts.

Er. Du hast wol gethan. Aber sage mir, wie hast du das gemacht, dahin zu schreiben durch den Feind?

Ich. Da die Leute da drüben für uns sind, obwol noch nicht alle Feinde fort sind, so habe ich ein Schreiben, auf sichere Weise, an den ersten Landrath geschickt, um es von Ort zu Ort durch sichere Boten insgeheim weiter tragen zu lassen, und es ist angekommen und ich habe Antwort.

Der sehr gescheute Fürst war zufrieden. Die Deputirten, Regierungsrath Minuth und Assessor Drave, kamen den andern Tag, wurden vom Fürsten gar freundlich empfangen, und Alles kam in Ordnung. Es ging gut. Auch 1815, nach der Schlacht von Waterloo, machten wir nach meinem Plan mit der über 200,000 Mann starken Armee in Feindes Land einen Cantonirmarsch in breiter Fronte nach Paris, unter der Bedeckung einer concentrirten Avantgarde und zweier Flügelcorps. Mir ist es in den Büchern freilich nicht zugeschrieben worden.

In der Folge kam Kutusow gewissermaßen in eine Art von, Vergessenheit kann ich nicht sagen, aber minderer Beach-

tung. Der große Hof absorbirte ganz natürlich Alles und wir, die wir abgerissen, verelendet, ja voll Ungeziefer nach Wilna kamen, fielen natürlich in den Hintergrund, gegen die Suite des Kaisers. An einem hübschen Hause in Kalwary stand der Name des Leibkutschers des Kaisers, und nebenan auf einem halb so großen der Name der Generale Lanskoi und Golyzin. Von da an wurde es besser. Doch zur Sache. — Als wir in Schlesien eintraten, kamen preußische Landesdeputirte zu mir. Ich fragte, ob sie bei dem Feldmarschall gewesen. Sie fragten, ob dies nöthig sei, und ich schickte sie hin.

Kurz vor seinem Tode sprach Kutusow mit mir über den Plan der Campagne. Ich sagte meine Meinung; er forderte sie schriftlich, weil sie wol mit seinen Ideen übereinkommen mochte. Hernach sagte er mir: „ich habe dein Papier dem Kaiser gezeigt. Er sagte mir, „ich dachte nicht, daß der Generalintendant solche Einsichten ins Kriegswesen hätte. Aber, fuhr der Fürst fort, sie werden etwas Anderes thun." — Mißmuthig starb bald darauf der Greis.

Er schützte mich auch in Kalisch mit starken Worten gegen den Großfürsten K., der böse auf mich war, weil ich die Klagen einer Stadt über eins seiner Regimenter an den Obergeneral bringen mußte, wie es meine Pflicht war. — „Ew. Hoheit, sagte Kutusow, wenn Sie mir Leute, die ich brauche, und die man nicht für Millionen kaufen kann, disgustiren, so kann ich selbst nicht bleiben." Der im Grund gute Herr hat es mir aber nicht nachgetragen.

Als ich die letzten preußischen Soldaten sah, die bekanntlich, die Farbe und Weniges ausgenommen, ganz wie die unsrigen gekleidet sind, fiel mir ein, welche gewaltige Sorge

der damalige preußische Generalintendant Graf Lottum, 1813 und weiter, mit dem Riemenzeug hatte. Die Preußen hatten damals noch schmale, weiße Riemen zur Patrontasche und zum Säbel, die Russen bedeutend breite, wie noch jetzt. Da dies nun außerordentlich den Soldaten putzt, konnte es der König kaum erwarten, bis auch seine Garde solches Riemenzeug erhielt, was natürlich so schnell nicht gehen konnte. Der brave Lottum ist auch todt.

Da ich nun im Zug bin, will ich noch eine Kriegsscene von Leipzig hersetzen. Am Tage der Hauptschlacht sah ich bei der Schlacht um, wie es gehe, und kehrte am Abend ins Quartier zu den Geschäften zurück. Ganz früh am Morgen forderte mich der Obergeneral Barclay de Tolly. Ich eilte über das Schlachtfeld, ein Paar Stücke Zwieback im Sack, die ich einigen Franzosen gab. Da sah es schrecklich aus. Selbst die schwer verwundeten Pferde, mit ihrem melancholischen Blick, mußten mich jammern. Um zuzuschneiden, ritt ich näher an der Mauer von Leipzig hin, wo mir zurückgebliebene Franzosen ein gutes Feuer zuschickten, aber nicht trafen, und erreichte den Kaiser mit seinem großen Gefolge, auch Barclay. Nach einiger Zeit kam aus Leipzig ein angesehener sächsischer Deputirter mit Vorschlägen an den Kaiser. Ich konnte seine Worte nicht genau hören, aber der Antrag war, Leipzig für neutral zu erklären. Der Kaiser antwortete sehr laut: „Sagen Sie Ihrem König, wenn er will unser Freund sein, so wollen wir ihn als Bruder behandeln; wo nicht — nicht. Barclay, lassen Sie die Sturmcolonnen formiren.“

Es kam nicht dazu. Wir rückten ein. Die rothen Kosaken voran. In der Eile hatte man in den Straßen aus

Schweden und Russen Spalier gemacht. Hinter ihnen standen eine Menge Franzosen, zum Theil mit Gewehr. Einer fragte mich: Mon officier, lequel est l'Empereur? „Que le diable Vous emporte," antwortete ich. Aus allen Fenstern sahen Damen, Tausende von Schnupftüchern winkten in die Luft; es war großer Jubel. Weiterhin stockte der Zug, die Kosaken kehrten um; denn das altranstädter Thor war verfahren. Welcher Schrecken für die Zuschauer, welche, wie wir selbst, die Ursache nicht gleich kannten. Die Monarchen hielten dann eine Weile auf dem Markt. Der König von Sachsen war auf die Treppe des Hauses gekommen, wurde aber absichtlich nicht bemerkt.

Später speiste ich an einer Wirthstafel. Es fehlte an nichts, als an Brod; man gab statt dessen gesottene Kartoffeln. Am andern Morgen ging es über Pegau weiter.

Jedoch, ich hätte noch von der Reise sprechen sollen. Schamaiten ist ein sehr fruchtbares Land, aber die Dörfer und sporadischen Häuser sind sehr schlecht, die Einwohner sehr roh mit finstern, trotzigen Gesichtern. Näher nach Kurland kommt mehr Ordnung, reinlichere Ackerwirthschaft, geschontere Wälder. Kurland scheint schon ein anderes Land. In Mitau, einer durch die Juden herabkommenden Stadt, blieben wir zur Nacht. Es mußte empfangen werden; auch in Riga, wo wir zu Mittag speisten. Von Riga bis nahe an Dorpat ist ein größtentheils trauriges Sand- und Moor-Land, aber hier um Dorpat ganz angenehm, so viel eine Ebene im Norden etwa sein kann.

Das Hauptgespräch betraf die jetzigen Unruhen unter den Bauern. Es taugte nicht, sie frei und zugleich zu prekären Zeitpächtern zu machen. Die Vielfelderwirthschaft hat die ge-

messenen Arbeiten erschwert, einige Besitzer haben sich zu viel erlaubt, Mißerndten haben die Leute unmuthig gemacht, diese Mißerndten kommen zum Theil von der zu großen Herrenarbeit und der Entmuthigung der Bauern, und nun fanden absurde Gerüchte Glauben. „Sie würden wundervolle Ländereien im Süden, Freiheit von Abgaben und Rekrutirung erhalten, wenn sie zur griechischen Religion übergingen." Ohne diese Bedingung wollen sie es aber nicht. Es wäre hierüber viel zu sagen, besonders auch über das Betragen der Geistlichkeit. Genug, schon vor sieben Jahren suchte ich dem System des Erbpachtes Eingang zu verschaffen, um einen großen Theil der Landleute an das Bestehende zu binden und sie dafür zu interessiren. Jetzt müssen Erleichterungen eintreten und man ist dazu bereit. Bei mir habe ich dies schon früher gethan, weshalb auch die Landleute ruhig sind.

37.

Newold, 25. Sept.

Ich habe Nichts zu schreiben. Einige Besuche, Spaziergänge bei dem etwas bessern Wetter u. s. w. ließen die Zeit nothdürftig hinfließen. Es ist langweilig auf dem Land bei den kurzen Tagen und dem Herbstwetter. Meine Gesundheit ist nicht besser. Das vorige Jahr, scheint es, machte die Natur noch einen Effort; jetzt ist ein Altersjahr mehr hinzugekommen. Ich bin unlustig. Schon seit einiger Zeit kommt mir Nichts mehr als mir zugehörig vor. Ich sehe schon Alles wie fremd an. Geschäfte werden mich auf einige Zeit wieder anregen, aber wie lange werde ich sie tragen können?

Uebermorgen reisen wir nach St. Petersburg.